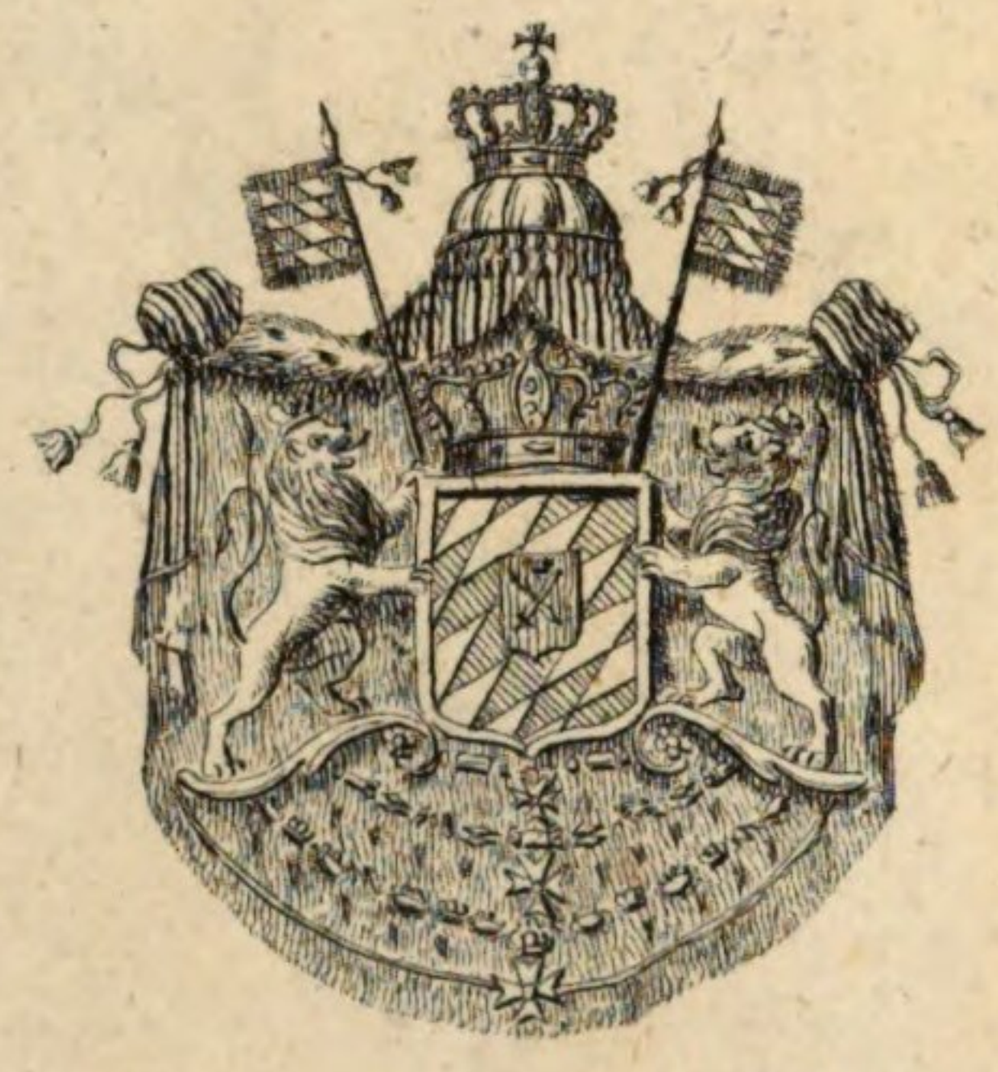
H. N. Nr. 4 a



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt

<366090333200 17

<366090333200 17

Bayer. Staatsbibliothek

H. Vat. 181-1

Hist. nat. System. 217.

N° 443.

Naturgeschichte

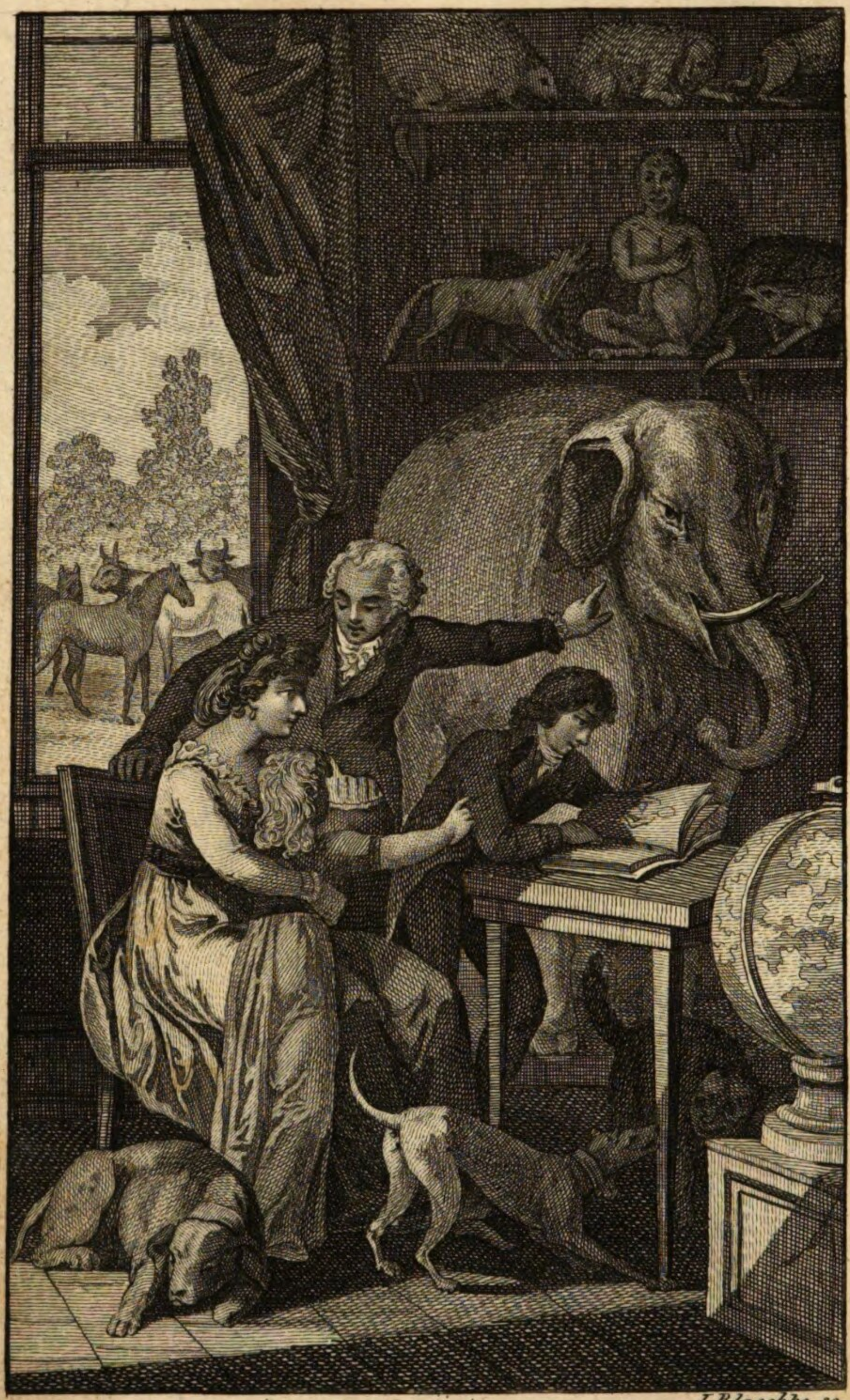
und

Technologie

von

C. Ph. Funke.

Erster Band.



I. Blaschke sc.

Naturgeschichte

und

Technologie

für

Lehrer in Schulen

und für

Liebhaber dieser Wissenschaften

von

C. Ph. Funke.

Erster Band.

Zur

allgemeinen Schulencyclopädie gehörig.

Neue, verbesserte Auflage.

Wien und Prag,

Bey Franz Haas, 1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Herrn

Carl Gottfried Neuendorf

Direktor der sämmtlichen Schulen des Anhalt-
Dessauischen Landes

aus Hochachtung und Freundschaft

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Veranlassung, Absicht und Plan dieses Werks ist bereits in dem vorjährigen ersten Stück des Braunschweigischen Journals bekannt gemacht worden. Das Ideal, welches mir während der Ausarbeitung desselben vorschwebte, verband Wahrheit mit gefälliger Einkleidung, kunstlose Ordnung mit Interesse, Kürze mit zweckmäßiger Vollständigkeit. Ich sehe nun zwar selbst wohl ein, wie weit ich in

der Ausführung unter demselben geblieben bin; indeß hoffe ich doch, meinen Hauptzweck nicht ganz verfehlt zu haben: ein — verhältnißmäßig — wohlfeiles, gemeinnütziges und jedem etwas gebildeten Leser verständliches Handbuch zu liefern, welches von der Naturgeschichte und Technologie so viel enthielte, als ein Mensch von guter Erziehung zu wissen verlangen kann.

In meinem ersten Entwurf hatte ich dem Umfange dieser Schrift engere Gränzen abgestochen, indem ich glaubte, das Ganze in etliche Bände zusammendrängen zu können. Allein ich fand nachher bey reiferm Nachdenken, daß das, was etwa dadurch auf der einen Seite gewonnen werden mögte, auf der andern wahrer Verlust seyn würde. Denn bey jener Einschränkung mußte nothwendig vieles wegbleiben, was offenbar zu der doppelten Bestimmung gehört: ein Handbuch für den Lehrer, und eine unterhaltende Lektüre für den Liebhaber zu ſeyn. Wenn diese nun aber noch neben dem Handbuche wieder andre Werke nöthig hätten — es sey zu ihrer eignen Befriedigung, oder zum Behuf des Unterrichts — so wäre ihnen damit wenig geholfen. Ich darf also wohl sagen, obgleich das Ganze aus sieben Bän-

den, jeder ohngefähr von der Stärke des gegenwärtigen, bestehen wird, daß es ein verhältnißmäßig wohlfeiles Werk sey, da es, wenigstens meiner Absicht nach, mehrere und zum Theil weit theurere Hülfsmittel entbehrlich macht. Denn die Naturgeschichte ist in unsern Tagen durch eine Art von Luxus — eine natürliche Frucht der höhern Kultur — ein weitläuftiges und kostbares Studium geworden, und eben durch die Absonderung dieses Luxus von dem Bedürfniß habe ich jene Absicht zu erreichen gesucht. Ich rechne dahin, außer den ausführlichen Beschreibungen von schönen Schmetterlingen, seltnen Konchilien und dergleichen, auch die Kupfer, womit man naturhistorische Werke so reichlich zu zieren pflegt. Zwar weiß ich wohl, daß sie, besonders die anatomischen, für gelehrte Naturforscher nicht blos Luxus sind, und daß ein Meisterwerk, wie das Schreberische, dadurch an Brauchbarkeit sehr gewinnt; aber bey einer Schrift wie diese, dürfte die Erhöhung des Preises durch zu viele Kupfer, mit dem davon zu hoffenden Nutzen in keinem Verhältnisse stehen

Noch ein andrer bey diesem Handbuche beabsichteter Vortheil für Lehrer ist die Ersparung der Zeit, welche sie auf die Auswahl der zu einem fruchtbaren Schulunterricht zu sammlenden Ma-

terialien verwenden müssen — des Umstandes nicht zu gedenken, daß Mancher auch bey dieser Auswahl gemißleitet werden kann. —

Vielleicht denkt aber ein allzuängstlicher Lehrer, daß, wenn dieses Lehrbuch in die Hände der Schüler gerathe, alsdann alle Aufmerksamkeit bey dem mündlichen Vortrage wegfallen werde, weil er ja nun selbst lesen könne, was er sonst erst von dem Unterricht des Lehrers erwartet habe u. s. w. — Allein dies scheint eine unnöthige Besorgniß zu seyn. Zu geschweigen, daß nur wenig Schüler des Preises wegen sich das größere Werk werden anschaffen können, so hat die Bekanntschaft des Schülers mit den Quellen des Lehrers, so weit meine Erfahrung reicht, gerade das Gegentheil zur Folge, eine geschärftere Aufmerksamkeit in den Unterrichtsstunden; nur darf der Schüler ein solches Buch nicht mit in die Lehrstunde selbst bringen, und während des Vortrags darin lesen. Zudem gibt dem Lehrer die geübtere Denkkraft, und der größere Vorrath an Erfahrung und anderweitigen Kenntnissen überall ein entscheidendes Uibergewicht über den Schüler. Durch die Kraft seines Geistes wird erst der todte Buchstabe der Schrift beseelt. — Es kann nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder in dem Lehrbuche aus eigner Beobachtung

einen kleinen Zusatz, eine Berichtigung, ein Raisonnement anzubringen. Denn ohngeachtet der Versicherung, daß Jeder, der nicht selbst Naturforscher seyn oder werden wolle, bey dem Besitz dieses Handbuchs andre Hülfsmittel entbehren könne, bin ich doch weit von der Arroganz entfernt, es für das Non plus ultra naturhistorischer Kenntnisse solcher Leser auszugeben.

Wahrheit ist das erste Gesetz, welches besonders ein Schriftsteller, der für die Jugend schreibt, nie aus den Augen verlieren darf. Eigne Erfahrung und glaubwürdige Zeugnisse Andrer sind die einzigen Quellen der historischen Wahrheit. Die erstere — in der Regel die sicherste und reinste — hat mir leider in meiner bisherigen Lage nur selten offen gestanden; aus der zweyten aber habe ich auf das vorsichtigste und gewissenhafteste geschöpft. Bey den vielen Widersprüchen, die sich auch in den besten naturhistorischen Büchern finden, ist Irrthum zuweilen unvermeidlich. Allein mit solchen Männern, die ich als Zeugen anführen kann, glaube ich mich nicht schämen zu dürfen geirrt zu haben. Am Ende des ganzen Werks werde ich die Quellen, die ich benutzt habe, dankbar nennen. Daß es nicht flüchtige, gedankenlose Kompilation sey, kann jeder Kenner leicht aus einer Vergleichung bemerken.

Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, einer zweifelhaften Materie zu erwähnen, die sich nicht füglich in dem Buche selbst erörtern ließ. Sie betrift die Entstehung der Milben, Läuse und einiger andern Insekten. — Es ist durch die genauesten mikroscopischen Untersuchungen, vornehmlich des Hrn. Leibarzt **Wichmann**, entschieden, daß acarus humanus von den übrigen Gattungen dieses Geschlechts in der Gestalt abweicht, und daß jene sich nur bey Menschen in gewissen Krankheiten einfindet. Die Frage ist also: Veranlaßt die Krankheit das Entstehen der Milben, oder rührt von diesen die Krankheit her? Hr. Wichmann vertheidigt in seiner **Aetiologie** der **Krätze** mit vielem Scharfsinn das letztere. Mir sind jedoch unter andern folgende Zweifel dabey eingefallen: Entsteht diejenige Art von Krätze, welche die Milben verursachen sollen, allemahl und gewiß durch Ansteckung? Können diese Krätzmilben außer dem menschlichen Körper leben? und wie lange? — da die Mitheilung der Krätze auch durch Kleidungsstücke geschehen kann, so, dünkt mich, sind diese Fragen nicht unnütz. Ferner, da nach dem Zeugniß mehrerer Ärzte und Naturforscher die Milben sich auch zuweilen bei schwindsüchtiger Personen finden, so frägt sichs wiederum: Ist die Schwindsucht Ursach von der Erscheinung der Milben, oder umgekehrt? Im letztern Fall

müßte offenbar die Schwindsucht eben so leicht anstecken als die Krätze. Ich sage nichts von den Ruhrmilben, weil man ihre Existenz im Körper selbst hat bezweifeln wollen. Wenn nun aber die Milben nicht durch Berührung eines schon inficirten Körpers mitgetheilt werden, wie mir dies bey der Schwindsucht fast unläugbar scheint, wo kommen sie denn her? und wie entstehen sie auf dem kranken Körper? sollten sie auch wohl in diesem Fall Ursach und nicht vielmehr Folge der Krankheit seyn? Und wie soll man sich das sonderbare Phänomen erklären, welches Hr. Prof. Blumenbach in seiner medicinischen Bibliothek (B. 1. S. 597.) anführt? Wie kamen die Milben an den Ort?

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der innerlichen Läusekrankheit, wovon ich die Beschreibung von einigen ältern Ärzten und dem Hrn. Prof. Selle entlehnt habe. Aber wie ist es möglich, daß Läuse aus den Ohren und Augen, aus der Nase, aus dem Rücken u. s. w. hervorbrechen? Die leichteste, aber unbefriedigendste Antwort ist: sie kriechen zuvor von außen hinein. Dies bedarf wohl kaum einer Widerlegung. — Hiemit sind noch einige andre Fragen verwand, z. B. ob die Borkenkäfer als Ursach oder Folge

von der Verderbniß der Fichten angesehen werden müssen? Leske versichert in seiner Reisebeschreibung, daß er ganz gesunde Bäume davon angegriffen gesehen habe; Gmelin, von Stapf und mehrere praktische Forstmänner sagen das Gegentheil. Alle diese Fragen sind bekanntlich nicht blos speculativ; indeß will ich, ohne mich weiter dabey zu verweilen, das Resultat meiner Zweifel nur als Problem hieher setzen. Ich stelle mir nähmlich vor, daß der Same zu denjenigen Insekten, welche bestimmt sind, sich von gewissen Körpern allein zu nähren, denselben eben sowohl angeboren sey, als der Same zu den Eingeweidewürmern. Ich sehe wenigstens bey der erstern Hypothese kein größeres Wunder, als bey dem letzteren schon erwiesenen Satz. Mittheilung von aussen findet dabey immer noch Statt; allein die Entstehung der Milben in verschiednen Krankheiten, so wie der Läuse bey der innern Läusekrankheit, läßt sich, dächte ich, durch die Entwickelung des Keims vermöge einer besondern Disposition der Säfte des kranken Körpers dadurch leichter, als auf andre Art, erklären. Haben doch Spallanzani und Hr. Prof. Selle die noch kühnere Hypothese angenommen: daß nicht jeder thierische Körper ursprünglich aus organischen, vorher gebildeten Keimen entstehe. —

Belehrender Tadel muß jedem Schriftsteller, dem es um Vervollkommnung seiner selbst und seines Werks zu thun ist, willkommner seyn, als unbedingtes Lob, und ich wünsche recht sehr — wofern man nicht meine Schrift der Verbesserung unfähig und unwürdig hält — daß man mich mit jenem beehren möge.

Dessau,
den 3ten April, 1790.

C. P. Funke.

Vorrede

zur zweyten Ausgabe.

Bey dieser neuen Ausgabe hat man theils die Druckfehler der ersten und andre Unrichtigkeiten im Ausdruck und in der Darstellung der Sachen zu verbessern, theils in den Vortrag etwas mehr systematische Genauigkeit — so weit dies ohne Veränderung des ganzen Plans geschehen konnte — zu bringen gesucht. In dieser Absicht sind hin und wieder einige Thiere anders geordnet; der Gebrauch der Wörter **Geschlecht** (genus) und **Gattung** (species) ist gleichmäßiger beobachtet, und die lateinische Benennung der deutschen, wo es nöthig schien, beygefügt worden. Auch stehen jetzt die zu diesem ersten Band gehörigen Berichtigungen und Zusätze, an ihrer Stelle. Neue Bemerkungen durften nicht hinzu kommen, wenn nicht der Preis des Buchs erhöhet, und der Werth der ersten Ausgabe, zum Schaden der Besitzer, allzusehr verringert werden sollte. Es wird aber zu seiner Zeit ein besondrer Nachtrag zu allen sieben Bänden erscheinen.

Geschrieben im Julius 1794.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Naturgeschichte.

Das Thierreich.

Allgemeine

Einleitung

in

die Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte ist ein Zweig der Naturkunde, einer Wissenschaft von unermeßlichem Umfange. Man versteht nähmlich unter dem Worte Natur überhaupt alle erschaffenen Dinge, sowohl die einfachen als die zusammengesetzten, mithin gehört nicht nur die gesammte Körperwelt, die Elemente u. s. w., sondern auch die Geisterwelt zu dem Reiche der Natur. Allein die Naturgeschichte schränkt sich nur hauptsächlich auf diejenigen Körper ein, welche Theile unsers Erdballs sind, und nach bestimmten Gesetzen entstehen, wachsen und wieder zerstört werden. Diese Körper nennt man mit Einem Worte Naturalien oder Naturprodukte; auch wohl natürliche Körper. Die einfachsten Bestandtheile derselben, so weit wir sie jetzt kennen, sind Wasser, Erde, Luft und ein brennbares Wesen (Phlogiston). Diese vier Elemente waren der Allmacht zur Bildung so verschiedener Körper, wie wir sie vor Augen sehen,

hinreichend: denn der thierische Leib ist eben sowohl daraus zusammengesetzt, als die Pflanze und der Stein. Das Mehr oder weniger von dem einen oder dem andern Element und die verschiedene Mischung und Zusammensetzung derselben, machen den ganzen Unterschied, machen dieß zu Fleisch, und jenes zu glänzendem Metall. Körper, die mehr wässerige als erdigte Theile enthalten, nennt man flüßig, und wenn dieß Verhältniß umgekehrt ist, heißen sie feste Körper. Geruch, Geschmack und Farbe gibt ihnen erst das brennbare Wesen, welches überhaupt von wunderbarer, noch nicht genug bekannter Natur ist. Man versteht aber darunter den durch andere Körper gebundenen Feuerstoff, so wie man die Luft, welche ein Bestandtheil der Körper ist, gebundene oder fixe Luft nennt. In ihren Eigenschaften und Wirkungen sind sie von dem gemeinen Feuer und der gemeinen Luft sehr unterschieden, und zum Theil denselben gerade entgegengesetzt.

Wir lernen demnach durch Hülfe der Naturgeschichte die Naturalien kennen, d. i. sie nach ihren wesentlichen Kennzeichen und besondern Eigenschaften von einander unterscheiden, und, zur bequemen Uibersicht der fast unzählbaren Menge derselben, sie in Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Gattungen abtheilen *).

Die Gestalt und Bildung eines Körpers ist das erste, was uns bey Betrachtung desselben in die Augen fällt, und zu einem Unterscheidungsmerkmahl

*) Neuere Naturforscher gebrauchen die Ausdrücke Geschlechter (genera) und Gattungen (species); sonst nennt man gewöhnlich genera, Gattungen, und species, Arten. Die verschiedenen species der Thiere begatten sich (der Regel nach) mit einander, z. B. Pferd und Esel; die verschiedenen genera aber nicht, z. B. Hund und Katze. Das Wort Art könnte man für die Bastarde (hybrida species) aufbehalten.

zu dienen pflegt, daher hebt auch gemeiniglich die Naturgeschichte mit der Beschreibung der äußern Gestalt an. Weil aber diese doch nicht eigentlich ein allgemeines und wesentliches Kennzeichen abgibt, indem oftmahls zwey dem Ansehen nach vollkommen ähnliche Körper wesentlich verschieden sind, und auch im Gegentheil; so nimmt die Naturgeschichte noch die Zergliederungskunst (Anatomie) und die Scheidekunst (Chemie) — ebenfalls Zweige der Naturkunde — zu Hülfe. Die Zergliederungskunst zeigt die Beschaffenheit und den Bau der innern Theile des thierischen Körpers, und die Scheidekunst lehrt durch Zerlegung der Bestandtheile eines Naturprodukts die eigentliche Mischung und Zusammensetzung derselben kennen.

Bey Bestimmung der Kennzeichen der Naturprodukte nimmt also die Naturgeschichte weniger Rücksicht auf die äußere Gestalt derselben, als auf die innere Einrichtung und die Mischung der Bestandtheile. Indeß würde dieß noch immer eine ziemlich unfruchtbare Kenntniß seyn, wenn wir weiter nichts als die Nahmen der Naturprodukte, ihre Unterscheidungsmerkmahle und die Klassen, Ordnungen u. s. w., wohin sie gehören, anzugeben wüßten. Das, was uns diese Wissenschaft vornähmlich schätzbar macht, ist die Beobachtung der besondern Eigenschaften (die allgemeinen Eigenschaften der Körper nebst den daraus herzuleitenden Naturerscheinungen überläßt sie der Naturlehre), wodurch jede Art der Naturprodukte uns nützlich oder schädlich wird. Zu dem Ende erzählt sie uns auch die wichtigsten Veränderungen derselben von ihrer Entstehung an bis an ihren Tod, und gibt uns also gleichsam einen Abriß von dem Lebenslauf jeglicher Art mit angehängter Schilderung ihrer guten und schlimmen Seite. Sie heißt daher wohl mit Recht Naturgeschichte.

6 Eintheilung der Naturprodukte.

Ehe wir uns aber zur Betrachtung der einzelnen Klassen und Ordnungen der natürlichen Körper wenden, müssen wir noch vorläufig etwas über ihre Eintheilung und andere dahin gehörigen Materien im Allgemeinen bemerken.

Eintheilung der Naturprodukte.

Man hat, wie bekannt, die Naturprodukte unter den Nahmen Mineralien, Gewächse und Thiere in drey Hauptabtheilungen (Naturreiche) gebracht. So leicht es nun in den meisten Fällen ist, die Mineralien von den Gewächsen und diese von den Thieren zu unterscheiden, wenn man auch die wesentlichen Kennzeichen derselben nicht anzugeben weiß: so stehen doch auf den Grenzen jener Abtheilungen einige zweydeutige Geschöpfe, die es der Naturgeschichte nothwendig machen, die Linie dazwischen so scharf als möglich zu ziehen. Denn wirkliche Mitteldinge, d. i. die mit eben dem Rechte zu dem einen als zu dem andern Reiche gehören, gibt es nicht; sie würden auch wahre Ungeheuer der Natur seyn. Man hat daher in diesem Betracht auf folgende Bestimmungen zu achten.

Die Hauptveränderungen der Naturprodukte sind das Entstehen, Wachsen und Zerstörtwerden. Das letztere geschieht bey allen auf einerley Weise, indem die Theile, die durch ihre Verbindung einen Körper bildeten, sich allmählig wieder auflösen und trennen. Allein in Ansehung des Entstehens und Wachsens bemerkt man eine Verschiedenheit unter ihnen, und eben hierauf gründet sich ihre Eintheilung.

Die Mineralien nähmlich entstehen und vergrössern sich bloß durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen, ohne daß sie besondere Werkzeuge

(Organe) dazu brauchen oder haben, darum heißen sie auch unorganisirte Körper.

Die Gewächse und Thiere hingegen entstehen aus Keimen von Körpern derselben Art, das heißt: sie pflanzen sich fort. Sie nehmen ferner Nahrung in sich, und verwandeln dieselbe in Theile ihres eigenen Körpers, wodurch er theils größer zu werden pflegt, und dann sagt man, er wächst; theils wird auch nur dadurch der Abgang der Theile, den die beständige Ausdünstung und Bewegung verursacht, wieder ersetzt *).

Die allmählige Vergrößerung der Mineralien kann man nach diesem Begriff nicht wohl einen Wachsthum nennen, noch weniger aber ihr Entstehen eine Fortpflanzung, ob es gleich gewiß ist, daß auch jener Anwachs der Theile von außen nach bestimmten Gesetzen geschieht. — Da nun die Gewächse und Thiere zu ihrer Fortpflanzung und Ernährung mit verschiedenen künstlichen Gefäßen und Werkzeugen versehen sind, so werden sie im Gegensatz der Mineralien organisirte Körper genannt.

Die organisirten oder organischen Körper haben also Fortpflanzung und Ernährung mit einander gemein. In Rücksicht auf die erste hat man keinen allgemeinen und wesentlichen Unterschied zwischen den Gewächsen und Thieren gefunden, wohl aber in Ansehung der letztern. Jedoch weil jene wundervolle Anstalt der Natur, durch welche sie für die

*) Aber auch verstümmelte oder abgeschnittene Theile können organische Körper wieder herstellen. Am vollkommensten haben die Gewächse dieß Vermögen, und unter den Thieren die zunächst an die Gewächse gränzenden Gewürme und die Amphibien. Selbst bey den Menschen findet man einige Spuren davon, indem sich abgeschnittene Haare, Nägel u. s. w. von neuem erzeugen. Man nennt dieß die Reproduetionskraft.

Entstehung neuer organischer Körper sorgt, so ungemein viel Merkwürdiges zeigt: so wollen wir sie etwas näher betrachten, und sodann untersuchen, welches die wesentlichen Kennzeichen der Gewächse und Thiere sind.

Jeder organische Körper entsteht aus einem Keim, der in einem Körper derselben Gattung liegt. Dieser Keim entwickelt sich entweder durch eine innere bildende Kraft, oder er muß erst durch eine äußere Kraft zur Entwicklung gereitzt werden. Beyspiele zu dem erst genannten Falle sind verschiedene Zwiebel- und Knollengewächse und von den Thieren einige Gattungen Polypen und Würmer.

Die Wirkung der äußern Kraft auf die Entwickelung des Keims nennt man die Befruchtung. Die eben angeführten und noch einige andere organische Körper (vielleicht einige Gattungen von Fischen) pflanzen sich folglich ohne Befruchtung fort.

Die Keime, welche einer Befruchtung bedürfen, entwickeln sich entweder in dem Körper, worin sie sich befinden, oder außer demselben. Die erstern kommen als lebendige Junge zur Welt; die letztern aber noch in ihrer Hülle oder als Eyer. Derjenige Körper, in welchem Keime zu neuen Körpern liegen, heißt ein weiblicher; der aber die befruchtende Kraft in sich trägt, ein männlicher Körper. Befinden sich die Keime und die befruchtende Kraft in Einem Körper beysammen, so ist dieß ein Zwitter. Die Theile des weiblichen und männlichen Körpers, welche zur Fortpflanzung bestimmt sind, werden Geschlechts- oder Zeugungstheile genannt.

Bey einigen Thieren, z. B. aus der Klasse der Würmer, und bey den meisten Gewächsen siehet man beyderley Geschlechtstheile an Einem Körper. Diese

befruchten sich selbst, und es kann also ein solcher Körper, ohne Zuthun eines andern, d. i. ohne Begattung, obgleich nicht ohne Befruchtung, sich fortpflanzen.

Andere Körper haben zwar auch beyderley Geschlechtstheile zugleich, können sich aber doch nicht selbst befruchten, sondern es müssen sich zu dieser Absicht zwey Körper derselben Gattung mit einander vereinigen. Alsdann erfolgt aber auch eine gegenseitige Befruchtung; beyde befruchten und werden befruchtet. So hat man es z. B. bey den Regenwürmern und verschiedenen Schneckengattungen gefunden.

Körper mit getrennten Geschlechtern, d. i., wo der eine nur die männlichen und der andere nur die weiblichen Geschlechtstheile hat, können noch vielweniger, jeder für sich ohne Beyhilfe des andern, ihr Geschlecht fortpflanzen, sondern der männliche muß den Keim des weiblichen befruchten. Bey einigen geschieht diese Befruchtung in dem weiblichen Körper selbst, wozu folglich eine innige Vereinigung beyder Geschlechter erforderlich ist; von andern weiblichen Körpern trennen sich die Keime vor der Befruchtung, und erwarten ihre Belebung durch den männlichen Körper außer dem Leibe der Mutter, wie z. B. bey vielen Amphibien und den meisten Fischen.

Welche Mannigfaltigkeit bey diesem Geschäft der Natur! Und doch ist dieß noch nicht alles, was man von dem Geheimniß der Fortpflanzung entdeckt hat. So gibt es z. B. Thiere, die zu einer Zeit lebendige Junge gebähren, zu einer andern Zeit Eyer legen; die durch eine einzige Begattung bis in das achte und neunte Glied befruchtet werden. Andere haben doppelte männliche und doppelte weibliche Geschlechtsglieder, u. s. w. Und wie viel Wunder derselben mögen uns noch verborgen seyn?

Der neue Körper gleicht gewöhnlich denen, von welchen er erzeugt ist, vollkommen. Wenn sich aber Körper von verschiedner Gattung mit einander begehen, so entstehen Bastarde, die mit jenen beyden Körpern Aehnlichkeit haben, und folglich eine besondere Art ausmachen. Unter den Gewächsen ist dieß weit häufiger, als unter den Thieren, auch können sich die Bastarde aus dem Gewächsreich fast ohne Ausnahme weiter fortpflanzen, die aus dem Thierreich aber selten.

Abänderungen in der Größe, Farbe und andern zufälligen Eigenschaften rühren gewöhnlich nur vom Einfluß des Klima, der Nahrung und ähnlicher Umstände her; man nennt sie Spielarten (varietates).

Die zweyte gemeinschaftliche Verrichtung organischer Körper ist die Ernährung, deren eigentliche Beschaffenheit eben so viel Unerklärbares hat, als die Fortpflanzung. Hier unterscheiden sich nun die Gewächse von den Thieren vornehmlich in der Art, die Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; und dieß gibt uns folglich das erste wesentliche Kennzeichen an die Hand, wonach wir die Begriffe von beyden festsetzen können.

Die Gewächse ziehen ihre Nahrung durch mehrere kleine Oeffnungen, besonders der Wurzel, in sich; die Thiere aber haben zu diesem Zweck nur Eine, verhältnißmäßig große, Oeffnung. Auch können die Gewächse wegen der feinen Oeffnungen nur feine und flüßige Nahrungstheile in sich bringen, und was nicht wirklich zu ihrer Ernährung dient, geben sie blos durch die Ausdünstung von sich; die Thiere genießen gröbere und meistens feste Nahrung, und werfen das Uiberflüßige durch die Afteröffnung aus.

Noch ein anderes wesentliches Kennzeichen, welches die Thiere von den Gewächsen unterscheidet, ist die willkührliche Bewegung und Empfindung. Zwar findet sich eine mechanische Bewegung bey diesen sowohl, wie bey jenen, denn darin besteht das eigentliche Leben organisirter Körper, daß die flüßigen Theile in den festen sich nach gewissen Gesetzen bewegen, und wenn diese Bewegung in einem Körper aufhört: so sagt man: er stirbt. Von gleicher Beschaffenheit, d. i. ebenfalls bloß mechanisch, sind auch die übrigen Bewegungen der Gewächse, von welchen einige sogar ihren Standort verändern. Allein willkührliche Bewegung, die besonders aus dem Triebe sich zu nähren entspringt, kommt nur den Thieren zu, und äußert sich durch einen freyen Gebrauch der Glieder zu bestimmten Absichten. Hieraus folgt zugleich, daß nur die Thiere wahre Empfindung, oder eine Vorstellung von den Veränderungen, die durch äußere Eindrücke in ihrem Körper hervorgebracht werden, haben können.

Wenn wir dieß alles zusammenfassen, so sind die Mineralien unbelebte, bloß durch Anhäufung von außen entstandne Körper, die sich weder fortpflanzen, noch sich eigentlich nähren und wachsen.

Die Gewächse haben schon einen künstlichern, organischen Körperbau; sie leben, pflanzen sich fort, nähren sich und wachsen.

Den Thieren ist nicht nur dieß alles mit den Gewächsen gemein, sondern sie zeichnen sich überdieß auch noch durch die Art sich zu nähren, und durch willkührliche Bewegung und Empfindung vor jenen aus.

Diese so verschiednen Geschöpfe stehen aber doch in einer bewundernswürdigen Verbindung mit ein-

ander, eins ist immer durch das andere und um des andern willen da. Die Thiere erhalten größtentheils ihre Nahrung wieder von Thieren und Gewächsen; die Gewächse von mineralischen Theilen; und der aufgelöste Stoff der Thiere und Gewächse geht in Mineralien über.

Wir wollen nun mit der Betrachtung der Thiere den Anfang machen, da diese uns in mehr als einer Hinsicht am meisten intressiren.

Von den Thieren überhaupt.

Der thierische Körper besteht aus einer Menge künstlich verbundner Theile, deren ausführliche Beschreibung ein Gegenstand der Phisiologie ist, welche aber mehr für die allgemeine als besondere Naturgeschichte gehört. Aus der willkührlichen Bewegung und Empfindung, die wir an ihm wahrnehmen, läßt sich mit Recht schließen, daß er nicht nur belebt, sondern auch beseelt ist.

Selbsterhaltung und Fortpflanzung sind die beyden mächtigen Triebräder, wodurch alle Thiere in Thätigkeit gesetzt werden. Dazu hat ihr Schöpfer ihnen mancherley Natur- und Kunsttriebe mitgetheilt. Hunger und Durst treiben sie an, die durch Bewegung und Ausdünstung verlorne Theile des Körpers wieder zu ersetzen. Eine ähnliche wohlthätige Absicht hat der gewöhnliche tägliche Schlaf und der Winterschlaf einiger Thiergattungen. Vermöge der Kunsttriebe können sie ohne alle Anweisung und Uibung überaus künstliche Arbeiten verfertigen, wie z. B. die Bienen ihre Zellen. Der Mensch hingegen hat anstatt dieser Kunsttriebe Vernunft bekommen, eine Fähigkeit, die ihn weit über alle Thiere erhebt, und ihn zum Herrn der Erde macht, wozu er bestimmt ist.

Man theilt das ganze Thierreich in folgende sechs Klassen:

I. Säugethiere. Sie haben ein rothes warmes Blut, gebähren lebendige Junge, und säugen sie.

II. Vögel. Diese haben ebenfalls ein rothes warmes Blut, unterscheiden sich aber von der ersten Klasse unter andern dadurch, daß sie Eyer legen.

III. Amphibien. Bey diesen findet sich ein rothes kaltes Blut, doch athmen sie noch, wie die beyden vorhergehenden, durch Lungen.

IV. Fische. Das rothe kalte Blut haben sie mit den Amphibien gemein, sie athmen aber nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen.

V. Insekten. Statt des Bluts trift man bey ihnen eine weißlichte kalte Feuchtigkeit an. Auch sind die meisten mit Fühlhörnern versehen, und verwandeln sich in ihrem Leben ein- oder etlichemahl.

VI. Würmer. In Ansehung der weißlichten kalten Feuchtigkeit sind sie den Insekten ähnlich, sie weichen aber von ihnen darin ab, daß sie keine Fühlhörner, sondern zum Theil Fühlfäden haben, und daß sie keiner Verwandlung unterworfen sind.

Die übrigen Bestimmungen und Unterscheidungszeichen einer jeden Klasse kommen noch in der Folge vor. Wir gehen daher nunmehr gleich zur Geschichte der Säugethiere über.

Erste Klasse.

Säugethiere.

Die zu dieser Klasse gehörigen Thiere unterscheiden sich von den übrigen hauptsächlich durch die Brüste, woran die Weibchen ihre Jungen eine Zeitlang säugen.

Merkwürdig ist bey einigen Säugethieren, daß sie ihr Futter zuerst nur grob zerkauet verschlucken, es nachher durch den Schlund wieder heraufbringen, dann erst recht zermahlen, und zum zweytenmahl hinunterschlucken. Man nennt sie wiederkäuende Thiere. Die eigentliche Absicht dieser Einrichtung weiß man noch nicht gewiß. Bey denen, welche zugleich gespaltne Klauen haben, als bey dem Rindvieh, den Schafen, Ziegen, Hirschen, Kameelen u. s. w., findet man auch einen vierfachen Magen. Der erste (der Pansen, Wanst) ist sehr groß, und nimmt das zum erstenmahl verschluckte Futter auf, wo es etwas durchgeweicht wird. Der zweyte (die Haube, Mütze) ist nur eine Fortsetzung des ersten und dazu bestimmt, daß das durchweichte Futter in kleinen Portionen aus dem ersten hinübergeht, und sodann durch den Schlund wieder heraufsteigt. In den dritten Magen (Psalter) kommt das zum zweytenmahl gekäute Futter durch eine besondere Röhre, ohne wieder durch die beyden ersten Magen zu gehen. Aus diesem gelangt es endlich in den vierten Magen (Laab, Fettmagen,) der dem Magen anderer Thiere ähnlich ist, und eigentlich zur Verdauung dient. Eben diesen wiederkäuenden Thieren fehlen meistens die Vorderzähne in der obern Kinnlade, in der untern aber haben sie sechs bis acht.

Unter den Thieren dieser Klasse hat der Mensch die nutzbarsten gezähmt, und sie zu Hausthieren gemacht. Diese sind ihm überaus wichtig. Ohne sie würde er ein mühsames und kümmerliches Leben führen. Auch hat die Vorsehung in diesem Stück für jeden Himmelsstrich gesorgt, für jeden eine eigene Gattung geschaffen, deren Natur den Bedürfnissen der Bewohner am angemessensten ist. Theils verrichten sie für den Menschen allerley beschwerliche Arbeiten, theils geben sie ihm Nahrung und Kleidung, theils dienen sie ihm sonst durch ihre natürlichen Fähigkeiten und Triebe, wie z. B. die Hunde. Und eben wegen dieses vielfachen Nutzens mußte er vorzüglich auf die Erhaltung und Vermehrung desselben bedacht seyn, welche beiden Stücke der Hauptgegenstand der Viehzucht in den ersten Zeiten waren. Wer die größten Heerden besaß, der war der reichste und glücklichste. Dieß finden wir auch noch heutiges Tages bey verschiedenen Völkern, denen es nicht an Weideplätzen fehlt, und die von der Viezucht allein leben. Bey uns hingegen und vielen andern Nationen wird durch den Ackerbau die Viehzucht eingeschränkt. Wir dürfen nicht, wie jene, die Vermehrung unsrer Heerden zur vornehmsten Absicht machen, — denn wir haben nicht Weide genug dazu — sondern die größte Kunst des Landwirths besteht in der Veredlung des Viehes, wodurch er in den Stand gesetzt wird, den bestmöglichsten Nutzen davon zu ziehen. Dieß ist es, worauf jeder kluge Landwirth jetzt hauptsächlich sieht. Und in der That ist auch der Vortheil einer solchen Veredlung, den uns die Erfahrung zeigt, reizend genug. Ein Stück gutes Vieh bringt so viel ein, als drey bis vier schlechte, und doch braucht natürlich Ein Stück, wenn es auch aufs Beste verpflegt wird, weniger Futter und weniger Bedienung als drey oder vier. Die Grundsätze, worauf diese Verbesserung des Viehstandes beruht, sind kürzlich folgende:

Sorgfältige Auswahl des Zuchtviehes. Zu dem Ende pflegt man sich entweder fremdes Zuchtvieh aus dem Lande, wo die Gattung gleichsam in ihrer natürlichen Vollkommenheit lebt, anzuschaffen; oder man sucht das einheimische selbst durch die zweckmäßigsten Mittel zu veredlen. Der erste Weg ist der kürzeste. So hat man schon an vielen Orten in Teutschland durch Spanische und Englische Widder die Schaafzucht verbessert. Aber wegen der Kostbarkeit ist dies nur für Reiche. Auch arten sie doch nach einigen Zeugungen allmählig wieder aus, und man muß also von Zeit zu Zeit neues Zuchtvieh aus jenen Ländern kommen lassen, wenn man anders seine Heerde auf der ersten Stufe der Vollkommenheit erhalten will. Auf dem zweyten Wege kommt man zwar nicht so geschwind zum Ziel, er hat aber den Vorzug, daß er weniger kostbar ist, und daß man bey fortgesetzter Bemühung keine Ausartung zu befürchten hat. Man wählt nehmlich von jeder Zeugung die besten und stärksten Thiere zur Fortzucht aus, und hält alle andere davon ab. Zuweilen muß man auch wieder neues Geblüt in den Stamm seiner Heerde bringen, indem man fremdes, wiewohl einländisches, gutes Zuchtvieh eintauscht oder kauft. Denn es verhält sich in diesem Fall mit den Thieren eben so, wie mit den Gewächsen. Sie werden durch Umwechslung des Bodens veredelt, und nur wenige gedeihen in mehrern Zeugungen hinter einander auf einerley Stelle. Selbst der Mensch gewinnt ja durch Versetzung aus seinem gewohnten Kreise. — Wenn man mit einer solchen strengen Auswahl beharrlich fortfährt, so wird man sich gewiß einer immer verbesserten Race zu erfreuen haben.

Das zweyte Mittel zur Veredlung ist: Reichliches und gutes Futter. Der Einfluß der Nahrung auf alle Geschöpfe ist unläugbar gewiß. Bey spär-

licher

licher und dürftiger Futterung verkümmert das beste Vieh. Welch ein Unterschied zwischen dem Grasepferd, das mit der magern Weide auf gemeinen Triften sich begnügen muß, und dem kräftigen Roß bey voller Krippe im Stall! Daher war der Gedanke einsichtsvoller Landwirthe sehr natürlich, durch Stallfutterung und den damit verbundenen künstlichen Futterbau die Verbesserung der Viehzucht zu befördern. So viel man auch gegenseitig dawider eingewandt hat: so hat doch wohl noch Niemand geläugnet, daß die Stallfutterung den Viehstand merklich verbessere, denn dieß ist durch wiederhohlte Erfahrungen sattsam entschieden. Aber daß es mit den Regeln einer klugen Haushaltung bestehe, daß bey der jetzigen Verfassung der Landwirthschaft es überall und leicht zu bewerkstelligen sey, das ists, was mehrere Wirthschaftsverständige bestreiten. Indeß bleibt der Erfahrungssatz ohne Ausnahme wahr: je bessere Nahrung desto besser das Vieh; je besser das Vich, desto vortheilhaftere Nutzung desselben. Die Klugheit erfordert nun, daß ein jeder ohne Vorurtheil selbst prüfe und untersuche, ob die Kosten der bessern Futterung den davon zu hoffenden Gewinn übersteigen? und ob die Schwierigkeiten, die der Stallfutterung entgegen stehen, auch in seiner Lage unüberwindlich seyn? — Unter Stallfutterung versteht man bekanntlich nicht, daß das Vieh Tag und Nacht in den Ställen bleibe, sondern nur, daß es nicht aufs Feld getrieben werde, um auf dürftigen Plätzen zu weiden. In den Ländern, wo die Natur die herrlichsten, fettesten Triften im Uiberfluß darbeut, kann das Vieh freylich auch ohne Stallfutterung zu größerer Vollkommenheit gebracht werden. Allein die bessere Nahrung ist auch nicht die einzige Absicht der Stallfutterung, sondern die Erhaltung des Düngers, die Schonung der Weideplätze, die Bewahrung vor ansteckenden Seuchen ꝛc. kommen dabey nicht weniger in Betrachtung. Das Wesentliche der Stallfutterung besteht

also darin, daß man das ganze Jahr hindurch einen hinlänglichen Vorrath von gutem Futter habe, und nicht genöthigt sey, das Vieh auszutreiben, damit es sich selbst Nahrung suche. Um nun einen solchen Vorrath zu erhalten, wird ein künstlicher Futterbau erfordert, das ist, man muß allerley nahrhafte Gewächse und Futterkräuter, welche die Natur hier nicht von selbst hervorbringt, anpflanzen, so wie man Getraide zur Nahrung für Menschen bauet. Uibrigens kann man doch bey günstiger Witterung das Vieh unter freyem Himmel in umschränkten Plätzen der reinen Luft genießen lassen.

Drittens. Man behandle das Vieh überhaupt seiner Natur gemäß. Diese Regel umfaßt alles Uibrige, was zur Verbesserung der Viehzucht nothwendig gehört. Sie ist aber von weitem Umfange, und setzt Kenntniß der Natur jener Thiergattungen voraus. Da hievon nun in der Folge besonders Erwähnung geschieht, so würde hier eine Ausführung derselben überflüßig seyn. Jedoch bemerke ich vorläufig noch dies Eine, was von der Behandlung aller Thiere gilt: Ordnung und Reinlichkeit sind zum bessern Gedeihen des Viehes zwey nothwendige Stücke. Ordnung im Futter und in der Arbeit; Reinlichkeit des Leibes, des Lagers, der Nahrung, der Luft.

Was die übrigen Thiere dieser Klasse betrift, die man unter dem Nahmen der wilden begreift, so sind sie größtentheils alle ein Gegenstand der Jagd. Man theilt sie überhaupt in nützliche und schädliche, oder nach der Jägersprache, in edle und unedle ein. Jene werden gehegt. Man schont sie zur Begattungszeit und begünstigt ihre Vermehrung, hält sie aber doch wieder durch die Jagd in den gehörigen Schranken. Bey anhaltendem Mangel an Nahrung im Winter reicht man ihnen auch wohl Futter, um sie

vor dem Hunger zu schützen. Allein Veredlung findet bey diesen in Freyheit lebenden Thieren nicht Statt.

Die schädlichen verfolgt man zu allen Zeiten. Man sucht ihre Vermehrung überall zu hindern und sie gänzlich auszurotten, welches auch schon mit einigen Gattungen in Teutschland ziemlich gelungen ist.

Das Wild ist ein Eigenthum des Landesherrn oder des Landeigenthümers, und Niemand hat das Recht es zu fangen oder zu erlegen, als wem er dasselbe überlassen und aufgetragen hat. Dies ist nothwendig, denn bey einer uneingeschränkten Jagdfreyheit würde auch das nutzbare Wild in kurzem ganz vertilgt seyn.

Anfangs war die Jagd nur ein Geschäft der Nothwendigkeit, und ein geschickter und kühner Jäger war der Wohlthäter seiner Nation. Nachher liebte man sie als eine Vorübung der kriegerischen Tapferkeit, und zuletzt artete sie in bloße Lustpartie aus. Immer bleibt sie aber noch eine nützliche Beschäftigung, wenn man nicht dem Vergnügen die sanftern Empfindungen der Menschlichkeit aufopfert. So wie die Natur kein Vergnügen ohne Nutzen für uns bereitet hat; so sollen auch wir jenes von diesem nie trennen.

Die unschuldigste Art das Wild zu jagen, ist die, daß man es mit Netzen umstellt, oder durch Jagdhunde vor den Schuß zu bringen sucht. Allein, es so lange zu verfolgen, bis es vor Mattigkeit stürzt, wie wir bey der Parforcejagd sehen, ist obenein auch nicht selten ein gefahrvolles Vergnügen. Eine solche Jagd kann auch wegen ihrer kostbaren Unterhaltung nur eine Belustigung großer Herren seyn, die sich damit bey der drückenden Last der Regierungssorgen zerstreuen und aufheitern. Hierzu müssen eine Men-

ge Jäger, Pferde und Hunde das ganze Jahr hindurch erhalten werden; des vielen Jagdzeuges und andern Aufwandes nicht zu gedenken. Natürlich wird daher ein so gejagtes und erlegtes Thier weit mehr kosten, als es eigentlich werth ist.

Man pflegt die Jagd in die hohe und niedre, oder auch wohl in die hohe, mittlere und niedere einzutheilen. Zur hohen gehören z. B. der Hirsch, der Auerochse, der Bär; zur mittlern, die Rehe, Schweine und Wölfe; zur niedern, die Haasen, Marder, Hamster, u. s. w. Der Distrikt, in welchem Jemand das Recht hat, zu jagen, heißt eine Wildbahn; Wildbann nennt man aber das Recht, Andere von der Jagdfreyheit auszuschließen.

Es folgt nun die Geschichte der meisten Thiere dieser Klasse in drey Ordnungen. Die erste Ordnung enthält die in Teutschland einheimischen, sowohl nützlichen als schädlichen Thiere, wobey aber zugleich gelegentlich diejenigen fremden Geschlechter und Gattungen mit angeführt werden, welche der äußern Gestalt oder den Geschlechtskennzeichen nach mit jenen verwandt sind. In der zweyten folgen sodann die vornehmsten ausländischen (ebenfalls nützlichen und schädlichen) Thiere, und in der dritten endlich einige merkwürdige Thiere des In- und Auslandes, deren Nutzen oder Schaden für uns nicht sonderlich wichtig ist.

Säugethiere. Erste Ordnung.

Hausthiere. Thiere, die gejagt und verfolgt werden.

Das Schaf.
Das Rind.

Der Auerochse.
Der Bison.
Der Büffel.

Das Pferd.
Der Esel.

Der Waldesel.
Das Zebra.
Der Maulesel.

Das Schwein.

Das Bisamschwein

Die Ziege.

Die Bezoarziege.
Der Steinbock.
Die Gemse.
Die Gazelle.
Die Kämelziege.

Der Hund.
Die Katze.

Der Hirsch.

Die Antilope.
Der Tannhirsch.

Das Reh.

Das Zwergreh.
Das Bisamhirschchen.

Der Hase.
Das Kaninchen.

Das Halbkaninchen oder Meerschweinchen.

Thiere mit Schwimmfüßen.

Der Biber.

Die Biberkatze.

Die Fisch-otter.

Die Meer-otter.
Die Sumpf-otter.

Der Wolf.

Der Goldwolf.

Der Luchs.
Der Fuchs.
Der Dachs.

Der Honigdachs.

Der Marder.

Der Zobel.

Der Iltis.

Das Stinkthier.
Die Zibethkatze.
Der Ichneumon.

Das Wiesel.

Das Frettchen.
Das Hermelin.

Das Eichhörnchen.

Das fliegende Eichhörnchen.

Der Hamster.
Die Ratte.
Die Maus.

Die Rellmaus und andere Arten.

Der Maulwurf.

Säugethiere. Zweyte Ordnung.

Hausthiere und Landthiere.

Das Kameel,

Das Schaafkameel.
Die Kameelziege.

Das Rennthier.
Das Elend.
Der Elephant.
Das Flußpferd.
Das Nashorn.
Der Tapir.

Reissende Thiere.

Der Löwe.
Der Tiger.
Das Panterthier,
Der Leopart.
Die Unze.
Die Hyäne.
Der Vielfraß.
Der Bär.

Der Eisbär.

Säugethiere, die im Wasser und auf dem Lande leben.

Der Seehund.
Der Seelöwe.
Der Seebär.
Das Seepferd (Wallroß).
Die Seekuh.

Säugethiere, die bloß im Wasser leben.

Der Wallfisch.
Der Nordkaper.
Der Finfisch.
Der Pottfisch.
Der Narwall.
Das Meerschwein.

Säugethiere. Dritte Ordnung.

Der Affe.
Das Faulthier.
Der Ameisenbär.
Das Panzerthier.
Der Igel.
Das Stachelschwein.
Das Murmelthier.
Das Beutelthier.
Die Giraffe.
Die Fledermaus.

Erste Ordnung.

Das Schaaf. Capra ovis.

Wir verstehen unter dieser Benennung das bekannte wolletragende Thier, obgleich die Wolle nicht das wesentliche Kennzeichen desselben ist, denn unter einem sehr heißen Himmelsstreich artet dieselbe in Haare aus. Schon der dritte Mensch nährte sich von der Zucht dieses nützlichen Geschöpfs, daher ist Asien wahrscheinlich sein ursprüngliches Vaterland. Indeß gedeihet es überall, wo es ein trocknes warmes Klima, reine Luft und kräuterreiche Triften findet.

Theils durch die Vermischung mit andern Thieren, z. B. den Ziegen, theils durch Veränderung des Klima und der Nahrung sind mancherley Abarten entstanden. Die Isländischen haben zuweilen vier, sechs bis acht Hörner. Die Arabischen schleppen dicke Fettschwänze, wohl 40 Pfund schwer, mühsam hinter sich, welche man auf kleine Rollwagen bindet, um ihnen das Tragen dieser Last zu erleichtern. Diese werden auch in der Gegend von Orenburg gemästet, und größtentheils nur des Fettes wegen geschlachtet. Ein Hammel gibt oft dreißig und mehr Pfund. Das Fleisch wird für ein Spottgeld und fast umsonst gegeben, weil man an dem Fett Vortheil genug hat. Dieß ist das bekannte Rußische Talg, welches von den Russen weit und breit verfahren, und von unsern Seifensiedern und Lichtziehern gern gekauft wird. Auch in Ansehung der Größe und der Farbe findet man einige Verschiedenheit. Unter andern gibt es eine Art wilder Schaafe in Sardinien, Griechenland, Sibirien und einigen andern Gegenden, welche so groß sind, wie ein mittelmäßiges Kalb, mit starken gewundenen Hörnern, überaus flüchtig und scheu. Mann nennt sie Mufflons oder Argalis, und vermuthet, daß von ihnen unser gemeines Schaaf abstamme.

Kein Hausthier hat durch die Zähmung so viel von den Eigenschaften verloren, die es im Stande der Freyheit zur Selbsterhaltung braucht, als das Schaaf. Seine Dummheit und Geduld ist zum Sprüchwort geworden. Ohne Führer oder einen dazu abgerichteten Leithammel ist es kaum von der Stelle zu bringen; diesem folgt es aber auch selbst in die augenscheinlichste Gefahr. Was dieser thut, macht eine ganze Heerde blindlings nach. Hält man z. B. dem Leithammel einen Stock vor, daß er darüber springen muß, so machen alle übrige nach ihm an der Stelle eben den Sprung, wenn auch

kein Stock mehr da ist. Von der Geduld oder vielmehr der Unempfindlichkeit dieses Thieres zeugt besonders auch die Gleichgültigkeit, womit es sich sein Junges nehmen sieht, welcher Anblick doch fast alle andre Thiere wüthend oder traurig macht. Eben so gelassen erträgt es Mißhandlungen, die man ihm selbst zufügt; auch hat es keine Waffen, dieselben abzuwehren.

Unter diesen Umständen bedarf es nothwendig des Schutzes und der Pflege der Menschen. Sich selbst überlassen, würde im kurzen diese (zahme) Thiergattung gänzlich ausgerottet seyn. Denn nächst dem Menschen ist das Schaaf von seiner Geburt an, das hülfloseste und hülfsbedürftigste unter allen Geschöpfen. Allein eben dieß Gefühl von Schwäche vermehrt auch die Anhänglichkeit dieses Thieres an den Menschen. Es schmiegt sich an ihn wie ein Kind, und schreyet nach Hülfe, wenn es sich verirrt hat, gleich dem Küchlein, das sich von der Glucke henne verliert.

So viel Wartung und Mühe es aber erfordert: so reichlich lohnt es dieselbe auch. Erfahrne Landwirthe versichern, daß es mehr Vortheil bringe, als irgend ein andres Hausthier, wenn das Klima nicht ungünstig, und die Behandlung desselben seiner Natur angemessen sey. Der vornehmste Nutzen besteht in der Wolle, deren vielfältiger und ausgebreiteter Gebrauch die Erzeugung derselben zu einem höchst wichtigen Gegenstand der Landwirthschaft macht. Es kommt aber nicht bloß darauf an, daß man viel, sondern vorzüglich, daß man gute Wolle erhält, weil diese die Benutzung des Thieres drey- bis vierfach erhöhet. Zu dem Ende muß man auf die Veredlung desselben alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwenden. Gute Zuchtschaafe und gutes Futter sind die vornehmsten Mittel dazu.

Da die Spanischen und Englischen Schaafe in Europa die beßten sind, so suchen andre Länder ihre Heerden durch jene zu verbessern. Die Spanier selbst sollen ihre schöne Zucht den Afrikanern verdanken, indem in einigen Gegenden von Afrika die Schaafe sich in ihrem natürlichen Klima und also in ihrer größten Vollkommenheit befinden. Verschiedene Provinzen Spaniens kommen dem Afrikanischen Klima in der Hinsicht ziemlich nahe, daher war es leicht, sie auch in dieser Vollkommenheit zu erhalten. Noch mehr aber trägt hiezu die Sorgfalt bey, mit welcher man sich dort der Wartung und Fortzucht derselben annimmt. England hat (wie man sagt) seine Schaafe durch Spanische Widder veredelt. Die herrlichen Triften in diesem Lande begünstigen die Schaafzucht ungemein. An Länge und Glanz übertrift die Englische Wolle sogar die Spanische, steht ihr aber doch etwas an Feinheit nach, weil das milde Klima fehlt.

Diese ausländischen Schaafe zu erhalten, hat seine eigene Schwierigkeit. In England selbst gilt ein guter Widder zwey bis dreyhundert Thaler, und noch dazu ist die Ausführung bey Lebensstrafe verbothen *). Spanien erlaubt zwar den Verkauf an Ausländer; aber der Preis ist ebenfalls für einen nicht sehr begüterten Mann zu hoch. Doch kann man einen Widder von Spanischer Zucht, der hier im Lande erzeugt ist, für zwölf bis funfzehn Thaler haben, und ein solcher ist noch immer weit besser, als ein gemeiner, wenn er auch den ursprünglich ausländischen nicht ganz gleich kömmt.

Es ist aber auch sehr wohl möglich, bloß durch inländisches Vieh seine Heerden zu verbessern. Man

*) Der berühmte Brenkenhof kaufte einen Englischen Bock für zweyhundert Dukaten.

wählt nähmlich aus den gewöhnlichen Landschaften einen guten Widder von weißer, weicher und feiner Wolle, mit breitem Rücken, kurzen Beinen, starkem Hals, muntern röthlichen Augen, und der nicht unter drey Jahre ist. Diesem gibt man etliche eben so sorgfältig ausgesuchte Mutterschaafe von zwey bis drittehalb Jahren, ob er gleich wohl zwanzig bestreiten kann. In Spanien rechnet man zwölf bis funfzehn auf Einen Widder. Von den Lämmern, die von ihnen fallen, nimmt man wiederum nur die schönsten zur Fortzucht. Schlechte Mutterschaafe läßt man lieber gar nicht belegen. Dabey muß man aber doch mit den Widdern abwechseln, und alle zwey oder drey Jahre neue von andern Heerden aussuchen.

Bey einer solchen fortgesetzten Auswahl und Sorgfalt wird sich die Heerde immer mehr verbessern, und man darf eine Ausartung weit weniger befürchten, als wenn man Spanische Widder kauft, die gleichsam aus einem guten Boden in einen schlechten verpflanzt, natürlich etwas von ihrer Güte verlieren.

Eben so nothwendig ist aber auch gutes Futter. Wolle und Haare wachsen aus dem thierischen Körper, wie Pflanzen aus ihrem Boden. Was bey diesem der Dünger thut, das thut bey jenem die Nahrung. Wenige und verdorbene Säfte geben schlechte Wolle und Haare, daher schließt man aus der Beschaffenheit und Farbe derselben auf die Beschaffenheit des Körpers selbst. — Will man wissen, welche Nahrung den Schaafen am zuträglichsten sey, so darf man nur ihr Temperament und ihre Lebensarten beobachten, und Acht geben, was sie gern fressen. Trockne, gewürzhafte und süße Kräuter sind ihr liebstes Futter, dabey trinken sie wenig, und lecken gern Salz. Dieß ist Naturtrieb, denn sie haben ein sehr zartes weichliches Fleisch, und sind zu mancherley

faulen Krankheiten geneigt, welchen durch jene Lebensart vorgebeugt wird. In unsern Gegenden, wo dergleichen kräuterreiche Triften selten sind, ersetzt man diesen Mangel durch den Kleebau sehr zweckmäßig. Wer nicht allzu zahlreiche Heerden hat, der kann daneben auch Schaafschwingel, Bergklee, Quendel, Melisse, Raute und dergleichen sammeln, im Schatten trocknen, zu Pulver reiben, und ihnen davon täglich etwas mit Salz vermischt zu lecken geben. Dieß ist ein vortreffliches Mittel nicht nur die Schaafe gesund zu erhalten, sondern auch die Wolle und das Fleisch zu verbessern.

Nichts ist dem Schaafvieh schädlicher als Nässe. Daher muß der Stall an einem trocknen, erhabnen und sonnenreichen Ort gebauet seyn. Um reine Luft darin zu erhalten, werden mehrere Oefnungen angebracht, jedoch so, daß keine Zugluft entsteht. Ordentliche Glasfenster, wodurch zugleich Licht in den Stall fällt, tragen sehr viel zum Wohlbefinden der Thiere bey. Im Finstern gedeihet kein Vieh so gut als im Hellen. Heu über dem Stall wird leicht dumpfig, hindert die freye Ausdünstung, und verdirbt durch den herabfallenden Staub die Wolle.

Wer niedere und nasse Triften hat, kann keine Schaafe halten, wenigstens sie nicht austreiben. Uiberhaupt muß man sie bey regnichtem Wetter, starkem Nebel und Thau, im Stalle lassen. Der sogenannte fliegende Sommer, eine Art Spinnengewebe, welches im Herbst am häufigsten auf den Wiesen liegt, verursacht ihnen die Fäule. Ob sie gleich wenig trinken, so muß man ihnen doch täglich einmahl reines Wasser anbiethen, sonst fallen sie über faule Pfützen her, welches sehr schädlich ist.

Das Schaaf trägt fünf Monath und wirft im sechsten. Um die Zeit muß Jemand immer bey der

Hand seyn, der den Müttern und jungen Lämmern zu Hülfe kommt. Nach drey Tagen läßt man die Lämmer mit den Müttern bey gutem Wetter einige Stunden aus dem Stalle, und nach vierzehn Tagen biethet man den erstern zartes Laub oder feines Heu zum Fressen an. Wenn sie es annehmen, gibt man ihnen wohl etwas Hafer oder gequollne Erbsen, oder Malz, damit sie desto geschwinder zu Kräften kommen. Von Zwillingen schlachtet oder verkauft man eins, weil beyde die Mutter abzehren, und keins recht gedeihet. Gewöhnlich läßt man ein Lamm acht bis zehn Wochen saugen; aber in England saugt es sechzehn bis achtzehn Wochen, wodurch ohnstreitig die Heerde verbessert wird. Nach dem Entwöhnen sucht man die schönsten Bocklämmer zur Fortzucht aus, die übrigen werden entweder gleich, oder nach einem Jahre verschnitten, und heißen dann Hammel oder Schöpse. Diese geben das beßte Fleisch.

Das Alter des Schaafs setzt man auf zwölf bis vierzehn Jahre. Wenn es nun etwa die Hälfte desselben erreicht hat, so wird es gemästet und geschlachtet. Zu dem Ende sondert man die, welche sechs Jahre sind, von der übrigen Heerde ab. Doch mästet man die Hammel auch schon im zweyten Jahr. Da die Aussonderung gewöhnlich im Märzmonath geschieht, so nennt man sie Märzschaafe, und das Absondern selbst heißt Ausmärzen. Um aber die Wolle im Sommer noch zu benutzen, fängt man erst im September die Mästung an. Böcke pflegt man alsdann zu verschneiden, aber ihr Fleisch ist dennoch schlechter, als das Hammelfleisch. Man kann sie mit Rüben, Kohl, Kartoffeln, Gersten- Hafer- Bohnenschrot und dergleichen sehr fett machen.

Die Wolle wird ihnen des Jahrs entweder nur einmahl oder zweymahl genommen. Die zweymahlige Schur gibt zwar etwas mehr, aber nicht so

lange Wolle. Einige waschen die Schaafe vor der Schur; allein die Nässe und Kälte macht ihnen dann das Scheeren noch weit beschwerlicher. In Spanien bringt man sie den Tag vorher in einen wohl verwahrten Stall, wo sie schwitzen. Dieß erleichtert die Schur ungemein. Auch der beßte Scherer versieht es zuweilen, und verwundet das Vieh. In diesem Falle legt man Weitzenmehl mit Hopfen vermischt auf die Wunde, oder man beträufelt sie mit Thran und bedeckt sie mit Wolle in geschmolzenes Pech getunkt, damit kein Ungeziefer darin brütet. Nach dem Scheren hält man sie einige Tage inne, um sie vor Erkältung zu bewahren, wenn das Wetter rauh ist. Auch ist es gut, sie mit Salzwasser zu waschen.

Die Lämmerwolle, so wie auch die Wolle, welche an dem Kopf, Bauch, Schwanz und den Füßen der übrigen Schaafe wächst, ist die schlechteste, und muß besonders gelegt werden. Je sorgfältiger dieß geschieht, desto lieber kauft sie der Wollfabrikant. Nach der Güte der Schaafe bekommt man mehr oder weniger Wolle. Unsre einheimischen gewöhnlichen Triftschaafe geben ungefähr nach folgendem Verhältniß: ein Lamm etwas über ein halb Pfund; ein Schaaf anderthalb Pfund; ein Schöps bis vier Pfund, und ein Widder über vier Pfund. Dagegen rechnet man in Spanien auf ein Schaaf vier bis sechs; auf einen Hammel sechs bis sieben, und auf einen Widder acht bis zehn Pfund Wolle. Eben so verschieden ist auch der Preis. Er steigt bey unsrer einheimischen Wolle von drey bis zu zwölf Groschen für das Pfund; hingegen gilt die feine Spanische wohl über anderthalb Thaler.

Außer der Wolle benutzt man auch noch die Milch von den Schaafen. Man erhält zwar wenig — etwa ein viertel Maaß täglich von einem Stück —

aber sie ist sehr fett. Auch macht man Butter und Käse davon. Allein wer auf gute Wolle hält, muß diesen Vortheil fahren lassen, denn die Entziehung der Milch hindert das Wachsthum und die Güte der Wolle.

Das Schaafvieh ist mancherley Krankheiten unterworfen, besonders der Räude. Es gibt ganze Heerden, die in einem geringen Grade damit angesteckt sind, und diese heißen Schmiervieh, weil sie die Schäfer beständig schmieren. Wenn sie noch nicht zu sehr überherhand genommen hat, so kann man zwar Fleisch und Wolle davon gebrauchen, beydes ist aber schlecht. Diese eckelhafte Krankheit entsteht, wie Grind und Grätze bey Menschen, meistentheils aus der Unreinigkeit. Unreines Wasser verdickt die Säfte der Schaafe, und Schweiß und Staub unter der dicken Wolldecke juckt und frißt die Haut an. Das klügste ist also, derselben durch Reinlichkeit vorzubeugen. Man gebe ihnen täglich reines Wasser zu saufen, und bade und wasche sie, besonders in den heissen Sommermonathen, zuweilen. Eine Salbe von acht Pfund schlechter Butter mit vier Maaß Theer vermischt und den Schaafen zwischen Michael und Martini auf die bloße Haut geschmiert, bewahrt sie vor der Krätze, und befördert das Wachsthum der Wolle. Sind sie aber schon wirklich damit angesteckt, so muß man sie täglich ein paarmahl mit Aschenlauge, worin schwarze Seife aufgelöset worden, waschen, und innerlich gelinde Abführungsmittel gebrauchen, z. B., man nimmt zu acht Theilen Sennesblätter ein Theil Koloquinten, kocht es in Wasser, seihet es durch, und vermischt es mit etwas Honig. Hievon gibt man jedem täglich etliche Löffel voll. Dabey müssen sie aber von andern abgesondert im Stalle gehalten werden.

Eben so ansteckend, aber noch gefährlicher sind die Schaafpocken, die mit den Kinderpocken sehr viel

Aehnlichkeit haben. Die Schaafe bekommen sie auch in ihrem Leben nur einmahl. Jedoch sind sie lange nicht so häufig, als die Kinderpocken. Es gibt bösartige und gutartige; diese stehen einzeln, jene fliessen zusammen. An den bösartigen sterben sie gemeiniglich schon den dritten Tag nach dem Ausbruch derselben. Bey den gutartigen hülft sich die Natur selbst. Im Anfang der Krankheit gibt man ihnen Morgens und Abends jedesmahl ein halb Loth gestoßene Lorbeeren mit eben so viel Schwefel und etwas Kleie vermischt. Auch thun Haarseile oder Spanischfliegenpflaster gute Dienste. Eßig, Salpeter, Kampher und andere kühlende und der Fäulniß widerstehende Mittel sind nicht weniger rathsam.

Eine andere Krankheit, die sie häufig befällt, ist das Drehen oder der Kreisel. Das Schaaf hält den Kopf nach einer Seite gekrümmt, drehet sich im Kreise herum, fällt plötzlich nieder, steht wieder auf, taumelt und knirscht mit den Zähnen, bis es stirbt. Gewöhnlich sieht man dieß im Frühling und im Sommer. Diese Krankheit soll eine doppelte Ursache haben. Einmahl die Sonnenhitze, und dann die Würmer. Wenn die Schaafe auf niedern und nassen Triften weiden, und ihnen die Sonne auf den Kopf brennt, so entsteht eine Art von Schlagfluß, der sich auf oben beschriebene Art äußert. Man verhüthet ihn, wenn man das Vieh vor der Näsſe bewahrt, und es bey starker Hitze in Schatten bringt. Die zweyte Ursache ist eine Gattung Bandwürmer, die sich im Gehirn, man weiß nicht wie, erzeugen, und ihnen die entsetzlichsten Schmerzen und den Tod verursachen. Muthmassungen über ihre Entstehung findet man in der Naturgeschichte der Würmer. Man hat kein anders Mittel dagegen, als die Hirnschaale zu öffnen, und die Würmer herauszunehmen. Dieß ist aber eine mißliche und gefährliche Cur. Am be-

sten ist es, das Thier gleich zu schlachten, denn das Fleisch ist übrigens gesund und gut.

Auch entstehen öfters Würmer und die sogenannten Egelschnecken in der Leber der Schaafe, woran sie erkranken und sterben. Nässe und unreines Getränk befördert die Entwickelung des Saamens dieser Würmer, den sie schon von der Geburt an in sich haben. Fälschlich glaubte man sonst, daß sie den Saamen aus Pfützen und Sümpfen mit einzögen. Hievon muß man sie also abhalten, weil, wie die Erfahrung lehrt, der Wurmsaame sich leicht dadurch entwickelt, und die Würmer alsdann in ihnen überhand nehmen. Bemerkt man aber schon Spuren von der Gegenwart der Würmer, so gibt man ihnen eine ziemliche Portion warm gemachten Biereßig, worin eine Handvoll Küchensalz aufgelöset worden. Sie pflegen ihnen darnach durch Maul und Nase abzugehen.

Gegen das Blutharnen empfiehlt man Kampfer mit Terpetin zu gleichen Theilen unter Salz gemengt.

Wenn die Schaafläuse (Täken) überhand nehmen, so vertreibt man sie entweder mit Tobaksbrühen, oder man reibt Wurzel vom Ahornbaum zu Pulver, kocht sie in Wasser, seihet es durch, läßt es kalt werden, und wäscht die Schaafe damit.

Ein allgemeines Vorbauungsmittel gegen viele Krankheiten der Schaafe ist roher Gyps, den man gestoßen unter Salz mengt, und sie täglich davon lecken läßt.

Uibrigens kann man von Schaaf, wenn es geschlachtet ist, bekanntlich alles gebrauchen, das Fleisch, das Fell, das Talg, die Hörner und Klauen zum Düngen, die Knochen zum Leim, und die Därme zu Saiten. Siehe die Technologie.

Das Rind. Bos taurus.

Der Biſon. Der Büffel.

Unſer zahmes Rindvieh ſtammt von den Ur- oder Auerochſen ab, die man noch jetzt wild im Polen, Litthauen, Sibirien u. ſ. w. findet. Dieſe wilden ſind gemeiniglich ſchwarzbraun, unbändig und ſo ſtark, daß man ſie ehemahls in Kämpfen mit Löwen und Bären ſiegen ſah. Der Anblick der rothen Farbe ſetzt ſie in Wuth, daher man ſie durch einen rothgekleideten Strohmann zu locken, und dann zu fangen oder zu erlegen pflegt.

Der Buckelochſe (Biſon) iſt in Afrika und Amerika zu Hauſe. Er hat einen Höcker auf dem Rücken, eine mächtige Bruſt und ſtarken Hals, der gleich dem Löwen mit einer langen Mähne prangt. Es iſt ein furchtbares Thier, welches in Geſellſchaft große Viehheerden und auch wohl Menſchen anfällt, und ſie zertritt. Sein Fleiſch hat einen etwas biſamartigen Geruch, ſoll aber ſonſt ſo ſchmackhaft als unſer Rindfleiſch ſeyn. Die langen Haare der Mähne werden zu Strümpfen und andern Kleidungsſtücken verarbeitet. Auch benutzt man die Haut, das Talg und die übrigen Theile eben ſo, wie von unſerem zahmen Rindvieh.

Die Büffel, deren eigentliches Vaterland Aſien ſeyn ſoll, gehören ebenfalls zu dieſer Thiergattung. In Italien, Ungarn und einigen andern Ländern hat man ſie mit großem Vortheil zu Hausthieren gemacht. Aber auch gezähmt bleiben ſie immer noch weit ſtärker und unbändiger, als die gemeinen Ochſen. Von dieſen unterſcheiden ſie ſich überdies noch durch ihre Größe, und die Hörner, die etwas hinterwärts und an beiden Seiten des Halſes niedergebogen ſind.

Man regiert sie mit einem Ring, der ihnen durch die Nase gezogen wird, und doch gehen sie zuweilen mit dem Fuhrwerk durch. Zum Ziehen sind sie vortreflich. Zwey Büffel ziehen eine Last, die vier, oder gar, wie ein anderer Beobachter versichert, sechs Pferde kaum zu bewegen im Stande sind. Die Büffelkühe sind auch in Ansehung der Milch sehr nutzbar. Sie geben zwar nicht so viel, als unsere gemeinen Kühe, aber sie ist sehr fett und setzt dreymahl mehr Sahne ab, als gewöhnliche Kuhmilch. Um Butter daraus zu machen, muß man sie mit gemeiner Sahne vermischen. Ihr Fleisch ist grob, doch saftig und von keinem unangenehmen Geschmack. Sie sind wohlfeil zu unterhalten, und begnügen sich mit Stroh von Erbsen, Bohnen, Hirse u. s. w Im Sommer gehen sie gern in Sümpfe. Ein ausgewachsner Büffel wiegt gemeiniglich 800 bis 1000 Pfund, und wird mit sechzig bis neunzig Thalern bezahlt. Die Haut schätzt man wegen ihrer Stärke und Festigkeit sehr. Sie kostet etliche zwanzig Thaler. Auf die gute Zurichtung derselben verstehen sich nicht alle Gerber. In Frankreich findet man eigene Manufacturen zur Bereitung dieser Häute, womit ein ausgebreiteter Handel getrieben wird. Man braucht sie zu Reitkollet, Degenkuppeln u. s. w. Auch in Teutschland hat man nun angefangen, diese Thiere zu erziehen und ihre Häute zuzurichten.

Jedoch die Kenntniß und Zucht unsers einheimischen Rindviehes ist für uns bis jetzt immer noch die wichtigste. Was es durch Zähmung an Größe und wilder Stärke verlohren hat, das ersetzt es uns vielfach durch seine übrige Nutzbarkeit wieder. Viel tausend Menschen ernähren sich ganz allein von der Zucht desselben. Zum Ackerbau ist es des Düngers wegen fast unentbehrlich. In England, Ungarn, Podolien, in der Schweiz, Holstein, Ostfries-

land und überhaupt in den sogenannten Marschländern *) findet man das größte und schönste. Die röthliche Farbe scheint die natürliche zu seyn; doch gibt es auch weiße, weißblaue, schwarze und andere Schattirungen. In England und Schottland sieht man Rindvieh ohne Hörner.

Ein gemäßigtes, aber mehr kaltes als heißes Klima bekommt ihm am besten. Es liebt niedrige, mit frischem hohen Grase bewachsne Gegenden. Da es von Natur träge und schwerfällig ist, so befördert Ruhe sein Gedeihen. Es frißt geschwind, legt sich dann nieder und wiederkäuet. So still und friedlich diese zahmen Thiere sind, so widersetzen sie sich doch einem gemeinschaftlichen Feinde mit der größten Unerschrockenheit. Wenn sie einen Wolf oder ein anderes Raubthier erblicken, so treten sie in einen engen Kreis zusammen, mit den Köpfen auswärts gekehrt. Auch das kühnste wird nicht leicht wagen, sie in dieser Stellung anzugreiffen. Dem gewohnten Hunde ihres Hirten gehorchen sie; aber wenn ein fremder unter die Heerde kommt, gehen sie sämmtlich auf ihn los, und jagen ihn in die Flucht. Selten findet man stößige Kühe. Vor muthigen Ochsen hat man sich schon mehr zu hüthen. Am wenigsten aber ist den Reitochsen (Bullen) zu trauen, die oft wüthend auf jeden Unbekannten eindringen.

In Ansehung der Güte und des Werths ist unter dem Rindvieh in den verschiedenen Ländern Europens ein großer Unterschied. Von einer schlechten Kuh erhält man täglich kaum etliche Maaß Milch; eine Marschkuh hingegen gibt sechszehn bis

*) Die fruchtbaren Gegenden an der Elbe und Nordsee, die vor Jahrhunderten den Fluthen entrissen und durch Dämme gesichert sind, heißen Marschland; alles übrige, es sey beschaffen wie es wolle, wird Geestland genannt.

zwanzig Maaß. Jene kauft man für zwölf bis sechzehn Thaler; diese gilt sechzig bis siebenzig, und ein Kalb von etlichen Monathen zehn bis funfzehn. Man kann wohl denken, daß es hier wiederum hauptsächlich auf die Beschaffenheit und Menge des Futters ankommt. Eine solche einträgliche Kuh verlangt, wenn sie im Stall gehalten wird, täglich zwanzig bis vierzig Pfund Heu, mithin in einem Monath zwischen sechs und zwölf Centner. Und dann die herrlichen fetten Triften, womit die Natur jene Länder gesegnet hat! Wo nun diese nicht sind, da muß man ihren Mangel durch Fleiß und Kunst zu ersetzen suchen, wenn man anders die Vortheile einer verbesserten Viehzucht genießen will. Auch in der Wahl der Zuchtrinder muß man sorgfältig seyn, und es gilt hier eben wieder die Regel, die schon vorher bey der Schaafzucht angegeben ist. Ein Rind guter Art aus einer magern Gegend auf fruchtbare Weiden versetzt, kommt allemahl besser fort, als umgekehrt. Dies erfahren alle Wirthe, die Zuchtrinder z. B. aus der Schweiz oder Ostfrießland hohlen, und nicht so gute Futterung haben.

Der Zuchtstier soll billig nicht vor dem dritten, und die Kuh vor dem zweyten Jahr zur Fortpflanzung gebraucht werden. Die gewöhnliche Zeit der Zulassung ist das Frühjahr und der Anfang des Sommers. Um aber neue Milch und Kälber zu allen Zeiten zu haben, pflegt man die Kühe durch Oelkuchen oder Hafer mit Salz auch außer jenem Zeitpunkt hitzig zu machen. So lange die Kuh trächtig ist, muß sie mehr geschont und besser gepflegt werden, als sonst. Man gibt ihr daher auf jedes Futter eine Handvoll Hafer oder Gerstenschroot. Neun Monathe trägt sie, und im zehnten bringt sie das Kalb, gewöhnlich eins, selten zwey, und noch seltner drey. Nach dem Kalben setzt man noch eine Zeitlang das Schrootfutter fort, oder mischt Rü-

ben und Kartoffeln unter das gewöhnliche Futter. Etliche Wochen vor und nach dem Kalben muß sie nicht gemolken werden. Nach sechs oder acht Tagen läßt man das Kalb nicht mehr so oft es will, sondern täglich nur etlichemahl saugen, damit es die Mutter nicht zu sehr erschöpft. Man kann es aber mit gekochter Milch und Brodtkrumen bald zu Kräften bringen. Verschiedene Landwirthe wollen jetzt durch eigne Erfahrung es weit vortheilhafter gefunden haben, die Kälber gar nicht saugen zu lassen, sondern sie eine Zeitlang mit einer bestimmten Portion Milch zu tränken. Gegen die Schwämme, die sie zuweilen am Saugen hindern, braucht man Salz in Eßig aufgelöst, womit man das Maul fleißig ausreibt. Kälber, die verkauft werden sollen, brauchen überhaupt nicht länger als einen oder anderthalb Monath zu saugen. Laues Getränk und Mehl macht sie fett. Nach sechs bis sieben Wochen sind sie zum Schlachten am besten. Die aber zur Fortzucht bestimmt sind, müssen drey Monath und drüber die Muttermilch haben, wenn sie recht gut werden sollen. Vor der Kälte muß man sie in Acht nehmen, und sie daher des Morgens nicht zu früh, und des Abends nicht zu spät außer dem Stall zubringen lassen. Auch im nächsten Winter, ehe sie ein völliges Jahr erreicht haben, vertragen sie nicht viel Kälte.

Nach dem ersten Jahr heißt ein Kühkalb eine Färse. Die Stierkälber, die man nicht zur Fortzucht haben will, werden nach achtzehn Monathen verschnitten, und heißen dann Ochsen. Dieß geschieht theils darum, damit sie desto eher gebändigt und zur Arbeit bequemer werden, theils auch, weil das Fleisch dadurch genießbarer wird, und sie sich besser mästen lassen. Zum Ziehen sind die Ochsen sehr gut zu gebrauchen. Es ist aber besser sie am Halse, wo sie ihre ganze Stärke gebrauchen können,

als an den Hörnern anzujochen. Zwey zusammengeschirrt ziehen ungleich beschwerlicher, als jeder einzeln für sich. Ein arbeitender Ochs muß etwas Kleie oder Hafer bekommen. Will man ihn recht bey Kräften erhalten, so darf er nur einen halben Tag arbeiten. Man muß zu dem Ende mehrere im Stall haben, die einander ablösen. Ochsen sind wohlfeiler zu unterhalten, als Pferde, sie geben auch bessern Dunger, und wenn sie alt werden, mästet und schlachtet man sie, welcher Vortheil bey den Pferden wegfällt. Auch die Blindheit verringert ihren Werth eben nicht. Ob es aber rathsamer sey, zur Ackerarbeit Ochsen oder Pferde zu halten, daß müssen die besondern Umstände eines Landwirths entscheiden. Ein erfahrner Oekonom berechnete in seiner Wirthschaft den Gewinn von acht Ochsen gegen sechs Pferde in fünf Jahren zu tausend Thalern.

Der Stall muß luftig, trocken und gegen Hitze und Kälte gesichert seyn. Federvieh, Schweine u. s. w. dürfen nicht hineinkommen. Alle Morgen läßt man frische Luft in den Stall, reinigt die Tröge, und wäscht sie mit Saltzwasser aus. Im Sommer wird einen Tag um den andern, im Winter alle drey Tage ausgemistet. Täglich striegelt man das Vieh, reibt es mit wollnen Tüchern oder nassen Strohwischen ab, und wäscht den Staub von den Füßen. Diese Ordnung und Reinlichkeit trägt sehr viel zum Gedeihen bey.

Der rothe Klee ist sehr nahrhaft, blähet aber das Vieh leicht auf, wenn er frisch genossen wird Am besten giebt man halb Klee und halb Stroh zu grobem Heckerling geschnitten. Uiberhaupt ist das Zerschneiden alles langen Futters fü jedes Vieh gut. Das Aufblähen wird auch verhuthet, wenn man das Vieh erst saufen läßt, ehe man Klee futtert. Wicken, Steckrüben und Kohl, ist ebenfalls

vortrefliches Futter. Zur Vermehrung der Milch rühmt wan besonders den großen schwarzen Rettig, die große Nessel, Pastinacken, geschnitten Kartoffelkraut mit den daran hängenden Saamenäpfeln und häufiges Tränken. Blätter von Eschen, Ulmen und Eichen werden nur in der größten Noth vorgeworfen; man leitet von dieser Nahrung das Blutharnen her. Im Winter muß man den Trank verschlagen lassen.

Das Rindvieh wird funfzehn bis zwanzig Jahr alt. Bis ins vierte Jahr sind die Hörner glatt und spitzig, im fünften bekommt jedes Horn einen Ring, und dann setzt es alle Jahr einen neuen an. An der Zahl dieser Ringe doch noch sicherer aus den Zähnen beurtheilet man das Alter. Im sechsten oder siebenten Jahr wird es gemästet und geschlachtet. Einen Ochsen läßt man zuweilen auch bis ins neunte Jahr gehen. Dem Mastvieh gibt man auf sein gewöhnliches Futter Schroot oder gequollne Körner. Warme Mastung ist nicht zu empfehlen. Wenn ein Ochs vom May bis zum Oktober auf der Mastung steht, so wird er fett genug. Beyspiele von so ungeheurer Größe und Fettigkeit gemästeter Ochsen, als im Jahr 1775 eins bekannt wurde, sind in Teutschland selten. Man schlachtete damahls in Nürnberg einen Ochsen, der 25 Centner und 40 Pfund wog. An Talg allein hatte er 340 Pfund, die Haut war 70 Pfund schwer.

Unter den Krankheiten des Rindviehes ist keine bekannter und fürchterlicher, als die sogenannte Viehseuche, die in wenigen Wochen ganze Länder verheert. Diese Art von Krankheit, welche wirklich pestartig ist, greift jedoch kein anderes Geschöpf an. Sie ist bloß dem Rindvieh eigen, und das Thier, welches sie einmahl gehabt hat, bekommt sie nicht wieder. Die erste Ursach derselben kennt man noch nicht genau, man schreibt sie daher einer unreinen Luft,

und dem durch böse Dünste und Nebel verdorbnen Futter zu. Hieraus entsteht eine Fäulniß und Entzündung der Säfte, welche sich bey dem Vieh anfangs durch Traurigkeit, Mangel an Appetit, Aufhören des Wiederkäuens und Fiberschauer äußert. Die Hörner und Ohren sind bald warm, bald kalt. Der Harn ist ungewöhnlich roth, der Mist widernatürlich dick oder dünn; zuweilen Verstopfung, zuweilen Durchfall. In der Folge läßt es Kopf und Ohren hängen, bewegt den Schwanz nicht mehr, und gibt keinen Laut von sich. Aus Maul und Nase fließt ein dünner Schleim, die Augen schwellen auf, das Athemhohlen wird schwer, und das Thier fängt an zu keuchen. Dies sind gemeiniglich die Vorbothen des Todes. Einige sterben schon nach zwey, andere nach zehn oder eilf Tagen. Sehr wenige überstehen diese Krankheit. Ihr Gift steckt außerordentlich leicht an. Nicht bloß unmittelbare Berührung und Nachbarschaft der Ställe, sondern auch die aus der Entfernung durch die Winde herbeygeführte verpestete Luft theilt sie mit. Selbst Menschen, so wenig sie auch selbst davon angegriffen werden, können sie von einem Ort zum andern tragen. Eben deßhalb ist auch die äußerste Vorsicht nöthig, damit die einmahl entstandene Seuche sich nicht weiter verbreite. Uiberhaupt hat man sie bisher glücklicher verhüthet, als geheilt. Die Stallfutterung erhält auch hiedurch eine neue Empfehlung. Man hat vielleicht noch kein Beyspiel, daß bey einer gehörigen Einrichtung derselben, das Vieh die Seuche bekommen hätte. Hingegen wüthet sie da am häufigsten, wo es die meiste Zeit auf der Weide zubringt. Auch die Reinlichkeit, das Räuchern des Stalls mit Eßig und Wocholderbeeren, Vermischung des Futters mit Salz und des Getränks mit Vitriolspiritus oder Essig, hat sich zur Verhüthung der Krankheit wirksam bewiesen. Mit sehr glücklichem Erfolge hat man in Holstein dieselbe eben so, wie bey den

Kindern die Pocken, inoculirt oder eingeimpft Denn da das Vieh nur einmahl damit befallen wird, so ist man nachher sicher. Der Vortheil dabey ist der, daß man den Körper des Thiers gehörig dazu vorbereiten und reinigen kann; wenn hingegen die Seuche unvermuthet kommt, so findet sie zu viel Vorrath von Unreinigkeiten und fehlerhaften Säften, daher wird sie so heftig, daß die Natur meistentheils unterliegt. Man nimmt aber das Einimfen nicht eher vor, als bis die Seuche in der Nähe ist, auch bey keinem allzujungen oder schon angesteckten Vieh. Das Einimpfen geschieht mit einem baumwollnen Faden, den man in die eiternde Materie eines nicht zu gefährlich kranken Thiers, die ihm aus der Nase oder den Augen fließt, getaucht hat. Diesen ziehet man mit einer Packnadel durch die Haut am Hinterbacken, doch so, daß das Thier nicht mit dem Maul dazu kommen kann. Zwischen dem dritten und sechsten Tag läßt man ihm zur Ader, und gibt ihm fleißig Salpeter. Am sechsten pflegt sich die Seuche einzustellen, und dann zieht man den Faden wieder heraus. — Wenn ein Stück Vieh wirklich an der Seuche gestorben ist, so muß es sogleich tief vergraben und mit Kalk beschüttet werden.

Bey großer Hitze und Dürre bekommt das Rindvieh zuweilen an der Zunge oder am Ende des Mastdarms eine Pestblatter, die zwar nicht ansteckend, aber doch tödtlich ist. Sie hat die Größe einer Haselnuß, und sieht bleyfarbig. Man muß sie gleich herausschneiden, die Wunde mit Eßig auswaschen, und dem kranken Vieh eine Zeitlang Eßig unter das Getränk geben.

Die sogenannten Franzosen sind bey dem Rindvieh eben das, was bey den Schweinen die Finnen sind, entstehen auch aus eben der Ursach. (s. Schwein). Folglich kann man das Fleisch von solchem Vieh oh-

ne alles Bedenken genießen, wie die Erfahrung auch schon hinlänglich bestättigt hat.

Wenn es viel nassen rothen Klee frißt, oder auf bethaueten Wiesen weidet, so schwillt es zuweilen plötzlich auf, und stirbt, wenn man nicht eilig zu Hülfe kommt. In diesem Fall sticht man mit einem Instrument, welches Trokar heißt, zwey gute Händebreit vom Rückgrad in den aufgebläheten Bauch, da dann die Winde zu der Oeffnung herausfahren, und der Leib sich wieder senkt. Der Trokar ist hiezu besonders eingerichtet; im Nothfall kann man aber auch ein handlanges Brodmesser gebrauchen. Noch leichter soll dem Vieh geholfen werden, wenn man ihm eine Handvoll Schnupftaback in Milch, oder einen lebendigen Frosch eingibt.

Das Blutharnen entsteht oftmahls nur von dem Saamenstaub der Fichtenblüthe, oder von einigen Arten von Baumblättern. Wenn aber innerliche Entzündung die Ursach davon ist, so hat es mehr Gefahr. Ein unfehlbares Mittel dagegen soll folgendes seyn: Blätter von Bergpeterlein und Pimpinelle, auch Alandswurzel, getrocknet, zu Pulver gerieben und eingegeben. Ein gewisser Wirth kaufte bluthar-nendes Vieh wohlfeil ein, und curirte es damit, ohne eins zu verlieren. Auch Aderlaß hilft zuweilen. Rührt die Krankheit vom Stein her, so ist sie unheilbar.

Wenn das Vieh zu Zeiten nicht fressen will, so darf man nur das Futter in Weineßig einweichen und mit Salz bestreuen. Dies erregt bald wieder außerordentlichen Appetit.

Wider Geschwulst und Geschwüre dient ein Umschlag mit einem Brey aus Leinsaamen in Milch gekocht.

Wider böse Euter der Kühe braucht man Lilienblätter in Baumöl geweicht.

Blaue und blutige Milch entsteht gewöhnlich von dem Genuß gewisser Kräuter und von unordentlicher Diät. Veränderung im Futter und gute Wartung ist das Mittel wider diesen kränkelnden Zustand. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem plötzlichen Vergehen der Milch.

Von dem geschlachteten Rindvieh benutzt man vornehmlich das Fleisch. Mit dem geräucherten und gepökelten wird in Seestädten ein starker Handel getrieben, da es den Seefahrenden auf langen Reisen zur Nahrung dienen muß. Berühmt ist das Hamburger geräucherte Rindfleisch, welches nicht nur angenehmer schmecken, sondern auch leichter zu verdauen seyn soll, als das gewöhnliche. Die Braunschweiger Cervelatwürste werden hauptsächlich von Rindfleisch gemacht. Der Gebrauch der übrigen Theile, als der Haut, der Haare, der Hörner u. s. w. kommt in der Technologie vor. Von dem Rinderblut bemerken wir nur noch, daß die Aerzte es für eine sehr schädliche Gewohnheit halten, Blutwürste davon zu machen, wie dieß an einigen Orten geschieht.

Das Pferd, Equus caballus.

Die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Menschen befriedigt das Schaaf und das Rind; aber das Pferd dient ihm vornehmlich zur Bequemlichkeit und zur Pracht. Kein Thier hat durch die Zähmung so viel gewonnen, als eben dieß, aber keins ist auch eines so hohen Grades von Veredlung fähig. Mit der Gelehrigkeit des Elephanten verbindet es eine be-

wunderswürdige Leichtigkeit in den Bewegungen und einen edlen Anstand des Körpers. Die verwilderten — denn ursprünglich wilde soll es nicht mehr geben — die man noch jetzt in Pohlen, in der Tartarey und in andern Ländern findet, sind klein und unansehnlich, obgleich unbändig und schnell. Es verdankt also die Schönheit und die Vorzüge, wodurch es den ersten Rang unter den Hausthieren erhalten hat, vornehmlich der Erziehung des Menschen.

Ein mehr warmes als kaltes Klima, ist seiner Natur am angemessensten. In allzu heißen und zu kalten Ländern verliert es von seiner natürlichen Güte. Arabien und Persien bringen die schönsten hervor. In Arabien wird sorgfältig der Stammbaum der edelsten Race bewahrt, und Vermischung derselben mit unedlen Geblüt verhüthet. Bey der Geburt eines solchen Füllen sind Notarien und Zeugen gegenwärtig, und dem Käufer des Rosses wird dies gerichtlich bestätigte Stammregister zu seiner Sicherheit eingehändigt. Allein das schlechteste von der ersten Klasse verkauft man auch nicht leicht unter fünfhundert, die besten aber für mehrere tausend Thaler. Ein solches läuft in einem Tag achtzehn bis zwanzig teutsche Meilen.

In Europa werden die Spanischen, Englischen und Neapolitanischen vorzüglich geschätzt. Auch in Dännemark, Holstein, Mecklenburg und einigen andern Ländern findet man vortreffliche Racen.

Außer dem schönen Körperbau der Feinheit und dem Ebenmaaß der Glieder, worin das Pferd unter den vierfüßigen Thieren wohl nicht seines Gleichen finden dürfte, empfiehlt es sich auch noch besonders durch Schnelligkeit und Stärke. Es ist beynahe geschwinder, wie der Wind. Denn man hat ein Beyspiel, daß ein Englisches Pferd beym Wettrennen in einer

Sekunde 88 Englische Schuh gelaufen ist, da hingegen ein heftiger Sturmwind *), nach einer genauen Berechnung nur 66 Englische Schuh in eben der Zeit zurücklegt. Dieses Wettrennen, welches auch bey den Tartaren, Türken und andern Völkern zum Vergnügen angestellt wird, zeigt freylich nur, was die größte Anstrengung vermag, und diese kann nicht lange ausdauern. Aber auch die gewöhnliche Geschwindigkeit eines guten Pferdes, die es ohne Schaden mehrere Stunden nach einander fortsetzen kann, ist immer schon beträchtlich genug, und für uns in vielen Fällen ausnehmend wichtig. Unter unsern Hausthieren kann kein anders in dieser Hinsicht seine Stelle ersetzen. Auch in Ansehung der Stärke behauptet es diesen Vorzug. Der Ochs ist zum Ziehen, und nicht zum Tragen; der Esel zum Tragen und nicht zum Ziehen geschickt; beyder Eigenschaften sind im Pferde vollkommen vereinigt. Ein Englisches Zugpferd zieht drey bis vier Tausend Pfund, und ein Lastpferd trägt zweyhundert und zehn Englische Pfund, eine Last, die selbst kleinen Kamelen zu schwer seyn würde.

Neben der Stärke besitzt es Herzhaftigkeit und kriegerischen Muth. Es ist das einzige Thier auf dem Erdboden, das mitten im Getümmel der Schlacht weder flieht noch in wilde Wuth geräth. Schon das älteste Buch der Bibel nahm diesem charakterischen Zug in ein herrliches Naturgemählde mit auf. — Es spottet der Furcht, und erschrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerdt nicht, wenn gleich ihm entgegen klinget der Köcher, und glänzet beyde Spieß

*) In neuern Zeiten hat man beobachtet, daß die stärksten Stürme in einer Sekunde über hundert und zwanzig Fuß durchliefen.

und Lanzen. Es zittert und tobet (vor Ungeduld) und achtet nicht der Trommeten Hall. — Der Elephant, dem es an Körperkraft und Größe weichen muß, ist seit der Erfindung des Feuergewehrs zum Kriege unbrauchbar. Der Blick des Feuers hat für dieses kolossalische und sonst ebenfalls kühne Geschöpf etwas so schreckliches, daß es seiner Riesenstärke vergießt und flieht. Nur berauscht hält er allenfalls Stand, wie jeder feige Held. Und auch in vorigen Zeiten, da der Gebrauch des Feuergewehrs noch unbekannt war, machte der Schmerz der Wunden und der Anblick des Bluts ihn so wüthend, daß er dem Heere, für welches er stritt, eben so gefährlich wurde, als den Feinden, wodurch der Sieg nicht selten verloren ging. Wie ganz anders beträgt sich unser streitbares Roß! Wie unerschrocken im Feuer und Rauchdampf! Wie heldenmüthig bey Verwundungen! Nur da, wo auch der tapferste Krieger den Naturgefühlen erliegen muß, sieht man es wanken und sinken. Aber kein Angstgeschrey, kein Klageton entfährt ihm. Den meisten andern Thieren dieser Klasse, selbst denen, die sonst nie eine Stimme von sich hören lassen, preßt der Schmerz ein Winseln und Heulen aus. Das Pferd wiehert nur vor Wollust und Freude oder in der Hitze des Streits. Höchst selten entfährt ihm ein unwillkührlicher Laut, der dem Klageton gleicht. Alle diese heroischen Eigenschaften machten es kriegerischen Nationen von jeher schätzbar und werth. Eine wohlgeübte Reuterey, welch Uibergewicht gibt sie nicht am Tage der entscheidenden Schlacht! Jene Handvoll Spanier, die in einem fremden Erdtheil Königreiche eroberte und zahlreiche Heere schlug, verdankt die Siege zur Hälfte dem Schrecken der Rosse.

Edler Stolz bezeichnet die Stellung und den Gang des in der Reitschule gebildeten Pferdes. Es

scheint sich zu fühlen, sich selbst zu gefallen im glänzenden Geschirr und Schmuck. Ganz zur Parade geschaffen, erhöhet es den Pomp festlicher Aufzüge. — Durch Lob und gute Worte läßt es sich weit eher regieren und ziehen, als durch Schelten und Schlagen. Die Trägheit des Ochsen und Esels ermüdet den Arm des Treibers; das Pferd gehorcht dem Wort, dem Wink, den leisesten Druck mit dem Fuße oder dem Gebiß. Diese Empfindlichkeit, dieß feine Gefühl zu erhalten und zu benutzen, ist die vornehmste Kunst eines geschickten Bereuters. Harte Behandlung macht es störrisch, tückisch und scheu, und bringt alle die sittlichen Fehler hervor, die in der Folge unheilbarer sind, als manche Gebrechen der Körpers.

An Klugheit und Gelehrigkeit kann das Pferd den in diesen Stücken berühmtesten Gattungen der Thiere an die Seite gestellt werden. Selbst zu solchen Künsten läßt es sich abrichten, die dem unwissenden Haufen der Zuschauer mehr als natürlich scheinen.

Ist es wohl zu verwundern, daß man in den ältesten Zeiten Loblieder auf dieß edle Geschöpf absang? und daß man mit ausgezeichneter Sorgfalt sich der Zucht und Bildung desselben annimmt? —

In Ansehung der Fortzucht gebraucht man zur Veredlung der Race eben dieselben Mittel, wie beym Schaaf- und Rindvieh. Kostbare ausländische Hengste (Beschäler) oder einheimische von vorzüglicher Güte und Schönheit werden zwischen dem April und Junius mit ausgesuchten Stuten gepaart. Bey der ersten Paarung dürfen beyde nicht unter vier Jahr alt seyn. In Spanien läßt man den Hengst nicht vor dem sechsten und siebenten Jahr zu. Bis ins vierzehnte, höchstens achtzehnte Jahr ist die Stute fruchtbar; der Hengst bis ins zwanzigste. Das ganze

Lebens-

Lebensalter dauert fünf und zwanzig bis dreyßig Jahr. Vom funfzehnten Jahr an betrachtet man sie als alte Pferde. Man läßt die Stute lieber ein Jahr ums andre belegen, weil alsdann das Füllen größer fällt. Wenn die Stute trächtig ist, verschont man sie mit zu schwerer Arbeit. Sie trägt eilf Monath und wirft im zwölften, selten mehr als ein Füllen. Das Pferd ist, so viel man weiß, das einzige Thier, das im Stehen wirft. Das erste Füllen von einer Stute pflegt nicht so schön zu seyn, als die folgenden. Sechs Monath läßt man es saugen, aber auch nicht länger, weil es sonst zu weichlich wird. Gegen das Ende der Entwöhnung gibt man ihm schon Kleie und zartes Heu. Bey ordentlicher Stallfutterung gerathen sie besser als auf der Weide. Zwar bekommen die Füllen im Stalle sogenannte Bärenfüße; aber das schadet ihnen nichts. Im dritten Jahr läßt man den Huf auswirken, so gibt sich diese Unförmlichkeit. Alsdann werden sie auch zu ihrer Bestimmung abgerichtet, entweder vorzüglich zum Reiten, oder zum Fahren. Man gewöhnt sie Sattel und Zaum zu leiden, und lehrt sie Schritt, Trapp und Gallop. Der Paß, das Mittel zwischen Schritt und Trapp, soll eigentlich ein Fehler seyn, und von der Schwäche des Thiers zeugen. Die Paßgänger heben den Vorder- und Hinterfuß der Einen Seite fast zu gleicher Zeit auf, daher entsteht dann der wiegende Gang.

Man muß die Füllen fleißig waschen, damit die Haut empfindlich bleibt. Ein gutes Pferd läßt sich nicht gern an die Ohren greifen, und drückt den Schweif fest an sich, wenn man ihn aufheben will.

Damit es den Kopf hoch tragen lerne, wird die Krippe, so wie es wächst, immer mehr erhöhet. Nach achtzehn Monathen werden die Hengst-

füllen, wenn sie nicht Beschäler werden sollen, gerissen, und dann heißen sie Wallachen. In Arabien und Persien geschieht dies nicht, sie behalten ihr natürliches Feuer und ihre männliche Stärke, und sind doch zu allen Arbeiten recht gut zu gebrauchen. Von der unnatürlichen Mode, den Schweif abzustutzen, kommt man selbst in England zurück, wo das sogenannte Anglisiren seinen Ursprung genommen hat. In Ungarn pflegt man wohl den Husarenpferden die Nase aufzuschlitzen, um ihnen mehr Athem zu verschaffen und das Wiehern zu schwächen. Besondre Anstalten zur Pferdezucht oder Stuttereyen sind kostbar anzulegen und zu unterhalten, und also nur für reiche Herren. Dem Lande, wo sie sich befinden, bringen sie Vortheil, und verzinsen das darauf gewandte Kapital jährlich mit vier bis zehn Procent, wenn nicht ausserordentliche Unglücksfälle sich ereignen.

Das beste Futter des Pferdes ist Hafer und Heu. Den Hafer pflegt man mit zerschnittnem Stroh oder Hecksel zu vermischen, um das Kauen zu befördern und die Masse zu vermehren. In vier und zwanzig Stunden bekommt es ungefähr zwey Metzen Hafer und fünf bis acht Pfund Heu. Hat es viel zu arbeiten, so bekommt es mehr. Einem müßigen Pferde gibt man nicht so viel Körner, sondern lieber mehr Heu, Gras oder Klee mit Stroh zerschnitten. Es braucht jedesmahl zwey Stunden zum Fressen und Saufen. Wenn etwas von der Vogelkirsche unter das Futter kommt, frißt es nicht; so auch, wenn die Zähne mit Talg oder Seife bestrichen werden, welches zuweilen betrügerische Wirthe thun. In diesem Falle muß man die Zähne mit Salz abreiben. Die große Brennessel ist ihnen nicht nur ein angenehmes, sondern auch ein sehr gedeihliches Futter.

Das Pferd liebt vorzüglich die Reinlichkeit, und muß daher täglich gestriegelt und gebürstet werden.

Auch legt man ihm im Stall eine wollne Decke gegen den Staub auf. Den Stall selbst muß man fleißig ausmisten, und die Krippe rein halten. Eben so nöthig ist frisches reines Wasser zum Getränk.

Im Frühjahre harrt es, ist kränklich und muß also etwas geschont werden. Uiberhaupt aber ist es weit mehrern Zufällen ausgesetzt, als das Rindvieh. Sehr gewöhnlich ist unter andern die Druse, welche in ihren Erscheinungen dem Schnupfen ähnlich ist. Sie äußert sich bey dem Thier durch Trägheit, Traurigkeit, heisern Husten und einen schleimigen Ausfluß aus der Nase oder dem Maul. Auch entstehen zuweilen um die Kinnbacken und an andern Orten kleine Beulen. Unreine Säfte sind die nächste Ursach derselben, und diese rühren oftmahls von dumpfiger und verdorbner Nahrung her. Ein plötzlicher Uibergang vom grünen zum trocknen, und vom trocknen zum grünen Futter im Herbst und im Frühling soll diese Krankheit ebenfalls verursachen. Man muß daher von dem einen zum andern allmählig übergehen. Die ganze Cur der Druse besteht hauptsächlich in Beförderung der Ausdünstung. Man hält den Stall warm, behängt das Thier mit einer guten wollnen Decke, und gibt ihm kein kaltes Getränk, sondern laulichtes Wasser mit Gerstenmehl und Honig vermischt. Auch wird folgendes Arzeneymittel dagegen empfohlen: Ein halb Pfund zerstoßne Wacholderbeeren, eben so viel Gentianwurzel und acht Loth Galgant mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Hievon streicht man Morgens und Abends jedesmahl einer Wallnuß groß dem Pferde auf die Zunge.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Strengel, der von plötzlicher Verkältung, oder von staubigtem und beregnetem Futter herrührt. Aderlaß und Klystiere, innerlich aber Buttermilch, Salpeter und Vitriolspiritus unter das Getränk sind die besten Gegenmittel.

Noch schlimmer ist der Rotz, der oft aus der schlechten Behandlung der Druse entsteht. Einige schreiben ihn auch dem Saufen von sehr kaltem Wasser bey warmer Witterung zu, weil das Pferd dabey die Nase mit ins Wasser steckt und sich verkältet. Es ist nicht allemahl ansteckend, aber sehr schwer zu heilen. Ein weißer, gelbgrünlicher oder röthlicher Schleim fließt gemeiniglich nur aus einem Nasenloch. Auch siehet man, wie bey der Druse, hin und wieder knötrige Beulen. Der Ausfluß hört zuweilen eine Zeitlang auf, und dann kann ein unvorsichtiger Käufer sehr betrogen werden. Die Knoten unter der Kinnlade verrathen aber auf jeden Fall die Krankheit. Im Allgemeinen wird sie eben so behandelt wie die Druse, indem man nur noch vier Loth Goldschwefel des Spießglases zu obiger Latwerge hinzusetzt. Andre rathen, das kranke Pferd alle zehn oder vierzehn Tage mit einer Pille aus anderthalb Loth Leberaloe, einem Loth gereinigten Weinstein, einem halben Quetchen versüßten Queckstlber und weißer Seife zu reinigen. Diese und ähnliche Arzeneyen helfen freylich nicht, wenn das Geblüt schon sehr verdorben ist. Allein es hat in unsern Zeiten ein berühmter Stallmeister ein geheimes Mittel erfunden, welches noch nie fehlgeschlagen haben soll. Man bekommt es in Frankfurt am Mayn bey Herrn Wierz. Ein Topf von anderthalb Pfund kostet nebst dem Gebrauchszettel acht Gulden.

Der Koller, den man in den stillen und rasenden eintheilt, ist auch eine gefährliche Krankheit. Bey dem stillen ist das Thier ganz unempfindlich, läßt sich die Füße kreuzweis über einander stellen, verdreht die Augen, sieht starr auf einen Fleck u. s. w. Dieser geht zuweilen in den rasenden über, da es wüthet und tobet, die Wände hinanspringt u. s. w. Nach öftern Anfällen stirbt es unter Zuckungen. Man empfiehlt dagegen folgenden Trank, wovon man Morgens und Abends die Hälfte geben soll: vier

Loth gereinigten Salpeter, zwey Loth eröffnenden Eisensafran und zwölf Loth Brunnenwasser untereinander gemischt. Dabey muß man gute Diät halten lassen, und sparsam futtern.

Die Räude, welche bey den Pferden Schabe heißt, vertreibt man mit einer scharfen warmen Lauge von Holzasche, Kalk und Hühnermist, womit man es wäscht, und alsdann eine Decke darüber breitet.

Dieß sind die gewöhnlichsten und bekanntesten Krankheiten der Pferde. Das Register derselben könnte freylich noch sehr vermehrt werden; aber gegen die wenigsten hat man ganz sichere und zuverläßige Mittel. Am besten ist es, durch gute Wartung und Aufmerksamkeit denselben vorzubeugen.

Die vornehmste Benutzung des Pferdes besteht bey uns in dem Gebrauch seiner Kräfte, so lange es lebt. Andre Völker geniessen aber auch das Fleisch desselben und die Milch. Aus der letztern destiliren sie ein geistiges Getränk, welches dem Branntwein gleicht. Hierzu soll sich die Pferdemilch besser schicken, als die von andern Thieren, weil sie wenig fette und viele geistige Theile hat. Die Haut und die Haare vom Schweif werden bekanntlich auch von uns benutzt, wovon in der Technologie ein mehreres. Die starken Sehnen am Fuß (Roßadern) gebraucht der Orgelbauer. Von den Backenzähnen macht man in Irland schöne Knöpfe, auch werden sie sonst noch polirt verarbeitet, und zu allerley ausgelegter Arbeit angewendet. Der Pferdemist, der außerordentlich hitzig ist, und besonders zu Mistbeeten dient, ist in Schweden zum Schweinefutter und im Nothfall selbst zur Futterung der Schaafe vorgeschlagen worden.

Der Esel, Equus asinus.

Der Waldesel. Das Zebra.

Wer kennt nicht dieß von uns so verachtete Geschöpf, das aber doch mit dem edlen Roß näher als irgend ein andres verwandt ist? Auch schätzte man den Esel im Orient und den südlichen Ländern von jeher weit höher, als bey uns. Man bediente sich seiner zu den feyerlichsten Aufzügen, und selbst Könige hielten es nicht für schimpflich, auf ihm zu sitzen. Aber dort lebt er auch in seinem natürlichen Klima, und die Zähmung hat ihm da von seinen ursprünglich guten Eigenschaften wenig genommen. Denn der wilde Esel oder Waldesel, den man doch in der Tartarey heerdenweise findet, ist ein muntres und schnelles Thier. Allein unter einem kältern Himmelsstrich wird er träge, klein und unansehnlich. Man hält ihn deshalb in den nördlichsten Gegenden von Europa gar nicht. Doch scheint auch die schlechte Behandlung von unsrer Seite, und die wenige Sorgfalt für seine Erziehung zu dieser Ausartung mit beyzutragen.

Zu dem Geschlecht dieses Esels und des Pferdes gehört auch noch das Zebra, dessen Vaterland Afrika ist. Es gleicht der Gestalt nach einem Maulesel. Die Grundfarbe des Körpers ist weiß, und in der Quere laufen schmale schwarzbraune Streifen hin, so regelmäßig, als ob sie von der Hand des Mahlers gezeichnet wären. Unläugbar eines der schönsten unter den vierfüßigen Thieren. Es ist aber so wild und unbändig, daß es nur mit der größten Mühe gezähmt werden kann. In England ließ man eine gezähmte Stute dieser Gattung von einem gemeinen Eselshengst belegen, um Zucht davon zu haben. Man täuschte sie dadurch, daß man das Fell des Esels nach der Zeichnung des Zebrafelles bemahlte, denn vorher weigerte sie sich, ihn zuzu-

lassen. Sie brachte zwar ein Junges, beyde aber starben kurz hintereinander. In Afrika erlegt man diese Thiere auf der Jagd. Das Fleisch wird gegessen, und das schöne Fell braucht man zu Pferdedecken.

Der Esel unterscheidet sich von dem Pferde hauptsächlich durch den kahlen Schwanz, der nur am Ende einen Büschel Haare hat, durch längere Ohren und einen schwarzen Strich über den Rücken. Die graue mausefahle Farbe ändert er nicht; doch hat man einige Beyspiele von weißen Eseln. In warmen Ländern hat er eine ansehnliche Gestalt. Eine ganz kleine Gattung in unsern Gegenden, ungefähr so groß wie ein Pferdefüllen von einem Monath, nennt man Steinesel oder Müllereesel, weil sie gemeiniglich zum Tragen der Säcke in den Mühlen gebraucht werden. In Europa hält man die Spanischen und Mayländischen für die schönsten, wo auch oftmahls einer mit mehrern hundert Thalern bezahlt wird. Spanien ist auf diesen Vorzug so eifersüchtig, daß es die Ausführung der Zuchtesel bey Lebensstrafe verbothen hat. In der That wäre es auch wohl der Mühe werth, einen Versuch zur Verbesserung der Eselzucht in Teutschland zu machen, er würde nicht ganz ohne Erfolg und ohne Vortheil seyn. Dem einen Vorwurf, den der Esel jetzt wirklich verdient, kann man mehrere unverkennbare Vorzüge entgegenstellen. Er ist wohlfeil zu unterhalten, denn er begnügt sich mit dem schlechtesten Unkraut und mit Disteln. Die letztern sind seine liebste Nahrung, und man müßte sie für ihn, wenn man ihm gütlich thun wollte, ausdrücklich anpflanzen. Er geht sanfter und sichrer als das Pferd, und ist daher in gebirgigten Gegenden vorzüglich gut zu gebrauchen. Nach Verhältniß seiner Größe trägt er vielleicht unter allen Thieren die schwerste Last. Er geht mit vier Scheffeln Getreide beladen in einem Tage vier Meilen. Krankheiten ist er weniger unterworfen, als ein an-

ders Hausthier. Das Pferd schläft nur zwey bis drey Stunden hinter einander; der Esel noch weniger. Seine Trägheit und Langsamkeit ist zwar ein Fehler, wenn wir ihn als unser dienstbares Thier betrachten; aber aus diesem Fehler entsteht — wie dieß oft der Fall ist — etwas Gutes. Er kann eben darum desto mehr Beschwerden ertragen und darunter ausdauern, denn er ermüdet nicht durch vergebliche Sprünge und unnütze Bewegungen.

In der Jugend ist der Esel lustig und lebhaft, welches aber freylich bey einem Esel ins Poßirliche fällt. Die Schläfrigkeit nimmt mit den Jahren zu. Er hat eine harte und trockne Haut, daher leidet er vom Ungeziefer und dem Stich der Insekten wenig. Läuse nährt er gar nicht. Eben diese Härte der Haut macht ihn auch gegen Schläge ziemlich unempfindlich. Quält man ihn aber sehr, so sperrt er das Maul auf und verzerrt die Lippen jämmerlich, ohne einen Laut von sich zu geben.

Von der Eselzucht ist nicht viel Besonders zu bemerken. Es findet die nähmliche Behandlung Statt, wie bey den Pferden. Wenigstens sollte es so seyn, und wenn man die Esel schlechter abwartet, so hat man auch weniger Vortheil von ihnen zu hoffen. Nur in Ansehung des Futters sind sie nicht so köstlich. Gestampfte Disteln fressen sie ausserordentlich gern, diese bekommen aber auch den Pferdefüllen und andern Hausthieren wohl. Von jungen Bäumen muß man sie eben so, wie die Ziegen abhalten. Zum Getränk verlangen sie das reinste Wasser. Sie sind schon im zweyten Jahre fruchtbar. Man soll sie aber nicht so früh zulassen, und keinen Eselhengst unter drey und über zehn Jahre zum Belegen gebrauchen. Die Eselinn wirft im zwölften Monath ein Füllen, von mehrern hat man fast kein Beyspiel. Sie liebt es mit ausserordentlicher Zärtlichkeit. Das Alter des Esels erstreckt sich auf dreyßig Jahr.

In Spanien und Italien wird das Eselsfleisch gegessen. Das von den Füllen hält man sogar für einen Leckerbissen. Die Milch der Eselinnen ist magerer, als Kuhmilch, und man kann weder Butter noch Käse davon machen. Es ist also auch unrichtig, daß der berühmte Parmesankäse von Eselmilch perfertigt werde. Aber eben darum, weil sie nicht käsigt ist, läßt sie sich leichter verdauen, und ist daher für Kranke und kleine Kinder sehr gut. Man empfiehlt sie besonders schwindsüchtigen Personen. Jedoch muß sie so warm genossen werden, als sie von der Eselinn kommt, weil sie sonst bald verdirbt. Von dem Gebrauch der Haut, siehe die Technologie.

Wenn man Esel und Pferde sich mit einander paaren läßt, so entstehen davon Bastarde, die mit beyden zusammen Aehnlichkeit haben. Ein Eselhengst und eine Stute vom Pferdegeschlecht, zeugen ein Maulthier. Von dem Pferdehengst und der Eselinn fällt der Maulesel. Dieser letzte ist seltner, aber größer und schöner, als der erste. Da diese Paarung nicht natürlich ist, so erfordert sie auch einige Vor=anstalten, und gelingt doch nicht immer. Weder die Eselinn noch die Stute dürfen sich schon sonst mit Thieren ihrer Art begattet haben, weil sie in diesem Falle die künstlich veranstaltete Paarung zu verweigern pflegen. In Spanien legt man sich vorzüglich auf die Zucht dieser Bastarde, die auch daselbst so schön fallen, daß man das Stück zuweilen mit dreyhundert Thaler bezahlt. Der Handel auf=ser Landes damit ist ebenfalls sehr strenge verbothen. Die vornehmsten Personen, selbst die königliche Familie, gebrauchen diese stattlichen Thiere vor ihren Karossen. Sie dienen sowohl zum Reiten, als zum Ziehen und Tragen, und werden eben so beschlagen und angeschirrt, wie die Pferde. Bey uns vertreten sie häufig die Stelle der Packpferde, besonders im Kriege, wozu man sie sehr vortheilhaft ge=

funden hat. Sie ſind dauerhafter, ſtärker und grö-ßer, als die Eſel, und dabey gelaſſener, ſichrer und lenkſamer, als die Pferde. Man glaubt daher die Tugenden von beyden ohne ehre Fehler in dieſer Ba-ſtartart zu entdecken.

Das Schwein, Sus ſcrofa.

Das Schwein hat unter uns gewiſſermaßen das Schickſal des Eſels. Es wird verachtet und — treflich genutzt. Außer den Juden und Muhamedanern, denen der Genuß des Schweinenfleiſches durch ein Religionsgeſetz verbothen iſt, haben faſt alle andre Nationen daſſelbe mit unter die eßbaren Thiere aufgenommen. Jenes Religionsgeſetz gründet ſich zwar auf mediciniſche Urſachen, die aber doch mehr unter einem heißen, als gemäßigten oder kalten Himmelsſtrich zur gänzlichen Enthaltung von dieſem Fleiſch verbinden können.

Das wilde Schwein, von dem unſer zahmes abſtammt, findet man in dem ſüdlichen Europa. Es iſt gewöhnlich ſchwarz oder ſchwarzbraun, daher führt es den Nahmen Schwarzwild. Die beyden Hauzähne, die aus der untern Kinnlade der Männchen hervortreten, ſind bey den wilden größer als bey den zahmen; bey den Afrikaniſchen trifft man vier Hauzähne an; zwey in der obern und eben ſo viel in der untern Kinnlade. Jene ſind größer, ſtehen neun Zoll lang aus dem Maul hervor, und die Wurzel iſt fünf Zoll dick. Uiberhaupt hat das wilde noch eine längere Schnauze, kürzere aufrechtſtehende Ohren und ſetzt keinen Speck an. Es iſt außerordentlich ſtark und kühn, und vertheidigt ſich muthig gegen eine überlegene

Macht. Man hat es in Afrika selbst Löwen sich abwehren gesehen. Das Männchen heißt der Hauer oder Keuler: das Weibchen, die Bache; die Jungen nennt man Frischlinge. Vor Ablauf des dritten Jahres geben die Jäger ihnen auch wohl den Nahmen Rudelschweine, weil sie so lange in Begleitung ihrer Mutter zu gehen pflegen. Man jagt sie im November und December. Wenn man Frischlinge fängt, sie verschneidet und dann wieder laufen lässet, so gibt es ein vortrefliches Wildprett.

In Südamerika sieht man eine besondere Art wilder Schweine, die keinen Schwanz, sondern hinten auf dem Rücken einen drüsigen Sack haben. In demselben befindet sich ein schmieriges Wesen, welches nach Bisam riecht, wovon das Thier den Nahmen Bisamschwein (Sus Tajassu) führt. Es ist zwar dem gemeinen Schwein ähnlich, wird aber lange nicht so groß, und lebt auch reinlicher. Wenn es geschossen ist, muß man sogleich den drüsigen Sack abschneiden, sonst bekommt das an sich schmackhafte Fleisch einen so widrigen Geruch davon, daß es gar nicht zu genießen ist.

Unser zahmes Schwein ist nun fast auf der ganzen Erde verbreitet und ein Hausthier geworden, nur die kältesten Gegenden ausgenommen. Das Männchen wird ein Eber genannt; das Weibchen eine Sau; die Jungen Ferkel, und wenn sie noch saugen, Spanferkel. Um das Fleisch zarter und schmackhafter zu machen und auch die Mästung zu erleichtern, pflegt man sie wohl zu verschneiden, da alsdann der Eber ein Borg, und die Sau Börgen heißt. Kein andres Thier ist so ganz in Fett gehüllt, als ein gemästetes Schwein. Bey dem Hammel, bey dem Ochsen u. s. w. findet man Fleisch und Fett gemischt, oder das Fett sammlet sich an den Enden des Fleisches; das Schwein hingegen ist mit einer dicken Lage Speck umgeben, die es so un-

empfindlich macht, daß es zuweilen Ratten und Mäuse Löcher hinein fressen läßt.

Gefräßigkeit ist die bekannteste Eigenschaft dieses Thiers. Es verschmäht auch die allerunflätigsten Dinge nicht. Man sieht es nie anders, als mit Befriedigung der Freßbegierde beschäftigt oder ruhend. Das Schwein nimmt seine Nahrung ebensowohl aus dem Thierreich, als aus dem Gewächsreich. Es wühlet in der Erde nach Wurzeln, Früchten, Insekten und Gewürmen. Besonders ist ihm die sogenannte Erdmast ein herrliches Futter. Diese findet man im Herbst unter dem feuchten Moos in ungeheurer Menge. Es sind weißgrauliche Maden mit dicken Köpfen, aus welchen große glänzend schwarze Fliegen entstehen. Sie liegen in dichten Klumpen auf einander. Auch die Engerlinge, die sich in Maykäfer verwandeln, suchen sie auf. Durch die Vertilgung solcher schädlichen Insekten werden die Schweine unsre Wohlthäter. Sie fressen aber auch Schlangen und andre Thiere, deren sie habhaft werden können. Ihre eignen Jungen sind vor ihnen nicht sicher. Ja, man hat sogar Beyspiele, daß sie kleine Kinder angefressen, und todte Menschen verzehret haben. Ihr Geruch ist der schärfste Sinn, den sie besitzen. Sie wittern ihre Nahrung tief unter der Erde, daher man sie auch in einigen Ländern zur Aufsuchung der Trüffeln abgerichtet hat. Uibrigens sind sie plump, unempfindlich und dumm.

Das Schwein erreicht im Stande der Wildheit ein Alter von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren. Im zweyten kann es sich schon fortpflanzen. Auf großen Landgütern, bey Bierbrauereyen, Branntweinbrennereyen und Stärkfabriken ist die Schweinezucht am vortheilhaftesten. Man gibt im Anfang des Frühlings einem zweyjährigen Eber acht bis zwölf eben so alte Mutterschweine, so bekommt

man in kurzem eine große Heerde, denn sie sind überaus fruchtbar. Die Art kann dadurch verbessert werden, daß man einen Frischling auffängt, und ihn zum Zuchteber macht. Jung lassen sich die wilden nicht gar schwer gewöhnen; sie sind selbst in ihrer Freyheit schon so kirre geworden, daß man sie hat an sich locken können. Die Sau trägt vier Monath und wirft im fünften, zuweilen achtzehn bis zwanzig Junge. Sie wird gleich wieder hitzig, und kann (wiewohl dieß ein seltner Fall ist) in Einem Jahre zweymahl Junge bringen. Zum Essen sind die Spanferkel nach vierzehn Tagen am beßten. Länger als zwey Monath läßt man sie nicht saugen. Alsdann bekommen sie etwas Malz oder aufgekochten Roggen, bis sie ihr gewöhnliches Futter vertragen können. Man muß sie öfters mit Seife waschen, denn selbst das Schwein gedeiht bey der Reinlichkeit besser. Regen, Schnee und Reif ist Alten und Jungen nachtheilig.

Die Ställe müssen warm und reinlich gehalten werden. Gut ist es, wenn man vor den Trog ein Gitter macht, daß die Schweine nur mit dem Kopf durch können, sonst verunreinigen sie das Futter. Auch sollen eigentlich drey Abtheilungen darin seyn: eine für die Mütter, eine für die kleinen Ferkel, und eine für die großen, damit sie sich nicht am Fressen hindern. Der Zuchteber darf nie bey säugenden Müttern seyn. Sie fressen zwar allen Unrath und Abgang in der Wirthschaft; man muß sich aber wohl vorsehen, daß nichts schädliches darunter kommt. Pfefferkörner sollen ihnen tödtlich seyn, welches jedoch einige Oekonomen läugnen. Vom Seifwasser verwerfen die trächtigen Sauen. Auch die Flachspflanzen sind Gift für sie. Maßschweinen gibt man besser Futter, weil das Fleisch davon einen reinern und bessern Geschmack bekömmt. Auch ist es gut, sie vorher verschneiden zu lassen, sowohl die Säuen als die Eber. Alles

Vieh ist schwer zu mästen. Anfangs erhalten sie Eicheln, Bucheln, Obst, Rüben, Kartoffeln und dergleichen. Wenn man wilde Kastanien mit heißem Wasser abbrühet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, sollen sie den Schweinen doch auch genießbar werden. In England schüttet man einige Scheffel Eicheln auf einen Haufen, gießt Urin darüber, und läßt sie einige Zeit stehen. Wenn sie keimen, wirft man sie den Schweinen vor, die sie dann weit begieriger fressen, und recht fett darnach werden. Erbsen, Bohnen und Wicken sind ihnen geschroten lieber als ungeschroten. Unreines Wasser mit allerley Abgang aus der Küche ist ihr gewöhnliches Getränk; bey der Mastung mengt man etwas Kleie darunter. Warme Mastung ist nicht gut. Man hat einzelne Beyspiele von ungeheuer großen Mastschweinen. Im Meklenburgischen schlachtete man eins, welches achthundert und vier und achtzig Pfund wog. Der Speck auf dem Rücken war sieben, und an den Seiten neun Zoll hoch. Der Schmeer betrug sieben und achtzig Pfund. Andere erzählen gar von tausenpfündigen Mastschweinen. Der berühmte Brenkenhof verkaufte zwey fette Schweine, wovon jedes über 900 Pfund wog, für 140 Thaler. Er hatte sie aus Vermischung großer Englischer Eber mit Westphälischen Säuen gezogen.

Wenn die Schweine in der Hitze jählings saufen, oder wenn sie bald zu kaltes, bald zu heißes Getränk, bald viel, bald wenig, bald nichts zu fressen bekommen, so entsteht eine Stockung und Unreinigkeit in den Säften, wodurch sich Knoten in dem Fleisch und Speck erzeugen. Man nennt diese Krankheit Finnen, und erkennt sie an den weißen Blattern unter der Zunge, und an der heisern Stimme. Beßre Ordnung im Fressen und Saufen ist das nothwendigste Stück bey der Kur. Außerdem gibt man einem erwachsenen Schweine anderthalb

Loth fein gestoßnen Spießglas auf Butterbrot. Die äußerlichen Finnen lassen sich durch Waschen mit Seifwasser und einer Salbe von Theer und Schwefelblumen vertreiben. Nach der Kur muß man sie noch drey Wochen gehen lassen, ehe man sie schlachtet. Man will bemerkt haben, daß nur die finnigen Schweine Linsen fressen, die ihnen auch recht wohl bekommen. Nach den neuesten Beobachtungen rühren die Finnen von einer Art Blasenwürmer her, deren Erzeugung oder Entwickelung durch jene unordentliche Diät begünstigt wird.

Mangel des Saufens bey großer Hitze, oder plötzliche Erkältung, z. B. ein eiskalter Trunk nach vorhergegangner Erhitzung, verursacht bey den Schweinen, eben so wie bey Menschen und andern Thieren, eine Entzündung des Halses, die innern Theile desselben schwellen stark an, wodurch das Schlucken und das Athemhohlen erschwert wird. Dieser Zufall, der bey den Schweinen die Bräune heißt, erfordert schleunige Hülfe. Wiederhohltes Aderlassen und ein warmer Breiumschlag um den Hals von Leinsaamen, Pappelkraut und Kamillen in Wasser gekocht, verschaffen gewöhnlich einige Linderung. Sodann kocht man Leinsaamen in Wasser und Milch, seihet es durch, und sprützt es laulicht warm mit einer Sprütze in den Hals. So bald es schlucken kann, bringt man ihm häufig Salpeter bey.

Gegen die Pocken oder den Ausschlag braucht man zerstoßnes Spießglas mit etwas Schießpulver, oder mit Senf, Ofenruß und Gerstenmehl, welches man ihnen auf die Zunge streut.

In der Haushaltung ist das Schwein eins der allernützlichsten Thiere. Das Fleisch des zahmen Schweins ist zwar nicht so gesund, als das von wilden; aber es kommt doch auch dabey viel auf

die Nahrung an, die es erhalten hat. Denn eben darum, weil das wilde nicht so viel Unreines frißt, und sich immer in freyer Luft bewegt, ist auch sein Fleisch leicht verdaulich, und hat beßre Säfte. Mit dem Pökelfleisch (dem eingesalznen) und dem geräucherten (Schinken) wird ein ziemlicher Handel getrieben. Das Räuchern muß da geschehen, wo der Rauch keinen starken Zug hat, sondern gleichsam um das Fleisch ruhet. Hieraus entsteht hauptsächlich der Vorzug der Westphälischen Schinken. Auch sollte man von den Schinken und Speck die Haut (Schwarte) abziehen, und sie lieber den Gerbern überlassen. Man braucht alsdann weniger Salz, und es kann vom Rauch besser durchdrungen werden. In diesem Fall nähet man den Schinken und Speck in einen dichten Umschlag von grober Leinwand, ehe es in den Rauch kommt. Das Triefen des Specks, wodurch leicht Feuer entstehen kann, wird dadurch verhindert, daß man ihn vorher in kaltes Wasser legt. Wenn der Speck oder Schinken etwas stark ist, so pflegt er leicht an den Stellen, wo die Knochen sitzen, zu verderben. Man reibet deßhalb nach dem Einsalzen gröblich zerstoßnen Pfeffer und Würznelken mit Salz an diesen Stellen ein.

Der Nutzen der Eingeweide, des Bluts, des Fetts, der Borsten, der Blase, der Haut, ist bekannt genug. Was noch besonders hievon zu bemerken ist, gehört in die Technologie.

Die

Die Ziege. Capra hircus.

Die Bezoarziege.

Unsere zahme Ziege (Geis) kommt muthmaßlich von jener wilden Art her, die man noch jetzt in den Gegenden des Kakasus und am kaspischen Meere findet. Sie ist größer als die zahme, röthlich grau, mit einem schwarzen Streif über den Rücken. In dem Magen derselben erzeugt sich zuweilen ein harter Körper, welcher Bezoar oder Bezoarstein heißt, von dem das Thier den Nahmen Bezoarziege, (Bezoarbock,) erhalten hat. Ein solcher steinigter Körper findet sich nicht nur in dem Magen dieser, sondern auch verschiedener anderer Thiere, und entsteht aus einer Schwäche der Verdauungskraft. Bey der Bezoarziege soll er von zähen, nach und nach verhärteten Säften herrühren; bey andern, z. B. bey der Gemse, von angehäuften, unverdauten Pflanzenfaßern; oder auch, wie z. B. bey dem Rind, von Haaren und andern Unreinigkeiten, da das Vieh die Gewohnheit hat, einander zu belecken, deßhalb heißen diese Verhärtungen auch Haarballen und Haarkugeln. Da man ehmahls den wahren natürlichen Ursprung dieser Körper nicht wußte, so fand der Aberglaube etwas Geheimes und Wunderbares darin. Vorzüglich setzte man einen großen Werth auf den Bezoarstein, und nannte den von jener wilden Ziege den ächten orientalischen, zum Unterschied von andern ähnlichen Steinen, die man in den Magen anderer Thiergattungen findet. Man kann aber leicht denken, daß dennoch, eben um des großen Werths willen, viel Betrug damit gespielt werde. Denn der ächte Bezoarstein ist sehr rar, weil er nur bey wenigen Ziegen von jener Art angetroffen wird. Er sieht bläulich oder grünlich aus, und hat einen angenehmen durchdringenden Geruch, vermuthlich

von den gewürzhaften Kräutern, wie das Thier frießt. Man schreibt ihm außerordentliche medizinische Kräfte zu, und bezahlt im Orient, wo er noch jetzt häufig gebraucht wird, für die Unze mehr als zehn Thaler. In Europa ist er schon längst, und zwar mit Recht, aus der Mode gekommen.

Ein anderes mit unserer Ziege verwandtes Thier lebt auf den höchsten Alpen und Felsengebirgen, und heißt deshalb der Steinbock Capra ibex. Er ist noch größer als der Bezoarbock, hat mondförmige, nach dem Rücken zu gebogne Hörner, die bey einem alten 3 Fuß lang sind, und wohl zwanzig Pfund wiegen. Ohngeachtet ein völlig ausgewachsner Bock einige Centner schwer ist, so springt er doch mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Felsenspitze zur andern, und macht den nachsetzenden Jägern viel zu schaffen. Sein Fleisch ist nicht sehr geachtet, aber die Haut wird theuer verkauft; doch versichern Andere, daß sie dünne und von geringem Werth sey. Er wird jetzt immer seltner, und man schätzt die ganze Anzahl nur noch etwan auf hundert Stück.

In eben den Gegenden, auf den Alpen und Pyrenäen wohnt die Gemse, Antilope rupicapra, die an Gestalt und Größe unsern Ziegenböcken ähnlich ist, aber zu einem andern Thiergeschlecht gerechnet wird. Auch hat sie keinen Bart, höhere Beine und etwas anders gestaltete Hörner. Die Farbe ist fahlbraun, die Augen groß, röthlich und scharfsehend. Sie scheut die Wärme und lebt zwischen unzugänglichen Klippen, daher ist die Jagd derselben gefährlich. Ihr Fleisch ist schmackhaft, und man bekommt zuweilen von Einer zehn bis zwölf Pfund Talg Das Fell allein, welches nach der Zubereitung von keiner Nässe leidet, gilt sechs bis neun Gulden, und das ganze Thier wird mit zehn bis funfzehn Gulden bezahlt. Noch schöner und niedlicher, sonst aber der Gemse ähnlich, ist die Gazelle, Antilope gazella, die man im ganzen Orient antrifft.

Am merkwürdigsten aber unter allen ausländischen eigentlichen Ziegen ist die Angorische, gemeiniglich Kämelziege genannt *). Sie hat den erstern Nahmen von der Stadt Angora in Kleinasien, welches ihr Vaterland ist. Der Leib ist kürzer, die Beine höher, als bey unsern Ziegen, die Ohren lang und herabhängend, das Haar schneeweiß, acht bis neun Zoll lang, fein wie Seide. Dieß Haar macht ihren größten Werth aus. S. die Technologie. Es kann ihr jährlich zweymahl abgeschorren werden. Die Hirten kämmen und waschen diese Ziegen oft. Sie geben aber auch mehr Milch, als die gemeinen Ziegen, und sind lange nicht so eckel in ihrem Futter, denn sie nehmen mit der magersten Weide verlieb. Wegen dieser großen Vorzüge hat man in England, Holland, Frankreich, Schweden und Teutschland diese vortrefliche Art mit glücklichem Erfolge eingeführt. In der Gegend von Anspach, in der Churpfalz, besonders zu Dossenheim in der Bergstraße, hat man gleichfalls Versuche damit angestellt. Sollte die Veredlung unserer gemeinen Ziegen durch angorische Böcke nicht eben sowohl unsere Aufmerksamkeit verdienen, als die Verbesserung der Schaafzucht durch spanische Widder?

Was nun endlich unsere einheimischen Ziegen betrifft, so sind sie als muntere, muthwillige, naschhafte und in Ansehung des Futters schwerer, als anderes Vieh, zu befriedigende Thiere bekannt genug. Die lebhaften, possierlichen Sprünge der Jungen nöthigen auch wohl einem ernsthaften Zuschauer ein Lächeln ab. Die Alten sind streitsüchtig,

*) Das Wort Kämel heißt in arabischer Sprache Ziege, folglich ist Kämelziege eine Zusammensetzung ohne Sinn. Eine ausführliche Abhandlung über die Angorische Ziege findet sich im 4ten St. des neuen teutschen Merkurs v. J. 1794.

besonders pflegen die Böcke gar ernstlich an einander zu gerathen. Auch Menschen fallen sie zuweilen mit übermuthigen Stößen an. Sie lieben hohe gebürgigte Gegenden und die Wärme, und sind überhaupt etwas weichlich und zärtlich. Sie glettern gern auf Anhöhen, nicht eben um der Nahrung willen, sondern zum Vergnügen. Man hat sie wohl eher auf den Boden steigen und auf schmalen Balken herumspazieren sehen. In der Wahl des Futters sind sie sehr eigensinnig. Was sie heute begierig fressen, sind sie oft morgen schon überdrüßig. Am liebsten benagen sie junge Bäume und Gesträuche. Merkwürdig ist es, daß sie die den andern Geschöpfen giftige Schierlingspflanze ohne Schaden fressen. Aber das Flöhkraut und die Blätter und Früchte vom Spindelbaum sind ihnen sehr schädlich.

Die Ziegen werden überhaupt etwa zwölf Jahr alt. Vor dem zweyten Jahr läßt man sie nicht gern zur Paarung zu. Weiße ungehörnte Ziegen hält man für die besten. Ein Bock ist im Nothfall für eine Heerde von hundert Ziegen hinreichend; auch paart er sich mit dem Schaaf. Vom Septbr. bis zum Novb. äußert sich der Begattungstrieb; man kann sie aber zu allen Zeiten dazu bringen. Fünf Monath geht die Ziege trächtig, und wirft selten mehr als zwey Junge. Wenn die Zucht gut bleiben soll, läßt man nur eins bey der Mutter. Länger als anderthalb Monath braucht es nicht zu saugen. Bis ins siebente Jahr bleibt die Ziege fruchtbar. Die Wartung haben sie meist mit den Schaafen gemein. Feuchte, niedere Triften sind ihnen zuwider, auch lecken sie gern Salz, und lieben die Reinlichkeit; sie trinken aber oft, welches das Schaaf nicht thut. Da sie den Hecken, Bäumen und jungen Pflanzungen großen Schaden zufügen, so muß man sie entweder im Stall futtern,

oder sehr sorgfältig hüthen. Einige schneiden ihnen, wenn sie noch klein sind, eine Sehne am Hinterfuß entwey, um das Uiberspringen über Zäune und Wände zu hindern.

Wegen dieser Untugenden stehen die Ziegen bey uns in einem sehr zweydeutigen Ruf. Die Oekonomie wagt es kaum, ihre Zucht zu empfehlen, da noch dazu der Vortheil gegen die Unterhaltungskosten nicht so groß ist, als von andern Hausthieren. Man findet sie daher in Teutschland größtentheils nur in Berggegenden; einzeln aber, oder in geringer Anzahl auch bey kleinen Hauswirthen, die nicht Futter genug haben eine Kuh zu halten; desgleichen bey Bürgern in Städtchen, wo gute Kuhmilch selten und theuer ist. Hingegen in großen Wirthschaften auf dem Lande hält man lieber Kühe und Schaafe. Indessen ist so viel gewiß, daß durch Verbesserung mit angorischen Böcken der Nutzen beträchtlich erhöhet wird.

Eine gute Ziege giebt täglich bey hinlänglicher Futterung etwa zwey Maaß Milch. Diese ist dünner als Kuhmilch, und muß erst, wenn man Käse davon machen will, mit einem Drittel Kuhmilch vermischt werden. Doch ist sie fetter als Eselsmilch, und kann also in der Haushaltung an Speisen, zum Kaffee u. s. w. gebraucht werden. Weil die Ziegen allerley medicinische und gewürzhafte Kräuter fressen, so hält man die Milch auch für sehr gesund. Man pflegt in dem Fall, wenn man sich derselben als Arzney bedienen will, ausdrücklich die kräftigsten und heilsamsten Pflanzen aufzusuchen, ja man mischt sogar wirkliche Arzneyen darunter, weil die Kraft davon in die Milch übergeht. Das Fleisch der Ziege kann zwar gegessen werden, es hat aber doch einen etwas unangenehmen Geruch und Geschmack. Am besten ist es von einem Ziegenlamm, welches aber nicht über zwey Monath alt seyn darf. Das alte Bockfleisch

ist fast gar nicht zu genießen. Aber das Talg dieser Thiere wird höher geschätzt, als Schöpsentalg. Von den Inseln des grünen Vorgebirgs werden jährlich viel tausend Centner Ziegentalg zur Zubereitung verschiedener Lederarten gehohlt.

Die wichtigste Benutzung derselben ist das Fell, um dessentwillen auch vorzüglich in warmen Ländern, z. B. in Spanien, Heerden von etlichen tausend gehalten werden, die eben so wie die Schaafe Tag und Nacht im freyen Felde bleiben. Man macht daselbst hauptsächlich Corduan davon. Siehe die Technologie.

Die Haare unserer Ziegen, ob sie gleich kurz und grob sind, werden doch auch verschiedentlich gebraucht. Man nimm sie mit zu Hüten, Stricken, Pinseln u. s. w. In Rußland hat man nach einer etwas sorgfältigern Vorbereitung sehr feine Strümpfe davon verfertigt.

Der Hund. Canis familiaris.

Der Hund hat sein Glück größtentheils durch seine Talente gemacht. Man verpflegt ihn nicht sowohl, wie die vorher beschriebenen Hausthiere, um Nahrung und Kleidung von ihm zu erhalten, oder um ihn zu beschwerlichen Arbeiten zu gebrauchen; sondern vielmehr wegen seiner Wachsamkeit, Gelehrigkeit, Klugheit und Treue. Ja, er ist der Liebling der Menschen geworden, und hat unter allen Thieren sich ihrer vorzüglichen Vertraulichkeit am meisten zu erfreuen.

Es gibt an dreyßig verschiedene Gattungen von Hunden, von denen man aber nicht mit Gewißheit angeben kann, welches ursprüngliche Hauptracen sind. Sie tragen alle gewöhnlich den Schwanz

krumm in die Höhe gebogen, meistens nach der linken Seite. Im Gesichte haben sie sieben Warzen, und auf jeder einige Borsten. Man findet sie fast überall auf dem Erdboden verbreitet; jedoch arten sie unter einem sehr heißen und sehr kalten Klima merklich aus. So gibt es z. B. in Aegypten unbeharrte Hunde, die eine schwarze oder auch kupferrothe Haut haben. An andern Orten verlieren sie die Stimme und werden träge und schläfrig. In Ansehung der Größe und der Bildung überhaupt sind sie ungemein verschieden. In der Tartarey erreichen sie die Größe eines kleinen Esels. Auch werden hin und wieder noch wilde Hunde angetroffen, die wie die Wölfe Heerdenweise auf Raub ausgehen. Unter uns sind die bekanntesten Gattungen: die Englische Dogge, der Bullenbeisser, der Fleischerhund, der Jagdhund, der Hühnerhund, das Windspiel, der Budel, der Haushund, der Mops, der Dachshund, der Bologneser, der Spitz, der Pommer.

Der Hund ist eigentlich ein fleischfressendes Thier, doch nimmt er im Nothfall auch Nahrung aus dem Gewächsreich an, besonders wenn sie zur Speise für Menschen zubereitet ist. Aber Mäuse, Ratten und dergleichen frißt er nicht leicht, auch nicht das Fleisch der Wasservögel. Er säuft oft, weil er trockner und hitziger Natur ist, und aus Mangel an Wasser wird er leicht krank oder toll. Auch sein Koth ist trocken und hitzig, mit Mühe entledigt er sich desselben, und verscharrt ihn, wenn er nicht verwöhnt ist, an einen besondern Ort. Er schwitzt sehr selten, welches seine Dauerhaftigkeit zum Laufen verräth, und die Nase ist fast immer kalt; gemeiniglich läuft er im Trott. Er ist neidisch und gierig und frießt leicht zu viel; alsdann kurirt er sich mit Gras, das er käuet und verschluckt, und das ihm statt eines Brechpulvers dient. Wenn man ihn zu gut futtert, so wird er faul und zu Diensten ungeschickt.

Schon nach einem Jahr kann der Hund sein Geschlecht fortpflanzen. Die Hündin wird des Jahrs zweymahl läufisch, trägt neun Wochen und wirft zuweilen acht bis zwolf Junge, die blind auf die Welt kommen. Sie liebt sie außerordentlich zärtlich. Das ganze Alter des Hundes dauert funfzehn bis zwanzig Jahr.

Die Dienste die der Hund dem Menschen leistet, sind ihm von großer Wichtigkeit. Vornehmlich durch seine Hülfe hat er andere Thiere bezwungen. Zu verschiedenen Geschäften ist ein Hund besser abzurichten und zu gebrauchen, als ein Mensch. Wie würde der Hirt eine zahlreiche und muthwillige Heerde in Ordnung erhalten ohne ihn? und wie viel Menschen macht hier der Dienst eines Hundes entbehrlich? Der Eifer und die Pünktlichkeit, womit er ein aufgetragnes Geschäft zu besorgen pflegt, ist in der That zu bewundern. Unermüdet läuft er an der Seite des Saatfeldes auf und ab, und hält die dicht daneben weidende Heerde in Respekt. Ein anvertrauetes Gut bedeckt er mit seinem Leibe, und vertheidigt es mit Gefahr seines Lebens. Seine Wachsamkeit und sein leiser Schlaf kommt ihm hierbey sehr wohl zu statten, denn wenn er auch fest zu schlafen scheint und schnarcht, so erwacht er doch bey dem geringsten Geräusch. Er ist hierin nicht leicht zu täuschen. An der Kette ist er wüthender, als wenn er frey herum geht. Diebe besitzen zuweilen das Kunststück ihn zum Schweigen zu bringen. Sie sollen sich unter andern dazu der Theile einer hitzigen Hündin bedienen. Der Geruch des Hundes ist so fein und so scharf, daß er damit nicht nur fremde Menschen und Thiere aufs genauste unterscheidet, sondern sogar die Kleider und Sachen seines Herrn erkennt. Man erzählt von dieser Spürkraft einige sonderbare und merkwürdige Beyspiele Und wie außerordentlich fein ist nicht der

Geruch der eigentlichen Spürhunde, die man zur Jagd braucht? — Treue gegen seinen Herrn und Wohlthäter ist eine nicht weniger lobenswerthe Eigenschaft des Hundes. Er begleitet und vertheidigt ihn und weicht selbst von dem Leichnam desselben nur gezwungen zurück. Der allergrimmigste Bärenbeisser schmiegt sich doch zu den Füßen seines Herrn, fürchtet seine drohende Hand, und duldet winselnd die Peitsche. Nach Verhältniß seiner Größe besitzt der Hund auch ansehnliche Kräfte. Dem großen Tartarischen Hund wird ein wilder Ochs zur Beute, und zwey Bullenbeisser überwältigen einen Bären. Man hat daher die Englischen Doggen auch wohl zuweilen im Kriege gebraucht. König Heinrich der achte von England schickte dem Kaiser Karl dem fünften vier hundert Soldaten und eben so viel Doggen gegen Frankreich zu Hülfe. Auch die Spanier bedienten sich ihrer in den Kriegen gegen die Wilden in Amerika. In großen Handelsstädten lassen Kaufleute dergleichen statt der Nachtwächter in ihren Gewölbern und Waarenlagen wachen. Von der Gelehrigkeit der Hunde und ihrer Abrichtung zu verschiedenen Künsten, gibt es überall Beyspiele genug. Vorzüglich sind die Budel ihrer Fähigkeit wegen berühmt.

In einigen Ländern braucht man die Hunde auch zum Ziehen, z. B. in Grönland und Kamtschatka, auch in Brüssel. Vier von der Größe unserer Bauernhunde ziehen einen Schlitten mit drey Menschen und sechzig Pfund Bagage in einem Tage zehn bis zwölf Meilen. Sie laufen weit leichter über den tiefen Schnee hinweg, als ein Pferd oder Rennthier. Jedoch sind sie auch schwer zu regieren, und man hat mancherley Verdruß mit ihnen. In Afrika mästet man die Hunde, wie Hammel, schlachtet sie und verkauft das Fleisch auf öffentlichem Markt. Auch andere Völker essen ihr Fleisch, so wie selbst einige Europäer, besonders

zur Zeit der Noth. Es soll wie gutes Hammelfleisch schmecken, und da der Hund weit rinlicher lebt als das Schwein, so gründet sich unser Abscheu gegen diese Speise wohl nur auf Gewohnheit und Vorurtheil. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Thiere scheint ein Wink der Natur zu seyn, die uns damit ein leicht zu erhaltendes Nahrungsmittel anweiset.

Von dem Gebrauch des Felles, der Haare und des Koths (weißer Enzian) findet man das Nöthige in der Technologie.

Zuweilen haben schmeichelnde Hunde, die bey ihrem kranken Herrn im Bette lagen, denselben von der Krankheit befreyt, wie z. B. vom Podagra, und sind selbst damit angesteckt worden.

Bey allen den guten Eigenschaften und Vorzügen des Hundes, die wir ihm nicht absprechen können, ist es doch nicht rathsam, ihn ohne Noth und bloß zum Vergnügen zu halten. Denn nicht zu gedenken, daß dieß ein unnöthiger Aufwand ist, und daß an einem Ort, wo man viel solche unnütze Thiere hält, das Brod dürftigen Menschen entzogen wird: so macht auch noch die große Gefahr der Tollheit, welcher die Hunde mehr als andere Thiere unterworfen sind, diese Liebhaberey bedenklich. Die Ursachen dieser fürchterlichen Krankheit sind vornehmlich: schnelle Abwechslung der Kälte und Hitze, vermodertes Fleisch in heissen Jahrszeiten, und Mangel an Getränk. Man hat drey verschiedene Grade derselben bemerkt. Zuerst wird der Hund traurig, er sucht die Einsamkeit, verkricht sich, frißt und säuft nicht, und läßt Schwanz und Ohren hängen. Er bellt nicht mehr, fällt aber doch fremde Menschen und Thiere heimtückisch an. Sein Biß ist schon gefährlich.

Der zweyte Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus dem schäumenden Munde hervorstrecken, ihren Herren verkennen und nach ihm schnappen. Ihr Gang ist taumelnd, bald langsam, bald schnell, die Augen trübe, die Zunge blaulicht. In diesem Zustande leben sie kaum noch vier und zwanzig Stunden. Alle andere gesunde Hunde fliehen ihn, und wenn man von einem verdächtigen Hunde gebissen wird, und gewiß wissen will, ob er schon toll war, darf man ihn nur tödten und sein Fleisch einem Hunde vorwerfen. War jener nicht wüthend, so verzehrt es dieser mit Appetit; im entgegengesetzten Fall rührt er es nicht an.

Kurz vor ihrem Tode werden jene Zufälle immer heftiger, und ihr Biß ist dann am giftigsten. Menschen und Thiere, die verwundet werden, bekommen eben diese schreckliche Krankheit. Zuweilen bricht sie bey diesen erst nach mehreren Jahren aus. Mit einem wirklich toll gewordnen Hunde eine Kur anzustellen, ist wohl kaum zu rathen. Man schieße ihn todt, oder setze ihn wenigstens ganz außer Stand, irgend einem lebendigen Geschöpf zu schaden. Ist aber ein Rind, ein Pferd, oder sonst ein Thier gebissen worden, welches man nicht ohne großen Verlust preiß geben kann, so muß man freylich die besten Mittel zur Heilung anwenden, doch ebenfalls mit der äußersten Vorsicht. Das Ausbrennen oder Ausschneiden der Wunde ist bis jetzt noch das sicherste gewesen, dabey muß sie aber eine Zeitlang in Eiterung erhalten werden. Auch wird daneben die Wurzel der Belladonna angerathen; dem größern Vieh gibt man einen Tag um den andern 3 Quentchen davon, dem kleinern vierzig Gran. Auch Menschen sind noch am ersten durch das Ausbrennen, durch Ausziehen des vergifteten Bluts mit Schröpfköpfen, durch Spanischfliegenpflaster und andere starkziehende Mittel geheilt worden. Man hat auch

eine Menge von Recepten und Geheimnissen, die einigen geholfen haben, andern aber nicht. So rühmt man zerquetschten Knoblauch mit zerschnittner Klettenwurzel und Küchensalz vermischt, welches eine Woche lang täglich frisch auf die Wunde gelegt wird. Der bekannten Maywürmerlatwerge wird unter dem Artikel Maywurm erwähnt.

Daß das Ausschneiden des sogenannten Tollwurms unter der Zunge der Hunde diese Krankheit nicht verhütte, darf wohl kaum noch errinnert werden

---

Die Katze. Felis catus.

Dieß ist das einzige unter den Hausthieren, das wir um seiner Raubbegierde willen hegen. Sie gehört auch zu der Gattung des Löwen, des Tiegers, des Panthers, der furchtbarsten Raubthiere dieser ersten Klasse.

Die wilde Katze trifft man in den meisten Ländern von Europa und in dem nächst angränzenden Asien an. Sie ist größer, als die Zahme, grau von Farbe, und mehrentheils mit einigen schwarzen Streifen über den Rücken und Ringen an dem Schwanz und an den Füßen gezeichnet. Im Alter werden die Lippen und Fußsohlen schwarz. Ihre Gedärme sind um ein Drittheil kürzer, als bey der zahmen Katze. Sie halten sich in hohlen Eichen und im Schilf auf, belauren Haasen, junge Rehe, Hamster, Vögel u. s. w. und werden mit unter die schädlichsten Raubthiere gerechnet. Ihr Fell gibt ein sehr gutes Pelzwerk.

Unter den zahmen Katzen findet man weit mehr Verschiedenheit der Farben, als bey den wilden. Die

spanische sieht größtentheils röthlich aus, und man erhält von ihrer Vermischung mit andern Arten sehr schöne Abänderungen. Die Angorische hat ein langes seidenartiges Haar, daher sie größer als die wilde zu seyn scheint.

Noch ehe die Katze ein volles Jahr erreicht hat, ist sie schon zur Fortpflanzung aufgelegt und geschickt. Gemeiniglich wird sie des Jahrs zweymahl hitzig, im Herbst und im Frühjahr; zuweilen auch öfter. Wider die Gewohnheit der meisten anderer Thiere, ladet die Katze den Kater selbst zur Begattung ein. Sie trägt ohngefähr zwey Monath, und wirft vier bis sechs Junge. Diese verbirgt sie sorgfältig vor den Nachstellungen des Katers; doch weiß man auch Beyspiele, daß die zärtliche Mutter sie gefressen hat. Die jungen Katzen sind außerordentlich lebhaft und spielerisch. Nach funfzehn bis achtzehn Monathen hören sie auf zu wachsen, und leben dann etwa noch neun Jahr.

Die zahmen Katzen behalten immer noch etwas von ihrer natürlichen Wildheit an sich. Sie schweifen freyer umher, als irgend ein anderes Hausthier, lauren im Felde auf Geflügel, junge Haasen und dergleichen. Oftmahls laufen sie in die Wälder, begatten sich mit den wilden Katzen, und verwildern wohl wieder ganz. Sie sind zwar im Umgange schmeichelhaft, und lassen sich gern streicheln; aber doch zeigen sie sich mit unter tückisch und hämisch. Wärme und Weichlichkeit lieben sie sehr, daher suchen sie sich immer die bequemsten Stellen zu ihrem Lager aus. Ihr Gang ist leise und schleichend, und ihr Blick verräth Falschheit. Selten wird ihnen auch durch die strengste Zucht die Naschhaftigkeit ganz abgewöhnt. Die Bildung ihrer Augen, die auch im Finstern leuchten, macht sie geschickter des Nachts als am Tage zu sehen. Sie kauen die Speisen langsam und beschwerlich, und nehmen nur im höchsten Nothfall Nahrung aus

dem Gewächsreich. Fische fressen sie am liebsten, die sie auch wohl aus den Fischkasten oder andern Gefäßen lebendig heraushohlen, wenn sie dazu kommen können. Sie saufen oft, wie der Hund, und verbergen auch, wie dieser, ihren Koth an einem besondern Ort. Nach gewissen Pflanzen, z. B., der Katzenmünze, dem Baldrian u. s. w. sind sie außerordentlich lüstern. Sie wälzen sich darauf herum, und machen vor Freuden gar seltsame Geberden. Nässe und Unreinigkeit ist ihnen zuwider, daher putzen und lecken sie sich oft. Das sogenannte Waschen sehen einige als eine Vorbedeutung von Veränderung des Wetters an, wie das Krechzen der Krähen. Ihr Haar ist sehr elektrisch, und man kann das ausgespannte Fell derselben statt eines Harzkuchens gebrauchen. Wenn sie recht weich ruhen, wenn man ihnen liebkoset, oder wenn sie sonst einem Menschen schmeicheln, so fangen sie gewöhnlich an zu schnurren, welches vermittelst zwey zarter gespannter Häutchen in ihrem Kehlkopf *) geschieht. Diese sonderbare Eigenschaft findet man bey keinem andern Thier.

Auch die Katzen sind einer Art von Tollheit unterworfen, die eben so gefährlich ist, als die Hundswuth, und fast von den nähmlichen Ursachen herrührt. Schon der Biß einer zornigen Katze hat schlimme Folgen. Ueberhaupt ist es bedenklich, eine Katze nahe um sich, oder wohl gar im Bette zu haben. Traurige Beyspiele lehren uns, daß sie schlafende Kinder und selbst erwachsene Personen zu würgen im Stande sind. So groß auch die Zuneigung einiger Leute zu diesen Thieren ist; so gibt es doch andere, die einen natürlichen Widerwillen gegen sie haben, und die bey ihrem Anblick ohnmächtig werden, ja sogar

*) Kehlkopf (larynx) ist der Theil der Kehle, in deren Mitte sich die Stimmritze (glottis) befindet.

die Gegenwart derselben, durch üble Empfindungen verspüren, ohne sie selbst zu sehen.

Von dem Nutzen der Hauskatzen ist kaum nöthig noch etwas zu sagen. Ihr Fell kann man zu Pelzwerk, und die Därme zu Saiten gebrauchen.

Der Hirsch. Ceruus elaphus.

Die Antilope. Der Tannhirsch.

Wir gehen von den Hausthieren unseres Vaterlandes zu den wilden über, unter welchen von jeher der edle Hirsch mit Recht den ersten Platz behauptet hat.

In den gebirgigten Gegenden in Asien, Afrika und zum Theil in Europa findet man ein sehr schönes Thiergeschöpf, welches unseren Hirschen an Gestalt und Farbe, in Ansehung der Hörner aber mehr den Ziegen ähnlich ist; daher es dieselben auch nicht abwirft; es heißt Antilope. Gattungen sind unter andern die schon vorher genannte Gemse und Gazelle. Auch in der Lebensart und den Eigenschaften kommen diese beyden Thiergeschlechter überein.

Bey uns ist der nächste Verwandte des eigentlichen Hirsches der Tannhirsch, (Cervus dama) der von seinem gewöhnlichen Aufenthalt in Tannenwäldern diesen Nahmen führt. Er ist kleiner, als jener, die Hörner etwas platt, und an der Spitze breitzackig. In der Farbe ändert er, denn man sieht rothe, rothbraune, weiße und weißgefleckte. Von Natur ist er nicht so wild, wie der große Hirsch, läßt sich sehr zähmen, und wird daher meistens in Thiergärten wie ein halbes Hausthier erzogen. Er lebt aber nur unter einem gemäßigten Klima. In

Rußland und andern nördlichen Ländern wird er nicht angetroffen. England hegt in Europa die meisten. In Thiergärten theilen sie sich gewöhnlich in zwey Haufen (Rudel), wovon jeder einen Anführer hat. Diese machen sich einander die besten Weideplätze streitig, und kämpfen mit Ordnung und Muth. Sie nehmen ihren Standort gern auf kleinen Hügeln. Ihr Alter erstreckt sich auf zwanzig Jahr, und vom zweyten bis ins fünfzehnte können sie Junge zeugen. Das Weibchen (die Dammgeis) trägt acht Monath und etliche Tage. Das Fleisch ist zarter und schmackhafter, als von Hirschen; auch die Haut ist feiner und weicher. Sonst haben sie alles Uibrige, was ihre Lebensart und Benutzung betrifft, mit den Hirschen gemein.

Von dem Tannhirsch unterscheidet sich der edle Hirsch nicht nur durch seine ansehnliche Größe, sondern auch durch die runden ästigen Geweihe, da sie bey jenem mehr platt als schaufelförmig sind. Die Farbe ist dunkelbraun oder röthlich, höchstselten weiß, daher der Nahme Rothwild; am Bauche sieht er weißlich aus. Die Hirsche sind auf der Erde weit mehr ausgebreitet, als die Tannhirsche. Man sieht sie Heerdenweise in den Wäldern von Europa, Asien und Amerika; nur in zu kalten Ländern nicht. Sie sind sanft und furchtsam, werden aber doch leicht der Menschen gewohnt und zahm. Wenn sie den Sommer über sich fett geweidet haben, so tritt im September die Brunstzeit ein, welche sechs Wochen dauert. In dieser Zeit ist das Männchen ganz außer sich, frißt wenig, durchsteicht lautrufend die Wälder und sucht das Weibchen (das Thier), um es zu beschlagen. Wüthend greift er dann jeden Nebenbuhler an, und wird selbst Menschen gefährlich. Das Thier (Hirschkuh oder Hündin) geht vierzig Wochen trächtig, und setzt in Anfang des Junius ein Kalb; selten zwey; ist es ein männliches, so heißt es Hirschkalb, ein weibliches

aber wird ein Wildkalb genannt. Sie säuget das Junge, bis sie wieder brünstig wird, also die drey Monathe: Junius, Julius und August. Die jungen Hirsche bleiben aber dennoch wohl zwey Jahr und drüber bey der Mutter, und gehen in Gesellschaft oder in Rudeln. Nach sechs Monathen heißt das Hirschkalb ein Schmalthier. Im nächsten Frühjahr brechen die Geweihe hervor, (wenn es ein Männchen ist, denn bey den Weibchen findet man sie selten). Diese sind alsdann spießähnlich und mit einer haarigten Haut überzogen, daher nennt man es einen Spießhirsch oder Spießer. Im April des folgenden Jahres schlägen die jungen Hirsche ihre Geweihe zum erstenmahl ab, und im August haben sie schon wieder ein neues, welches größer als das abgeworfene ist. In den folgenden Jahren werfen sie es im März, und wenn sie alt werden, im Februar ab. Die Zahl der Enden richtet sich nicht genau nach dem Alter. Im vierten Jahre ist es sechsendigt, nach dem achten ist die Zahl der Enden unbestimmt. Die größten Geweihe sind von vier bis sechs und sechzig Enden. Das Abwerfen und Wiederwachsen derselben, welches nicht nur bey den Tannhirschen, sondern auch bey einigen andern Thieren Statt findet, ist eine sehr merkwürdige Einrichtung der Natur. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Mausern der Vögel, der Häutung der Schlangen, dem Abfallen der Blätter von den Bäumen u. s. w. Aber wie viel Kraft gehört dazu, ein so ansehnliches Gehörn in so kurzer Zeit wieder hervorzutreiben! Sonderbar ist es zugleich, daß ein verschnittenes Hirschkalb kein Geweihe bekommt, und wenn man einen Hirsch verschneidet, der es bereits angesetzt hat, er dasselbe nie abwirft; ein solcher verschnittener heißt ein Kümmerer. — Nach achtzehn Monathen sind die Hirsche zum Zeugen geschickt. Sie leben überhaupt etwan dreyßig Jahr. Ihre liebste Nahrung ist das junge Laub der Bäume, besonders des Faulbaums,

die Knospen und Sprossen der Gebüsche, auch weiden sie gern auf den Saatfeldern. Im Winter erhalten sie sich von Baumrinden und Moos. Kurz vor der Brunstzeit sind sie zwar am fettesten, aber man pflegt sie doch alsdann nicht zu schießen, weil das Fleisch unangenehm riecht und schmeckt, und noch mehr, während der Brunst selbst. Vom achten oder zehnten Jahre an sind sie jagdbar. Wenn sie parforce gejagt werden — welches Schicksal hauptsächlich nur diese Thiere trifft — so retten sie sich oft durch Schwimmen, denn sie sind geschickte Schwimmer; auch setzen sie in der Angst über sechs Fuß hohe Planken weg. Können sie nicht mehr fliehen, so setzen sie sich zur Wehre und strengen ihre letzten Kräfte an, bis sie unter der Uibermacht erliegen.

Wir benutzen von dem Hirsch das Fleisch, die Haut und die Geweihe. Wenn er noch nicht über drey Jahr alt ist, so schmeckt das Fleisch am besten. Soll der Hirsch um des Fleisches willen geschossen werden, so geschieht dieß im Anfang des Augusts, weil er gegen den September brunstet, und nachher mager und elend ist. Das Talk wird in den Apotheken zu Pflastern und Salben gebraucht. Von der Haut und dem Geweihe siehe die Technologie. Das letztere scheint dem äußern Ansehen nach eher holz- und pflanzenartig: als knochicht zu seyn; das innere Gewebe desselben ist locker und schwammig. Die jungen, noch weichen Geweihe, welche man Hirschkolben nennt, werden als außerdentliche Stärkungsmittel für entkräftete und alte Leute gerühmt. Man weicht sie eine Nacht in Wasser ein, kocht sie dann mit Wasser bis sie weich werden, zieht ihnen die Haut ab, schneidet sie in Scheiben, und richtet sie dann nach den Regeln der Kochkunst zu. Sie schmecken sehr angenehm, sind aber doch etwas schwer verdaulich. Auch aus den alten abgeworfenen Gewei-

hen, die in den Wäldern zusammengesucht werden, machen die Köche eine Gallerte (Hirschhorngelee), welche stärkend und nahrhaft ist. In den Apotheken findet man gebranntes Hirschhorn, Hirschhorngeist, Hirschhornöhl. Hirschhornsalz und andre daraus verfertigte Medikamente. Mit gepülvertem gebrannten Hirschhorn kann man Kaffee, Bier und andres Getränk klar machen.

Das Reh, Ceruus capreolus.

Das Bisamhirschchen.

Auch dieses Thier gehört zur Familie des Hirsches. Es ist aber kleiner, zierlicher und muntrer; das Geweihe ebenfalls klein, gerundet, aufrecht stehend, und hat an der Spitze zwey Enden.

In Ostindien und Guinea findet man das kleinste Geschöpf, welches die Gestalt des Rehes hat, und deshalb Zwergreh, Moschus pygmaeus, heißt, aber zu einem andern Geschlecht gehört. Es ist sehr niedlich gebauet, so groß wie eine Katze, die Beine sind fingerslang und etwas dicker wie ein Pfeifenstiel; diese werden von den dortigen Einwohnern mit Gold oder Silber beschlagen, und zu Tobackstopfern gebraucht. Eben dieß Geschlecht enthält noch eine andre, dem Reh sehr ähnliche Thiergattung, welche jedoch keine Hörner hat, nähmlich das Bisamhirschchen oder Bisamthier, Moschus moschiferus. Es ist braun, gelblich und weiß schattirt, und aus dem obern Kinnbacken steht auf jeder Seite ein kleiner Eckzahn hervor. An Größe kommt es einem halbjährigen Reh bey. In dem südlichen Sibirien und China hält es sich am häufigsten auf, wohnt in ge-

birgigten Gegenden in Felsen, und nährt sich von Laub und Moos. Obgleich scheu und flüchtig, läßt sichs dennoch leicht zähmen. Man stellt ihm vorzüglich wegen derjenigen kostbaren Specerey nach, die unter dem Nahmen Bisam, oder Moschus bekannt ist. Dieser findet sich nur bey dem Männchen in einem Beutel von der Größe eines Hühner-Eyes hinter dem Nabel. Ein solcher Beutel gibt etwan ein halb Loth. Es sind kleine schwarzbraune Körnchen, wie geronnen Blut, von bitterm Geschmack und einem so heftigen Geruch, daß, noch frisch und unverfälscht, es augenblicklich Kopfschmerzen und Nasenbluten erregt, wenn man daran riecht. Der ächte Bisam wird in China selbst mit Silber aufgewogen; der Sibirische ist aber schlechter. Bey uns gilt die Unze vier bis acht Gulden. Ob er gleich fast immer verfälscht zu uns kommt, besonders der, welcher nicht in Beuteln gebracht wird, so hat er doch noch Stärke genug, und sein Geruch hält sich sogar an dem Ort, wo er nur gelegen hat, mehrere Jahre lang. Man braucht ihn in der Medicin als ein nervenstärkendes Mittel, und außerdem noch zum Parfümiren. Neuere Beobachter erklären es für eine Fabel, daß das Thier sich diesen Beutel an einem Stein aufreibe, wenn die Materie zu sehr angehäuft sey.

Unser gemeines Reh lebt in den gemäßigten und wärmern Erdstrichen von Europa und Asien, und zwar mehr in niedern Gebüschen, als in hohen Waldungen, wie der Hirsch. Im Sommer ist es mehr bräunlich oder rostfarbig; im Herbst aber wird es grau. Es wirft seine Geweihe im Herbst ab, und im Winter wächst es wieder. Die Brunst fällt im November und December. Das weibliche Reh (die Rehgeiß oder Rieke) trägt etwas über fünf Monath und wirft gemeiniglich zwey Junge (Küzchen), die, wenn sie im April fallen, oft noch vor Kälte um-

kommen. Nach einem halben Jahre bekommt das Bockkalb sein Geweihe, und heißt Rehspießer; das Weibchen hat kein Geweihe, und wird im ersten Jahr Schmalreh genannt. Sie gehen nicht wie die Hirsche, in Rudeln, sondern halten sich nur in einzelnen Familien zusammen, nähmlich Vater, Mutter und Junge, so lange, bis sie wieder eine neue Familie errichten. Sie lieben vor anderm Futter Berberisstauden und Brombeersträuche. Zu ihrem Wohlbefinden brauchen sie viel Bewegung, freye Luft und Raum; eingesperrt sterben sie vor der Zeit.

Das Fleisch der Rehe ist weit vorzüglicher, als von den Hirschen. Am beßten schmeckt es, wenn sie ohngefähr anderthalb Jahr alt sind. Im übrigen werden jene eben so, wie diese, benutzt.

Der Haase, Lepus timidus.

Man findet den Haasen überall auf dem Erdboden verbreitet, nur in einem gar zu heißen Klima lebt er nicht. Seine Ohren sind länger als der Kopf, und an der Spitze schwarz; die Hinterfüße halb so lang als der ganze Körper. Unter den Fußsohlen und zum Theil im Munde ist er behaart. Die Nasenlöcher haben das Ansehen eines zweyten Mauls, und die Oberlippe ist durch einen Kerb getheilt. Die Augen, welche er auch im Schlaf offen hält, stehen sehr hervor. Er hat einen ziemlich starken Knebelbart.

Nach der Beschaffenheit seines gewöhnlichen Aufenthalts bekommt er verschiedne Nahmen. So kennt man z. B. Berghaasen, Sumpfhaasen, Feldhaasen, Holzhaasen, Sandhaasen. Der Berghaase, welcher die nördlichen Gebirge bewohnt, ist die grö-

ste Art. Sein Fell wird im Winter schneeweiß. Auch hat man, wiewohl höchst selten, schwarze Haasen gesehen, so wie einige Beyspiele von Haasen mit Hörnern bekannt sind. In Rußland gibt es Haasen von der Größe einer Ratte, ohne Schwanz, mit kurzen runden Ohren. Sie leben unter der Erde, schlafen am Tage, und gehen des Nachts ihren Geschäften nach.

Der Haase wird sieben bis acht Jahr alt, und gehört zu den fruchtbarsten Thiergattungen. Er kann sich schon im ersten Jahr fortpflanzen, und fast alle fünf Wochen Junge zeugen. Das Männchen heißt der Rammler, und das Weibchen der Setzhaase. Jener hält die Ohren beysammen, legt sie über den Rücken hin, hat einen kürzern, wolligten Kopf und stärkern Bart; dieses sperrt die Ohren mehr auseinander, legt sie an den Seiten hin, und ist auch lichter von Farbe. Im März, zuweilen auch schon im Februar, fangen sie an zu rammeln. Nach dreyßig Tagen setzt die Häsinn drey bis vier Junge, die mit offnen Augen zur Welt kommen, säugt sie etwan zwanzig Tage, und läßt dann den Rammler wieder zu. Bisweilen säugt sie auch nicht einmahl so lange, denn die jungen Häschen können schon nach etlichen Tagen ihr Futter selbst suchen. Der erste Satz, der am Ende des März, oder im Anfang des Aprils fällt, kommt oft vor Kälte um, so wie der zweyte nicht selten durch Mückenstiche. Der dritte, der im Herbst geworfen wird, ist den wenigsten Unfällen ausgesetzt. Doch werden die Jungen auch wohl vom Rammler todt gebissen, welche Grausamkeit man dem hitzigen Begattungstriebe zuschreibt. Da also der Haase des Jahrs gewöhnlich dreymahl Junge bringt, und jedesmahl drey bis vier, so ist das Sprüchwort entstanden: Er geht im Frühjahr selb ander ins Feld, und im Herbst mit sechzehn ins Holz. Die Vermehrung derselben wird auch zuwei-

len wirklich lästig, und man hat schon in einem Gehege auf einer einzigen Jagd an vier bis fünf hundert erlegt.

Die Nahrung des Haasen aus dem Gewächsreich ist bekannt. Saatfelder und Kohlgärten besucht er gern. Sehr schädlich ist er den jungen Bäumen und Pflanzungen, denen er im Winter, aus Mangel an andrer Nahrung, am meisten nachstellt. Man verwahrt die Bäume dagegen entweder mit Dornen, oder beschmiert sie mit einem Gemisch von altem Fett und Schießpulver. Erlen und Linden benagt er nicht leicht. Petersilie ist eine Lockspeise, womit man ihn ködern kann. Trinken mag er so wenig, wie das Kaninchen. Er ist des Nachts muntrer und geschäftiger, als am Tage. Beym Mondschein sieht man sie mit einander spielen, sich tummeln und jagen. Aber das geringste Geräusch zerstreut sie in einem Augenblick. Furchtsamkeit, Schnelligkeit und List sind die drey Haupteigenschaften derselben; die erste, eine nothwendige Folge der Wehrlosigkeit, macht die beyden letztern zu einem wohlthätigen Geschenk der Natur. Ihre großen Ohren und hervorragende Augen versprechen ein feines Gehör und scharfes Gesicht, womit sie jede Gefahr zeitig genug wahrnehmen können. Schwäche und Schüchternheit gibt sie einer großen Anzahl von Feinden preis, und macht selbst kleinere Thiere zum Angriff keck. Sie werden häufig von Raubvögeln verfolgt, sogar zuweilen von Krähen, deren zwey einen alten Haasen durch wiederhohlte Anfälle ermüden und tödten. Die meisten werden jedoch wohl von Menschen theils zum Vergnügen, theils des Nutzens wegen gejagt und erlegt. Die Haasenhetze ist ein gewöhnlicher und beliebter Zeitvertreib der ländlichen Muse, wobey die List des geängstigten Thiers vorzüglich zu bewundern ist. Der verfolgte Haase flüchtet unter die nächste Heerde wei-

bender Schaafe, oder jagt einen andern Haasen aus seinem Lager auf, und setzt sich ruhig hinein. Auch täuscht er durch seltsame Wendungen im Lauf und durch manche lustige Sprünge die nach ihm schnappenden Hunde. Sogar das Wasser scheuet er auf der Flucht nicht. Wenn er ergriffen wird, läßt er eine quäkende Stimme hören, da er sonst nie einen Laut von sich gibt.

So furchtsam und scheu der Haase ist, so kann man ihn doch ziemlich kirre machen; aber ein völliges Hausthier wird er nie. Auch jung unter Menschen auferzogen, entwischt er bey erster Gelegenheit wieder ins Freye.

Das Fleisch der Haasen, besonders der Jungen, ist zart, nahrhaft, und wird von uns für eine Delikatesse gehalten. Allein die Mahometaner essen es so wenig, als Schweinefleisch. Auch die Russen benutzen nur die Felle davon. Mit diesen wird überall ein sehr ausgebreiteter Handel getrieben, vorzüglich in England, Rußland, Holland und Teutschland, z. B. auf der Leipziger Messe. Die weißen, welche aus den Nordischen Ländern kommen, stehen im grösten Werth. Die Felle werden entweder mit den Haaren zu Pelzwerk zubereitet, oder man sondert die Haare davon ab, und benutzt dann die enthaarten Felle sowohl, als die Haare. Diese letztern sind eine kostbare Waare, wovon das Pfund mit einem Dukaten bezahlt wird. Die Hutmacher brauchen die meisten. In Paris ist aber eine Manufaktur, wo mann die Haare spinnt, und zu Strümpfen, Handschuhen u. s. w. verarbeitet, die an Güte und Ansehn den seidnen wenig nachgeben sollen.

Das Kaninchen, Lepus cuniculus.

Das Kaninchen hat einen kurzen in die Höhe gekrümmten Schwanz, meistens kahle und kürzere Ohren, auch kürzere Hinterfüße, als der Haase. Die wilden sind gewöhnlich grau von Farbe, die zahmen aber weiß, schwarz und bunt. Es lebt nur in gemäßigten und heißen Erdstrichen, und kommt in den kalten gar nicht fort.

Von den ausländischen Racen kennt man ungeschwänzte und langgeschwänzte Kaninchen, desgleichen die Angorischen, die sich von den gemeinen Kaninchen durch ihre ansehnlichere Größe und durch ihr längeres, ungemein weiches und feines Haar auszeichnen, und die deshalb auch den Nahmen Seidenhaasen führen. In England hat man sie ihrer Nutzbarkeit wegen schon längst gezogen, und seit einiger Zeit fängt man auch in Teutschland an, aufmerksam auf diesen Zweig der Oekonomie zu werden. Das hiesige Klima vertragen sie sehr gut, und man zieht sie besonders in Franken, Schwaben und Thüringen häufig, um ihr nutzbares Haar zu gewinnen. In ihrer Lebensart kommen sie mit den gemeinen Kaninchen überein, daher sie auch eben die Behandlung erfordern. Sie werden am beßten in einem gepflasterten und gegen Marder und andre Raubthiere wohl verwahrten Stall gehalten, wo man ihnen künstliche Höhlen von Brettern macht, und ihnen eben das Futter gibt, wie den gemeinen Kaninchen. Einige behaupten, daß ihnen das Saufen schädlich, ja gar tödtlich sey; dagegen versichert Herr Riem *). „Meine Angorischen Kaninchen sau-

*) S. Arthur Youngs Annalen des Ackerbaues ꝛc., übersetzt von Hahnemann, mit Anmerkungen, herausgegeben von Riem, zweyter Band. S. 5. in der Anmerkung.

fen alle Tage vor meinen Augen zu ihrer Gesundheit, und es ist daher eben so ein schädliches Märchen, wie das ist, daß man die Schaafe nicht täglich reines Wasser solle trinken lassen.“ Eben derselbe widerlegt die Meinung, daß der Seidenhaase sich mit keinem gemeinen Kaninchen begatte, welche auch schon darum unrichtig ist, weil derselbe kein besonders Geschlecht macht. Er sagt an dem unten angeführten Orte: „Auch habe ich ein weißes Angorisches Männchen mit einem grauen zahmen hierländischen Weibchen gepaart, und davon vier Junge von schwarzer Farbe erhalten, die von ihrem Vater und ihrer Mutter, da sie täglich vor mir herumlaufen, in den ersten Wochen hindurch bis zum zweyten Wurfe, täglich geliebkoset wurden, und in der Folge bey ihnen schön anwuchsen.

Uibrigens hat man jetzt schon mehrere vollständige Anweisungen zu der Zucht dieser Kaninchen, (unter andern von dem Herrn Prediger Mayer), wo ein Liebhaber hinreichende Belehrung findet; hier nur noch etwas über den Nutzen derselben. Das Haar der Seidenhaasen soll selbst das Biberhaar an Weiche und Feinheit übertreffen. Man erhält es von innen durch das Kämmen, welches wöchentlich oder alle 14 Tage wiederhohlt wird. Ein gut gefutterter Seidenhaase gibt jährlich ungefähr zehn bis zwölf Loth Haare, wovon das Pfund mit fünf Rthlr. bezahlt wird. Auch aus ihren Nestern kann eine Menge Haare gesammlet werden. Aus den kurzen und krausen verfertigt man unvergleichlich schöne Hüte, und die längern werden gesponnen und zu allerley Zeugen verarbeitet; man muß aber doch ein wenig Baumwolle oder Spanische Schaafwolle mit einmischen. Diese Zeuge sind von einem glänzenden Ansehen, sehr weich und so leicht, daß ein davon gemachter Mannsrock mit Taft gefuttert nicht mehr als anderthalb Pfund wog; auch hal-

ten sie ungemein warm. Man verfertigt dergleichen hin und wieder fabrikmäßig, z. B. in Buttstädt im Herzogthum Weimar. Die Elle von 1 1/4 Breite kostet daselbst vier Rthlr. Eben so vortheilhaft können auch die Bälge zu Pelzwerk benutzt werden.

Der äußern Aehnlichkeit nach kann auch hier noch das Halbkaninchen, Cania cobaya s. porcellus, stehen, ob es gleich zu einem besondern Geschlecht gerechnet wird. Den Nahmen Meerschweinchen, welchen es gleichfalls führt, hat es davon, weil es wie ein Ferkelchen grunzt, und übers Meer zu uns gekommen ist, denn sein eigentliches Vaterland ist Brasilien in Amerika. Es sieht röthlichgelb oder schwarz und weiß gefleckt aus, ist kaum halb so groß, wie das gemeine Kaninchen, sehr zärtlich und gegen Kälte empfindlich, daher man es bey uns nur in warmen Zimmern erhalten kann. Seine Nahrung besteht in allerley Früchten und Getreide, dabey trinkt es wenig, und ist in beständiger Bewegung. Fast alle sechs Wochen wirft es fünf bis sieben Junge. Der Nutzen desselben ist gering, es wird deshalb auch nicht gar häufig, und nur zum Vergnügen gehalten. Sein Geruch soll jedoch die Wanzen vertreiben.

Das gemeine Kaninchen ist noch fruchtbarer, als der Haase. Es bringt des Jahrs siebenmahl und fast immer fünf, sechs bis acht Junge, die nach fünf Monathen schon wieder zeugen können. Die Mütter lieben die Jungen sehr zärtlich, und rupfen sich Haare aus, um ihnen ein weiches Lager zu machen. Aber der Rammler tödtet und frißt sie oft. Da sie den Gewächsen großen Schaden thun, so werden sie bey ungestörter Freyheit gar bald zur Landplage. Mit dem Haasen begatten sie sich nicht, weichen auch sonst in ihrer Lebensart verschiedentlich von ihnen ab. Sie legen sich einen Bau in der Er-

de an, da der Haase nur ein Lager auf der Erde hat. Sie führen auch mehr ein gesellschaftliches Leben, wohnen in großen Kolonien beysammen, und lassen sich zu Hausthieren machen. Gegen ihre Feinde können sie sich in den unterirdischen Höhlen weit eher schützen, als der Haase. Wenn sie Gefahr merken, schlagen sie mit den Hinterfüßen heftig auf die Erde, und geben sich dadurch ein Zeichen der Warnung. Aber vor dem Fuchs und dem Frettchen sind sie doch nicht darin sicher. Des letztern bedient man sich auch besonders zur Kaninchenjagd. Denn sie werden vom Menschen verfolgt, weil sie in der That mehr schädlich als nützlich sind. Ein andres ist es mit den zahmen, die man auf eine gewisse Anzahl einschränken, und von Verwüstung der Felder und Gärten abhalten kann. Diese mögen kaum so viel als ein Taubenschlag einbringen, wenn man auch alle Vortheile dabey in Acht nimmt. In Ställen und Wohngebäuden, wo sie in die Erde eingraben können, soll man sie nicht halten. Ihr Stall muß gepflastert und darüber etliche Fuß hoch festgestampfte Erde gelegt seyn, damit sie nach ihrem natürlichen Triebe miniren können. Man gibt ihnen abwechselnd trocknes und frisches Futter, wobey sie besser gedeihen, als wenn sie beständig einerley bekommen. Das trockne besteht in Heu, Hafer und Spreu; das frische in allerley Grasarten, Kräutern und Wurzeln. Die Wacholderbeeren und Blätter fressen sie sehr begierig, und ihr Fleisch bekommt davon einen angenehmen Geschmack. Kälte ist ihnen tödtlich und in harten Wintern sterben sie haufenweise, wenn sie nicht recht verwahrt sind. In unfruchtbaren sandigen Gegenden soll man mit noch größerm Vortheil Kaninchenberge anlegen können. Hügel und Berge sind ohnehin ihr natürlicher Aufenthalt, wo sie am besten fortkommen, und wo auch das Fleisch derselben einen bessern Geschmack erhält. Man muß sie aber mit einer Mauer umgeben, theils zu ihrer Sicher-

heit gegen Füchse und andere Feinde, theils damit sie selbst nicht schädliche Ausfälle in angebaute Felder thun. Ein Sachverständiger berechnete den jährlichen Gewinn von einem Morgen des dürresten Sandlandes, zu einem Kaninchenberge benutzt, auf achthundert bis tausend Thaler, welches aber doch sehr übertrieben ist.

Der Nutzen dieser Thiere besteht in dem Fleisch, den Haaren und Fellen. Das Fleisch ist noch zarter und weichlicher, als Haasenfleisch. Man kann die Kaninchen auch verschneiden, und das Fleisch dadurch verbessern. Wenn man sie schlachtet, muß man das Blut abzapfen, sonst schmeckt es nicht so gut. Man tödtet sie durch einen Schlag ins Genick, und schneidet dann gleich die Gurgel ab. Bey der ungeheuren Vermehrung dieser Thiere, indem ein Bock mit drey Weibchen jährlich an zweyhundert Junge erzeugt, wäre die Benutzung des Fleisches kein zu verachtender Vortheil, wenn es nur nicht allzuweichlich, und fast widerlich schmeckte.

Die Haare werden eben so gebraucht, wie die Haasenhaare, und sie kommen, wie auch die Felle zu Pelzwerk, stark in den Handel. Die Hutmacher bezahlen das Pfund Kaninchenhaare mit drey Thalern und etliche Groschen.

Der Mist ist zum Düngen so gut, als Ziegenmist.

Der Biber, Castor fiber.

Dieses merkwürdige Geschöpf ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, hat einen nach Verhältniß des Körpers kleinen Kopf, der dem Kopf einer Ratze gleicht, eine kurze dicke Schnauze, kleine Augen, scharfe und runde Ohren. Die Beine haben nur fünf Zoll in der Länge. Die fünf Finger an den Vorderfüßen sind mit langen, scharfen Nägeln besetzt, und wie bey einer Menschenhand von einander abgesondert; die Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut, wie bey den Gänsen, zusammengewachsen, und haben breite, stumpfe Nägel. Sein Gang ist schwerfällig, und er kann behender schwimmen als gehen. Er sitzt gern, nach Art der Eichhörnchen, auf den Hinterfüßen, und bedient sich zu seinen Verrichtungen der Vorderfüße als Hände. In dieser aufrechten Stellung begattet er sich auch. Der Schwanz ist etwas über eine Viertel Elle lang, einen Zoll dick, fast wie ein breiter Karpfen gestaltet, mit einer schuppigen Haut bedeckt, und das Fleisch desselben hat einen Fischgeruch und Geschmack; er trägt ihn meist horizontal ausgestreckt. Mit den Vögeln hat er dieses gemein, daß er aus Einer Oeffnung Koth und Wasser von sich gibt, und zwar sowohl das Männchen, als das Weibchen, daher beyde Geschlechter schwer von einanoer zu unterscheiden sind. Die Farbe der Haare ist glänzend-schwarz oder kastanienbraun, zuweilen auch rostfarbig, selten weiß. Das ganze Thier wiegt sechzig bis siebenzig Pfund.

Die nördlichen Länder von Europa, Asien und besonders Amerika sind das Vaterland des Bibers. In allzukaltem Klima dauert er nicht; noch weniger in heißem. Er flieht die Wohnungen und die Nachbarschaft der Menschen, und zieht sich gern in

stille unbewohnte Gegenden zurück. So sehr er auch die Gesellschaft von seines Gleichen liebt, und sogern er mit ihnen den gemeinschaftlichen Bau unternimmt, wozu ihn ein besondrer Kunsttrieb gegeben ist: so lebt er doch in den Ländern, die von Menschen stark bevölkert sind, einsam, und zeigt keine Spur von jenem bewunderswürdigen Kunsttrieb. Hier macht er sich an Flüssen unter der Erde eine Höhle zur Wohnung zurecht, und lebt da mit seiner kleinen Familie ganz in der Stille. Man nennt ihn deshalb den einsamen, auch Gruben- oder Erdbiber. Sein Fell und Haar wird bey weitem nicht so geschätzt, als das vom gesellschaftlichen Biber, weil es durch den Aufenthalt in der Erde verdirbt. Nur solche Erdbiber trifft man jetzt noch in Europa an, und das schöne Schauspiel, eine Biberkolonie in ihrem völligen Flor zu sehen, muß man nun in Nordamerika suchen. Höchst selten hat man jedoch auch in Teutschland noch Versuche von einem Biberbau über der Erde entdeckt.

Wenn die Biber in ihren alten Wohnungen nicht mehr Raum haben, oder wenn sie sonst dieselben zu verlassen genöthigt sind; so versammlen sich mehrere, zuweilen etliche hundert, um einen neuen Bau anzulegen. Die eigentliche Arbeitszeit ist bey ihnen die Nacht. Zuerst suchen sie einen bequemen Platz an einem Fluß oder See, in dessen Nähe Baumaterialien und Lebensmittel zu finden sind. Dann fällen sie Holz, wozu ihnen ihre schief zugeschärften Vorderzähne dienen. Einen Baum von einer viertel Elle im Durchmesser, fällt ein Biber in etlichen Stunden. Hierauf behauen sie die Bäume, rollen oder flössen sie fort, graben auch wohl erst Kanäle zu diesem Zweck, bringen Erde und Lehm zusammen, und fangen den Bau an. Nöthigenfalls legen sie einen Damm im Wasser an, zuweilen hundert Fuß lang und im Grunde zehn bis zwölf Fuß

breit, der fast nicht zu verwüsten ist. Nachdem alle diese Voranstalten vollendet sind, woran die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich arbeitet, so vertheilen sie sich in kleinere Haufen, um ihre Hütten zu bauen. Jede Hütte ruhet auf sechs Pfählen, die sie am Ufer des Flusses, jedoch im Wasser, fest einschlagen. Sodann führen sie zwey Fuß dicke Wände von künstlich durchflochtnen Zweigen, die mit Lehm, Schlamm und Moos ausgefüllt werden, auf, so fest und dicht, daß weder Luft noch Wasser eindringen kann. Die Größe dieser Hütten ist verschieden, nachdem viel oder wenig Familien darin wohnen sollen und daran arbeiten. Man findet sie von vier bis zehn Fuß im Durchschnitt, und gemeiniglich mit drey Stockwerken, wovon das unterste unter dem Wasser steht. Das Dach ist gewölbt, und die ganze Hütte eyförmig. Sie lassen auch mehrentheils zwey Zugänge zu jeder Wohnung, einen von der Landseite und den andern von der Wasserseite. Alles ist inwendig glatt und reinlich, und der Fußboden mit Moos geschmückt. Hier wohnen nun, nach der verschiedenen Größe der Hütte, vier bis zwanzig Biber, und sitzen paarweise, Männchen und Weibchen, beysammen, aber so, daß der Schwanz fast immer im Wasser hängt, welches Element seiner Fischnatur nothwendig zu seyn scheint. Solcher Wohnungen stehen zehn bis zwölf, auch wohl zwanzig bis fünf und zwanzig in einer Reihe neben einander. Und zu allen diesen eben so schweren als künstlichen Arbeiten brauchen sie keine andern Werkzeuge, als welche die Natur ihnen gab. Die Zähne dienen statt der Aexte und Sägen; die Vorderpfoten statt der Hände; die Hinterfüße als Ruder; die Schwänze als Schaufeln und Kellen.

Ihre Nahrung ist zartes Holz, frische Rinde, Blätter, Knospen u. s. w. wovon sie sich einen hinlänglichen Wintervorrath einsammeln, und ihn in dem untersten Stock, als in einem Magazin verwahren,

wahren, worin er zugleich frisch bleibt. Sie fressen aber auch Fische und Krebse. Den Herbst und Winter bringen sie ruhig in ihren Hütten zu. Gegen den Anfang des Frühlings werfen die Weibchen drey bis vier Junge, und dann gehen die Männchen ins Feld, um frische Nahrung zu genießen, besuchen aber doch die Weibchen von Zeit zu Zeit wieder. Nach etlichen Monathen machen sich die Mütter mit ihren Jungen auch ins freye. Im Julius und August bessern sie gemeinschaftlich ihre alten Wohnungen aus, oder bauen sich neue, und beziehen sie dann im September.

Die Biber sind aber nicht nur wegen ihrer Eigenschaften und Triebe zu bewundern, sondern auch ihres Nutzens wegen sehr schätzbar. Zwar hat das Fleisch derselben einen schlechten Geschmack, und wird nur von einigen wilden Völkern und in Klöstern genossen; aber den Schwanz hält man doch für eine große Delikatesse. Er wiegt ohngefähr vier Pfund, und wird von Liebhabern mit einem Dukaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie Fisch zu. Doch ist dieß der geringere Vortheil. Weit wichtiger ist das Fell und das Haar des Bibers. Mit den Biberfellen, die unter die kostbarsten Pelzwerke gehören, wird ein starker Handel getrieben. Der Preis richtet sich sowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Felles. Die glänzend schwarzen werden am meisten gesucht. Sonst theilt man sie noch in frische, trockne und fette ein. Frische nennt man die, welche man von den im Winter gefangnen Bibern erhält. Die im Sommer erlegten Biber geben trockne oder magere Häute, wovon man nur die Haare zu Hüthen und dergleichen gebrauchen kann. Fette Biberfelle heißen die, welche die Wilden eine Zeitlang auf dem bloßen Leibe getragen haben, und die also vom Schweiß derselben gleichsam fett geworden sind. Man hält sie für die besten zu Pelzwerken. Ein gutes

Biberfell gilt neun bis zwölf Thaler. Das Haar auf den Fellen ist von zweyerley Art. Die eine ist lang, fest und glänzend; die andere kurz, wolligt, weich und seidenartig. Wenn man nun die Haare benutzen will, so sondert man jene von diesen ab. Die langen werden dann zu Strümpfen, Handschuhen u. s. w. verarbeitet; die kurzen kaufen die Hutmacher. Ein erwachsner Biber hat nicht viel über anderthalb Pfund Haare, und man bezahlt das Pfund mit acht bis zehn Thaler.

Noch ein merkwürdiges Produkt des Bibers ist das sogenannte Bibergeil, welches diesen Nahmen der Unkunde in der Naturgeschichte verdankt. Denn man glaubte ehemahls, daß es in den Hoden oder Geilen des Thiers befindlich sey. Allein man trifft es eben sowohl bey den Weibchen, als bey den Männchen an, und neuere Untersuchungen haben die Unrichtigkeit jener Meinung vollkommen bestätigt. Es befinden sich nähmlich in der Gegend des Afters zwey Säckchen von der Größe eines kleinen Hüneryes, worin eine zimmtfarbige, fette mit vielen dünnen Häutchen durchwebte Materie enthalten ist, die einen betäubenden Geruch und bittern Geschmack hat. Bey dem Weibchen sind die Säckchen weit kleiner. Wenn sie abgeschnitten sind, wäscht man sie und hängt sie im Rauch auf, damit die Materie trocken werde, und der Verderbniß länger wiederstehe. Sie hält sich auch sieben bis acht Jahr, ohne daß sie von ihrer Güte merklich verliert. Ein männlicher Biber gibt etwa vier Unzen Bibergeil. Man kann nicht gewiß sagen, wozu es dem Thier selbst nützt. Uns aber ist es ein sehr wirksames Arzneymittel in verschiedenen Nervenkrankheiten, in der Hypochondrie, Epilepsie u. s. w. Ein Kennzeichen des guten sind die dünnen Fäserchen, die sich darin befinden müssen. Aus Amerika kommt das schlechteste. Besser ist das

Pohlnische, Preußische und Rußische, welches wir meist über Danzig erhalten.

Um dieser beträchtlichen Vortheile willen sollte man die Biber wohl mehr schonen und hegen, als wirklich geschieht. Denn die Abnahme derselben wird auch schon in Amerika von Jahr zu Jahr merklicher, welches freylich nicht zu verwundern ist, da jährlich sechszehn bis achtzehn tausend getödtet werden. In Preußen hatte man ehemahls strenge Befehle zu ihrer Begünstigung und Schonung, ob sie gleich an den Waldungen und Wasserbauen viel Schaden thun. Sie lassen sich zwar leicht zähmen, aber deßhalb noch nicht als nutzbare Hausthiere halten.

Die Biberratze, Castor zibethicus, (Bisamratze, Bisambiber) ist zwar in Teutschland nicht einheimisch, sie mag aber hier der Verwandtschaft und Aehnlichkeit wegen neben dem Biber stehen, dem sie an Gestalt, Farbe, Haar und Kunsttrieb unter allen Thieren am meisten gleicht. Doch wird sie kaum so groß wie ein Kaninchen, hat auch einen anders gebildeten, in der Mitte walzenförmigen und gegen das Ende senkrecht zweyschneidigen Schwanz. Ihr Vaterland ist der nördliche Theil der Erde, als Rußland, Schweden u. s. w. wo sie an den Ufern der Flüsse und Seen familienweise wohnen, in dem sie sich Hüttchen, wie kleine Bienenkörbe, aus Binsen flechten und sie dicht mit Lehm überziehen. Im Winter graben sie sich Höhlen in die Erde, deren Eingang unter dem Wasser ist. Sie nähren sich von Wurzeln und allerley Würmern, besonders von Blutigeln. Diese Thiere haben unter dem Schwanz acht kleine Drüsen, in welchen eine nach Ziebeth riechende Feuchtigkeit enthalten ist, und die unter dem Nahmen Bisam-Nieren im Handel vorkommen Ihr ebenfalls angenehm riechendes Fell wird zu Pelz-

werk gebraucht. Es soll durch seinen Duft die Motten vertreiben.

Die Fisch-otter, Lutra vulgaris.

Die Meer-otter.

Die Fisch-otter ist so groß wie ein Dachs, hat aber noch kürzere Füße, einen platten Kopf und eine breite Schnauze, woran dicke Barthaare stehen. Die Vorderfüße sind unbehaart, und die Zehen eben so, wie bey den Hinterfüßen, mit einer Schwimmhaut verbunden. Die Haare sehen kaffeebraun aus, und sind glatt und glänzend. Sie hat mit dem Biber einerley Vaterland, auch in der Lebensart viele Aehnlichkeit mit ihm.

An Gestalt und Sitten kommt ihr die Meerotter und die Sumpf-otter am nächsten. Jene wohnt um Kamtschatka und den Kurilischen Inseln. Ihr schwarzes und silbergraues Fell steht in sehr hohem Preise. Man bezahlt das Stück zuweilen mit hundert und funfzig Thalern. Die Sumpf-otter ist kleiner als die Fisch-otter, und findet sich im nördlichen Europa und Amerika. Sie frißt nicht allein Fische, sondern auch Hühner, Gänse, Enten und dergleichen. Ihr Fell wird weniger geachtet als das von der Fisch- und Meer-otter.

Die Fisch-otter nimmt ihren Aufenthalt gern in den Löchern unter den Wurzeln der Bäume an Flüssen, so, das sie den Zugang unter dem Wasser hat. Sie kann zwar sehr gut auf und unter dem Wasser schwimmen, aber doch nicht lange in demselben aushalten. Im Februar wird sie brünstig, und

dann pfeifen sie sich des Nachts einander so hell, wie ein Mensch pfeift. Neun Wochen nach der Begattung bringt das Weibchen drey bis vier Junge, die wegen ihres unförmlichen Kopfes sehr häßlich sind. Sie nähren sich von Fischen, Fröschen, Krebsen, Wasserratten, auch von Baumrinde und Gras, wenn sie jene nicht haben können. Den Fischteichen sind sie sehr schädlich, denn sie tödten weit mehr Fische, als sie verzehren können. Ihre Wohnung ist unreinlich und voll Gestank von den verfaulten Fischen. Von den Bibern werden sie in der Nähe nicht geduldet. Die Hunde jagen sie gern, haben aber einen harten Kampf mit ihnen, weil sie gewaltig beißen; auch greifen sie in der Wuth selbst Menschen an. Dennoch kann man sie zähmen und zum Fischfang abrichten. Ein Fisch=otterbalg kostet fünf bis zehn Thaler. Das Fleisch wird nicht viel geachtet.

Der Wolf, Canis Lupus.

Der Goldwolf.

Dieses grimmige Raubthier gehört zwar zu dem Geschlecht der Hunde, lebt aber dennoch mit ihnen in der größten Feindschaft. *) Er unterscheidet sich durch den beständig niederhängenden, dickhaarigten Schwanz und durch einen falschen tückischen Blick. Die Farbe der Haare ist gewöhnlich gelbbraun mit Weiß und Grau gemischt; doch gibt es auch ganz weiße und schwarze. In der Größe übertrift er den stärksten Bauernhund, hat aber ein längeres dichteres Haar, besonders am Kopf und Halse. Seine

*) Vor einiger Zeit soll doch in Frankreich eine Wölfinn mit einem Hunde freywillig sich belaufen und Junge erzeugt haben.

Ausdünstung ist stark übelriechend. Man trifft ihn in allen vier Erdtheilen, obgleich mit einigen Abänderungen der Größe und Farbe. In den Europäischen Wildnissen ist er häufiger, als man wünscht. Auch im Schwarzwalde hält er sich noch auf.

In Asien und zum Theil auch in Afrika findet sich ein dem Wolfe sehr ähnliches Thier, nur etwas kleiner, welches Schackal oder Goldwolf heißt, weil es eine goldgelbe mit Grau vermischte Farbe hat. Dieser ist ebenfalls sehr reissend, bricht in die Viehställe ein und scharrt todte Körper aus der Erde, wenn er nichts anders haben kann. Man glaubt, daß von ihm und dem Wolfe der Hund abstamme.

Der Wolf wird funfzehn bis zwanzig Jahr alt. Im zweyten Jahr pflanzt er sich fort. Die Wölfinn trägt nicht völlig vier Monath, und wirft sechs bis acht Junge an einem dicht bewachsenen Orte im Walde, den sie wie einen Kessel aushöhlt und mit Moos belegt. Nach etlichen Wochen bringt sie ihren Jungen schon Haasen, Rebhüner und dergleichen, und gewöhnt sie an den Genuß des Fleisches. Nach zwey Monathen folgen sie der Mutter, und gehen mit ihr auf Raub aus.

Wüthender Heißhunger ist die allgemein bekannte Eigenschaft des Wolfs. Er braucht zu seiner Sättigung ein Hirschkalb oder zwey Schaafe, die er gemächlich verzehrt, wenn er Zeit dazu hat. Dann kann er aber auch wieder vier bis fünf Tage hungern, wenn es ihm nur nicht an Wasser fehlt. Das öftere Saufen ist ihm eben so unentbehrlich, als dem Hunde. Wenn er kein Thier erhaschen kann, so frießt er vor Hunger Lehm, welcher ihm aber entsetzliche Qual in den Gedärmen verursacht, daher er dann jämmerlich heulet, bis er ihn wieder von sich gegeben hat.

Nach Verhältniß seiner Größe besitzt er viel Stärke, vorzüglich in dem Vordertheil des Leibes und im Halse. Ein Schaaf trägt er lebendig im Maule fort, wie eine Katze die Maus, und läuft damit so schnell, daß ihn ein Mensch nicht einhohlen kann. Er raubt lieber bey Nacht, als am Tage.

Bey allen dem ist er doch ein furchtsames Thier. Sobald er Widerstand findet, ergreift er die Flucht, wenn ihn nicht die Verzweiflung wüthend macht. Besonders verliert er in der Gefangenschaft allen Muth. Man hat schon einen Wolf und einen Menschen in Einer Grube (worein dieser aus Versehen gefallen war) beysammen gesehen, ohne daß jener es gewagt hätte, ihn anzugreifen. Aber in Gesellschaft mit mehreren seines Gleichen ist er kühn und gefährlich, fällt Bären, Pferde und andere große Thiere, ja selbst Menschen an. Doch kann man sie durch Feuer verjagen. Auch das Rasseln der Ketten fürchten sie, daher Reisende in Pohlen viel Ketten an die Wagen hängen. Eben so sollen sie vor dem Klang rauschender Instrumente sich scheuen. Man bestätigt dieß unter andern mit dem Beyspiele eines Musikus, der, von Wölfen angefallen, auf der Violin zu spielen anfing, und damit sein Leben rettete.

Ein so schädliches Raubthier wird billig überall verfolgt. In Großbrittanien und Irland sollen sie ganz ausgerottet seyn. Man fängt sie in Fallen, Gruben und Garnen, oder man stellt eine Triebjagd an. Die Hunde machen sich nicht gern an ihn, weil er fürchterlich um sich beißt. Auch haben sie einen natürlichen Abscheu vor ihm. Ein Hund schaudert beym Anblick des Wolfs, und sträubet das Haar, wie die Katze, wenn sie einen Hund plötzlich neben sich sieht. Kein Thier frißt das Fleisch des Wolfs,

als wieder ein Wolf, und doch gibt es arme Wilde, die es verzehren!

Man kann von dem Wolf weiter nichts brauchen, als die Haut, welche ein gutes warmes Pelzwerk gibt. Dieß hat noch den besondern Vorzug, daß sich kein Ungeziefer darin aufhält. Ein Wolfbalg kostet fünf bis sechs Thaler, und davon macht man die bekannten Wildschuren, welche mit der Haarseite auswärts gekehrt, getragen werden.

Bisweilen benutzt man auch die Zähne des Wolfs zum Glätten, oder man beschlägt sie mit Silber, und läßt die zahnenden Kinder zur Beförderung der durchbrechenden Zähne, darauf beissen.

Der Luchs, Felis lynx.

Eben so räuberisch als der Wolf, aber noch behender und den Wildbahnen nachtheiliger, ist der Luchs, der zur Familie der Katzen gerechnet wird. Auch gleicht er diesen an Gestalt und Bildung am meisten. Mit dem Fuchs hat er eine Größe, doch ist er wohl eher noch etwas größer als kleiner. Mit seinen großen funkelnden Augen sieht er sehr scharf; allein die Beschreibung einiger Alten von seiner Scharfsichtigkeit sind übertrieben. An der Spitze der langen zugespitzten Ohren steht ein Büschel Haare in die Höhe. Das Fell ist nach Tieger-art gefleckt, die Hauptfarbe oben rothbraun und unten gelblich; die Striche sind weiß und braun, und die Flecken schwarz. Der kurze dicke Schwanz hat eine schwarze Spitze.

Er hält sich in großen Waldungen der nördlichen Erde auf. In Teutschland ist er selten,

doch sieht man ihn noch zuweilen im Thüringer Walde. Er geht des Abends und Morgens in der Dämmerung auf Raub aus, und lauert hinter einem Busch oder auf einem Baume, bis er ein vorübergehendes Thier erhaschen kann. Er macht Sprünge von zwölf bis vierzehn Schuh, hauet mit seinen scharfen Krallen dem Thiere in den Nacken oder Rücken, zerbeißt es, daß es niederstürzt, und saugt ihm das Blut aus. Vom Fleisch frißt er wenig; das meiste läßt er liegen, und wenn er wieder hungrig ist, sucht er frische Beute zu erhaschen, daher er den Wildbahnen so schädlich wird. Sogar auf Hirsche springt er vom Baume herab, und tödtet sie. Er scheint auch das Rothwild dem übrigen vorzuziehen, denn wo er es haben kann, bekümmert er sich nicht viel um andere Thiere. Sowohl aus dieser Ursach, als auch, weil er eine dem Wolf ähnliche heulende Stimme hat, nannte man ihn schon in alten Zeiten den Hirschwolf. Er wohnt, wie der Fuchs, in Höhlen unter der Erde. Die Begattungszeit fällt in das Ende des Januars, und nach zehn Wochen gebiert das Weibchen zwey bis drey Junge. Aus seiner Höhle pflegt man ihn mit Rauch zu vertreiben; sonst ist er überhaupt schwer zu fangen und zu schießen. Sein Fell gehört zu dem besten Pelzwerk. Man kauft das Stück für sechs bis zehn Thaler. Aus Sibirien kommen die schönsten.

Der Fuchs, Canis vulpes.

Mit dem Wolf und dem Hunde ist der Fuchs nahe verwandt, doch ist er schlanker vom Leibe und kleiner als der Wolf. Er hat ohngefähr die Größe des sogenannten Spitzhundes. Sein Schwanz ist sehr haarig und lang. Er riecht widerlich, nur ein Fleckchen Haare über dem Schwanz hat einen angenehmen Violengeruch, wenn man sie ausrupft *). Die Stimme ist bellend, aber traurig. Zähmen läßt er sich nie völlig.

In den nördlichen Ländern findet man Füchse von allerley Farben; schwarze, weiße, graublaue, silbergraue und dergleichen. Der schwarze Fuchsbalg wird nächst dem Zobel für das kostbarste Pelzwerk gehalten. Das Stück kostet vierzig bis fünfzig Thaler; ja, man hat ein ausgesuchtes schon mit vier hundert Rubel bezahlen sehen. Herrmann erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß der Werth eines schwarzen Fuchsbalgs zuweilen bis auf tausend Rubel steige. Dieß Pelzwerk kommt vornehmlich aus Sibirien und Kamtschatka. Der Kreuzfuchs hat einen schwarzen Streif über dem Rücken, und einen andern quer über die Schultern, welche also eine Art von Kreuz auf dem fuchsrothen Felle bilden.

*) Dieser Geruch rührt von einer dicklichten Feuchtigkeit her, welche sich auf der Stelle in einer Drüse befindet, und die eben des Geruchs wegen in der Jägersprache Viole genannt wird. Die Bestimmung derselben weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben. Man will bemerkt haben, daß der Fuchs, wenn er verwundet ist, nach dieser Drüse beisse; vielleicht, daß die Feuchtigkeit ihm statt eines Balsams oder Stärkungsmittel dient. Man findet aber dergleichen Behältnisse zur Sammlung besonderer Säfte bey mehreren Thieren; bey dem Biber z. B. in der Gegend des Afters, und bey den Vögeln über dem Bürzel. —

Bey uns gibt es zweyerley Gattungen: Brandfüchse und Birk- oder Rothfüchse. Jene sind auf dem Rücken grau, am Bauche schwarz; die Schwanzspitze, Läufe und Ohren ebenfalls schwarz, als ob sie versengt wären, dazu gehören auch die Braunfüchse, die einen etwas röthern Rücken, weiße Bäuche und eine weiße Blume am Schwanz haben. Die Rothfüchse sind die gemeinsten, deren ganzes Fell roth oder gelbbraun und nur die Schwanzspitze weiß ist.

Der Fuchs hat seinen Aufenthalt unter der Erde, in einem mit vielen Ausgängen versehenen Bau. Er bemächtigt sich gar gern der Dachshöhlen, um sich die Mühe des Grabens zu ersparen. Den Eigenthümer vertreibt er dadurch, daß er seinen Koth in den Eingang der Höhle legt, dessen Geruch dem Dachs so zuwider ist, daß er sich lieber eine andere Wohnung macht. Im Februar ist die Ranzzeit der Füchse. Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft drey bis sechs Junge, die in zwey Jahren völlig ausgewachsen sind. Sie erreichen ein Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren. Ihre Nahrung nehmen sie aus dem Thier- und Gewächsreiche. Rehe, Lämmer, Haasen, Kaninchen, Geflügel, Fische, im Nothfalle auch Kröten, Eidexen und allerley Insecten werden von ihnen erhascht und gefressen. Sie trachten aber auch den Baumfrüchten, Weintrauben und Honigstöcken nach.

Von den Eigenschaften des Fuchses ist keine bekannter und berühmter, als die List, womit er seine Nahrung zu erhalten und sein Leben zu sichern weiß. Er ist das allgemeine Sinnbild der Verschlagenheit. Zu seinen Diebstählen und Räubereyen wählt er gewöhnlich die Nacht. Sein scharfer Geruch und leises Gehör kommt ihm dabey gut zu statten. Wenn er in einen Hünerstall einbricht, so läßt er nicht eher ab, bis alles erwürgt ist. Dann

schleppt er soviel, als er auf einmahl fortbringen kann, an einen sichern Ort, und kommt mehrmahls zurück, das übrige nachzuhohlen, wenn er nicht in diesem Geschäfte unvermuthet gestört wird. Den Vogelheerd besucht er früher als der Vogelsteller, und nimmt die Vögel aus. Mit seinem wolligten Schwanze soll er nach Krebsen angeln, die er, wenn sie hineinkneipen, schleunig ans Land zieht. Wird er von Flöhen geplagt, so nimmt er, wie man sagt, einen Büschel Moos ins Maul, geht langsam rückwärts ins Wasser; die Flöhe retiriren sich nach dem trocknen Theil des Körpers, und also immer näher nach den Kopf, endlich flüchten sie in das Moos, das er dann plötzlich fallen läßt. Wenn er von Hunden verfolgt wird, benetzt er den Schwanz mit Urin, und schlägt damit um sich. Auch wehrt er sich mit seinem scharfen Gebiß entsetzlich. Wenn man vor seiner Höhle Fallen aufstellt, so bleibt er drey bis vier Tage darin. Zwingt ihn endlich der Hunger, heraus zu gehen, und er fängt sich, so beißt er das Bein ab, woran er gefangen ist, und entflieht. Hat sich aber ein anderes Thier von ohngefähr darin gefangen, so geht er ohne Bedenken darüber. Er wird auch, wie die Haasen, mit Hunden gejagt, oder mit Netzen gefangen u. s. w. Große Herren machen sich zuweilen das grausame Vergnügen, lebendig gefangene Füchse zu prellen, indem sie dieselben auf ein an Stricken befestigtes Brett oder auf ein Netz legen, es mit einemmahle straff anziehen, und sie so in die Luft schnellen. Dieß wird so oft wiederhohlt, bis sie todt herunterfallen.

Man braucht von dem Fuchs hauptsächlich den Balg. Von einem jungen oder im Sommer gefangenen taugt er nichts. Er wird nach der verschiedenen Güte mit einem oder etlichen Thalern bezahlt. Der Fuchsschwanz dient im Winter auf

Reifen zu Halsbinden, auch statt eines Federwi=sches, um schöne Möbeln zu reinigen.

Der Dachs, Ursus meles, L.

Meles taxus.

Honigdachs.

Die Länge des Dachses beträgt etwas über zwey Fuß, die Beine sind aber so kurz, und die Haare so zottig, daß der Bauch die Erde zu berühren scheint. Der Kopf ist bey einigen hunds=artig, bey andern schweins=artig, daher nennt man jene Hunds= und diese Schweindachse. Im übrigen ist zwischen diesen kein merklicher Unterschied. Er hat sehr star=ke Pfoten mit scharfen Klauen bewaffnet und ein gewaltiges Gebiß. Die Farbe der dicken und lan=gen Haare ist weiß, grau und schwarz gemischt; der obere Theil des Leibes fast ganz weiß, der un=tere, als Kehle, Brust, Bauch, Füße, ganz schwarz Er grunzt beynahe wie ein Schwein. Sein Va=terland ist Europa und Asien. Es gibt aber nicht gar viele.

Ein besonderes Thier dieser Art hat man in Afrika gefunden. Es lebt von Honig und Wachs der wilden Bienen, und heißt deshalb der Honig=dachs. Gegen die Stiche der Bienen, wenn er ih=re Zellen plündert, verwahrte ihn die Natur sehr gut, denn er hat unter dem äußern zottichten Fel=le noch eine starke Haut, die ganz locker und wie ein Sack das Fleisch umgibt, und sich hin=und herschieben läßt. Nicht nur die Bienen, sondern auch Hunde, die einen Löwen zerreissen, können ihm deßhalb wenig anhaben. Vom Honigkukuk, der

ihm die Bienennester verräth, siehe in der Naturgeschichte der Vögel.

Der gemeine Dachs wohnet in den dunkelsten Wäldern, wo er sich einen Bau in der Erde macht, den er sehr reinlich hält. Im November und Dezember wird er hitzig, und im Februar bringt das Weibchen drey bis fünf Junge, welche sich leicht zähmen lassen; die Alten aber werden nie zahm. Sie sind träge und mißtrauisch, leben einsam, und gehen nur des Nachts, und nicht einmahl gern bey Mondschein der Nahrung nach. Sie fressen junge Haasen, Kaninchen, Geflügel, Mäuse, Schlangen, Würmer, Insekten, auch Obst, Wurzeln, Rüben und dergleichen. Bey ihrer trägen Lebensart setzen sie viel Fett an, und um Martini sind sie am fettsten. So bald es friert, verlassen sie ihre Höhlen nicht mehr, denn sie sind ohngeachtet ihres dicken Pelzes sehr frostige Thiere. Den Winter bringen sie in einem beständigen Schlummer zu. Sie rollen sich zusammen, und stecken die Schnauze in eine Oeffnung, welche sich zwischen dem Schwanz und dem After befindet. Dieß Saugeloch hat keine Gemeinschaft mit den Eingeweiden, denn es ist nur einen Zoll tief, und gerade so groß, das die Schnauze hinein paßt. Aus dieser Oeffnung schwitzt eine klebrige, übelriechende Feuchtigkeit heraus, wovon sie sich die Zeit über nähren. Wenn man bedenkt, daß sie auch im Sommer nur des Nachts aus ihren Höhlen gehen, so bringen sie zum wenigsten drey Viertel ihres Lebens unter der Erde zu.

Man fängt sie entweder mit Fang-eisen, die man vor ihren Höhlen aufstellt, oder mit besonders dazu abgerichteten Dachshunden, die in den Bau hineinkriechen, und sie heraustreiben. An dem Ausgang der Höhle erwarten dann andere Hunde den Dachs, die aber ohne Hülfe des Jägers nicht leicht

mit ihm fertig werden. Er wirft sich auf dem Rücken, hauet und beißt mit seinen scharfen Klauen und Zähnen um sich, daß sie ihn nicht wohl beykommen können. Zudem schützt ihn sein dickes zottiges Fell.

Das Dachsfleisch wird an mehreren Orten, z. B. in der Schweitz und in Frankreich gegessen, es ist sehr weichlich und süßlich, und muß daher scharf gesalzen und gewürzt werden. Dem Schweinefleisch kommt es im Geschmack am nächsten. Das Fett wird in den Apotheken gebraucht. Auch wird folgender Nutzen davon für sicher angegeben: Wenn man den Pferden die Haare ausrauft, und dann den unbehaarten Theil mit Dachsfett, welches mit halbgeläuterten Honig vermischt ist, beschmiert, so wachsen weiße Haare an diesen Stellen. So kann man beliebig Schecken machen. Von den Haaren macht man Pinsel. Die Felle gehören zwar zu dem gemeinen Pelzwerk, sie sind aber so dicht, daß kein Regen durchdringt, und schicken sich daher sehr gut zum Beschlagen der Reisekoffer, zu Ranzen, Jägertaschen, Fußsäcken, Pferdekumpten und dergleichen.

Der Marder. Mustela.

Der Zobel.

Von diesem Thiergeschlecht gibt es mehrere Gattungen und Arten. Sie haben einen gestreckten Leib und Hals, einen platten und kleinen Kopf und kurze Beine.

Das schönste und berühmteste dieses Geschlechts ist der Zobel, Mustela zibellina, der in Sibirien und dem nördlichen China wohnt. Er ist kleiner als der gemeine Marder, nährt sich sowohl von Thieren, als

Gewächsen, hält sich auf Bäumen auf, und ist sehr geschwind und listig. Die gewöhnliche Farbe ist schwarzbraun, es gibt aber auch ganz schwarze. Der Werth der Felle ist nach der Güte verschieden. Er steigt in Rußland von zwey bis hundert siebenzig Rubel und drüber für das Paar. Ein schwarzes Fell, wenn die schwarze Farbe auch nur vier Finger breit geht, gilt zuweilen sechzig Thaler. Sie werden jetzt immer seltner. Man schießt sie mit stumpfen Bolzen, oder fängt sie in Fallen. Noch kostbarer soll das rothgelbe Fell des Goldmarders seyn, den man in Canada antrifft.

Die gemeinen Marder theilt man ein in Steinmarder (Hausmarder, Mustela folna) und Baummarder (Feldmarder, Mustela martes). Bey jenen ist die Kehle und der Hals unten weiß, der Kopf kastanienbraun, der übrige Theil des Leibes schwarzbraun. Er hat einen langen Schwanz mit zottigten Haaren. Man trift ihn in gemäßigten Gegenden von Europa und Asien an. Steinhaufen, alte Gemäuer und Gebäude sind sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er hüpft und springt mehr als er geht, kann geschickt klettern, und durch sehr enge Löcher schlüpfen. Nur in der Dunkelheit schleicht er seinem Raube nach. Er frißt nicht nur Federvieh, sondern fängt auch Mäuse, Ratten und Maulwürfe. Mit Hanfsaamen kann man ihn locken; auch nascht er gern süße Kirschen; daher man oft des Morgens einen Baum geplündert sieht, der des Abends noch ganz voll hing. Vorzüglich trift dieß die in der Nähe eines Stalles befindlichen Bäume. In die Eyer weiß er sehr geschickt ein Loch zu beißen und sie dann auszusaufen. Das Weibchen bringt jährlich mehr als einmahl Junge: jedesmahl sieben bis acht.

Der Baummarder unterscheidet sich von jenem durch eine rothgelbe, feuerfarbne Kehle und etwas

längere Füße. Er wohnt in hohlen Bäumen und dicken Wäldern und überfällt des Nachts Eichhörner, Vögel u. s. w. Im Winter nähert er sich bewohnten Oertern, und dringt in Hühner- und Taubenhäuser. Das Weibchen bringt im April sechs bis acht Junge. Man findet ihn in nordlichen Ländern in erstaunlicher Menge. In Nordamerika verkaufte man schon ineinem Jahr über zwölftausend Felle.

Man fängt sie gemeiniglich in Fallen, um das Fell zu schonen. Wenn nun ein Marder eine solche Falle findet, so legt er seine Losung (Koth) dabey, und sieht den andern Tag wieder zu, ab sie noch unverrückt da liegt. Alsdann erst wagt er es die Lockspeise zu kosten.

Die Marderfelle rechnet man mit zu dem edlern Peltzwerk. Sie werden zuweilen gefärbt. Den nach Bisam riechenden Koth dieser Thiere gebraucht man theils zur Verfälschung des ächten Bisams, theils zum Räuchern.

Das Frettchen (Mustela furo), sieht weißgelblich aus, und der Stern im Auge ist blutroth. Ursprünglich stammt es aus Afrika, wo es die Spanier zur Vertilgung der Kaninchen herhohlten, gegen welche es einen natürlichen Haß hat. Es verträgt keine Kälte, und wird in Häusern zur Kaninchenjagd erzogen und abgerichtet. Man hält es in Kisten, wo man ihm eine Lage von Werg bereitet. Es frißt Kleie, Brod, Milch und dergleichen. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und wirft des Jahrs zweymahl, jedesmahl fünf bis acht Junge. Den Tag über schläft es meistens. Man kann es auch zur Zerstöhrung der Vogelnester in hohlen Bäumen gebrauchen. Es hat einen widrigen Geruch

Das große Wiesel, (Hermelin, Mustela erminea) führt diesen Nahmen nur im Gegensatz des ge-

meinen Wiesels (Mustela vulgaris), denn es ist etwas kleiner als das Frettchen, und ohngefähr zehn Zoll lang. Im Sommer ist es aber ganz weiß, die Schwanzspitze ausgenommen, welche pechschwarz ist, und dann heißt es eigentlich Hermelin. Es findet sich in den nördlichen Ländern, hauptsächlich in Rußland, Norwegen und Lappland, nährt sich von Vögelu, Mäusen u. s. w., ist außerordentlich wild, und läßt sich gar nicht zähmen. Die Lappländer fangen es in einer Art von Mausefalle. Das Fell wurde ehemahls weit höher geachtet, als jetzo. Am kostbarsten sind die Pelze, welche aus lauter Hermelinschwänzen zusammengesetzt sind. Die Kürschner wissen sie aus Kaninchen = und andern Fellen sehr gut nachzumachen.

Das gemeine Wiesel wird nur sechs bis sieben Zoll lang, ist oben rothgelblich, unten weiß, und ändert die Farbe im Winter auch, da es matt weiß aussieht. Man hält seinen Biß für giftig, welches aber falsch ist. In gemäßigten Ländern wird es sehr häufig angetroffen. Es frißt junge Hühner, Eyer, Tauben, Sperlinge, aber auch Ratten und Mäuse vertilgt es, noch besser als eine Katze. Zu dem Ende hält es sich gewöhnlich im Winter auf Kornböden, in Ställen und Scheunen auf. Man fängt es in Fallen und mit vergifteten Eyern. Das Fell gibt nur gemeines Pelzwerk.

In Ansehung der Gestalt und Lebensart gleicht der Iltis (Mustela putorius), dem Marder am meisten, doch hat er einen dickern Kopf und eine spitzigere Schnauze, ist auch etwas kleiner. Das Fell ist dunkelbraun, der Mund und der Rand der Ohren weiß. Es gibt einen unangenehmen Geruch von sich, und heißt deßhalb auch Stänkerratz oder Teufelskind. Wenn er böse wird, ist dieser Geruch am

ärgsten. Das Weibchen wirft im April sechs bis acht Junge. Im Sommer halten sie sich in Kaninchenhöhlen und Baumstämmen auf, und stellen den Rebhühnern, Fasanen und Wachteln u. s. w. nach. Ein paar Iltisse können eine ganze Heerde Kaninchen in kurzer Zeit ausrotten. Im Winter verbergen sie sich auf Höfen unter Holzstößen und Steinhaufen, wo sie dem Federvieh eben so gefährlich werden, als die Marder. Doch nützen sie auch durch Wegfangung der Ratten und Mäuse. Honig ist ein Leckerbissen für sie. Man körnt sie mit den Eingeweiden von Hühnern, und fängt sie mit Fuchsfallen. Man will bemerkt haben, daß sie das Wetzen mit Messern auf einem Sandsteine nicht leiden können, sondern wüthend aus ihren Schlupfwinkeln hervorspringen, da man sie denn schießen kann. Ihr Fell wird des Gestanks wegen nicht sehr gebraucht.

Dem Iltis ist das Nordamerikanische Stinkthier (Viverra putorius) ähnlich, so wie überhaupt das ganze Geschlecht der Viverren dem Mardergeschlecht in der Gestalt und Lebensart nahe kommt. Bey dem Stinkthier sind fünf weiße Streifen der Länge nach über den schwarzbraunen Rücken gezogen, welches ihm ein ausgezeichnetes Ansehen gibt. In einer Blase am Hintern hat es einen entsetzlich stinkenden Saft, den es seinen Feinden, wenn es verfolgt wird, drey Klaftern weit entgegenspritzen kann. Er verpestet die Luft hundert Schritte weit, und versetzt dem Odem. Kein Hund verfolgt das Thier weiter, wenn es diesen Saft von sich gelassen hat.

Aus demselben Geschlecht sind noch die Ziebethkatze (Viverra zibetha) und der Ichneumon, (Viverra ichneumon) zu bemerken. Jene ist etwas größer als der Iltis, hat einen langen schwarz geringelten Katzenschwanz, einen grauen Rücken mit schwarzen

Streifen, und einen Kopf, der dem Fuchskopf ähnelt. Sie ist in Asien und Afrika zu Hause. In der Lebensart kommt sie mit dem Iltis und Marder überein. Bey diesem Thiere befindet sich zwischen dem After und den Geburtstheilen, sowohl bey dem Männchen als Weibchen, eine Oeffnung, welche sich in zwey Säckchen endigt, und hierein sammlet sich eine starkriechende Materie, die wöchentlich einigemahl von selbst herausfließt, wenn man sie ihm nicht nimmt. Nicht nur des balsamischen Geruchs, sondern auch der mediciniſchen Kräfte wegen, die ihm Einige zuschreiben, ist der Zibeth (so nennt man diese Materie) ein Gegenstand des Handels geworden. Man hat daher schon längst diese Thiere gezähmt, und mit vielen Kosten unterhalten. Doch wird der Zibeth in Europa jetzt lange nicht mehr so gesucht, wie ehemahls. Den stärksten Handel treibt man noch damit in Indien und in der Levante. Holland hat bisher auch Zibeththiere unterhalten, und den besten und reinsten Zibeth geliefert. Man sperrt jedes Thier einzeln in einen engen Käfich, wo es sich nicht umdrehen kann, futtert es mit Milch, Fleisch, Eyern, Mehlspeisen, Reis und dergleichen. Je besser und reichlicher das Futter, desto mehr und bessern Zibeth bekommt man. Alle zwey oder drey Tage öffnet mau den Käfig von hinten, packt das Thier beym Schwanz fest, und nimmt sodann mit einem kleinen hölzernen Löffel den Zibeth aus der oben genannten Oeffnung heraus. Man bekommt jedesmahl kaum ein halb Loth. Der gute ächte Zibeth sieht weiß aus wie Schmeer; wenn er lange liegt oder verfälscht ist, sieht er gelblich und wird dann immer dunkler. Er ist schmierig wie Butter. Man braucht ihn zum Parfümiren, zur Zusammensetzung verschiedener Balsame und sonst in der Arzeney.

Der Ichneumon (auch Pharaonsratte) ist in seinem ganzen äußern Wesen dem Iltis überaus-ähnlich; an Farbe aber weißlich und schwarzgrau gefleckt; die Haare steif und fast borstenförmig. Diese Thiere wohnen in Ostindien, vorzüglich aber in Egypten. Sie fressen Mäuse, Vögel, Eyer, Schlangen und dergleichen. Eben wegen ihrer Begierde nach Eyern überhaupt: suchen sie auch die Krokodileyer im Sande auf, und verzehren sie. An die Krokodile selbst wagen sie sich nicht, es müßten etwa ganz junge seyn. Die Erzählung, daß sie den alten Krokodilen in den offnen Rachen kröchen, und von da weiter in den Bauch, wo sie die Eingeweide zerfräßen u. s. w., ist ganz ungegründet. Auch werden sie in Egypten nicht als Hausthiere gehalten, weil sie dem Federvieh und andern kleinen Thieren eben so gefährlich sind, als die Iltisse. Indessen sind sie doch von den alten Egyptern sehr verehrt und für heilig gehalten worden, da sie auch so viele schädliche Thiere vertilgen.

Das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris.

Man zählt schon etliche zwanzig Arten von diesem Geschlecht. Alle haben einen langen haarigen Schwanz, den sie auf den Rücken legen, und der in dieser Lage von fern fast wie der Schwanz eines Haushahns aussieht. Auch halten sie sich die meiste Zeit auf Bäumen auf, und kommen selten auf die Erde herab, denn sie können von einem Baume zum andern ziemlich weit springen. Von ihrem Aufenthalte auf den Eichen ist vermuthlich der Nahme entstanden.

Einige Arten in Rußland und Nordamerika haben ein schlappes Fell (Flughaut) von den Vorderfüßen nach den Hinterfüßen zu, welches ihr Springen von einem Baum zum andern sehr erleichtert. Man nennt sie daher fliegende Eichhörner, ob sie gleich nicht wie die Vögel, oder wie die Fledermäuse, in der Luft umher zu fliegen im Stande sind. Denn sie können nie aufwärts, nicht einmahl recht horizontal, sondern nur schiefunterwärts mit Hülfe dieser Haut setzen, jedoch weiter, als andere, welche diese Haut nicht haben.

Das gemeine Eichhorn ist fuchsroth, und hat an den Spitzen der Ohren einen Haarbüschel. Es wird in Europa, Asien und dem nordlichen Amerika angetroffen. Auch findet man in nordlichen Ländern schwarze, weiße (wiewohl seltner), und solche, die im Sommer die gewöhnliche rothe Farbe haben, im Winter aber grau werden. Von diesen letztern heißen die Felle Grauwerk, und der Bauch insbesondere Vehwam.

Diese Thiercher sind insgesammt wohlgebildet, lebhaft, flink, possirlich, haben schöne muntere Augen, lieben die Reinlichkeit, und lassen sich zähmen und zu verschiedenen Künsten abrichten, ob sie gleich von Natur scheu und wild sind; dennoch bleiben sie aber boshaft und beißig, und ihr Biß ist zuweilen äußerst gefährlich. Ihre Nahrung besteht in Knospen, Kernfrüchten und Saamen der Bäume, z. B. Tannzapfen, wovon sie sich einen Vorrath auf dem Winter in die Erde verscharren. Wo sie in großer Menge sind, da ist der Schaden beträchtlich, den sie hiedurch in den Forsten anrichten; sie werden daher vorzüglich in den Fichten = und Tannenwäldern nicht gern gelitten. Obgleich Nüsse und Kernfrüchte ihre Lieblingsspeisen sind: so vertragen sie doch Pfirsichen und Aprikosen nicht, sondern sterben von dem Genuß

derselben. Ihr Nest machen sie, wie die Vögel, auf Bäumen, meistens auf Tannen und Eichen, von Reisern, Laub und Moos mit einer schmalen Oeffnung, oben drüber ein kegelförmiges Dach. Sie sollen ein Vorgefühl von einer Veränderung des Wetters haben, und sich bey bevorstehendem Sturm und Ungewitter in ihr Nest begeben und die Oeffnung verstopfen, wo der Sturm herkommt; auf der entgegenstehenden Seite aber ein Luftloch machen. Im Winter legen sie ihr Nest unten neben dem Stamm in den Tannen- und Fichtenflechten an. Das Weibchen bringt im April drey bis fünf Junge zur Welt Sie leben höchstens zehn Jahr.

Das Fleisch der Eichhörnchen kann gegessen werden, ihr Fell benutzt man zu Peltzwerk, und die Haare zu Pinseln.

Der Hamster, Mus cricetus.

Der Hamster ist so groß wie eine Ratte, (wie er denn auch zum Geschlecht der Mäuse gerechnet wird) hat aber einen größern Kopf, und einen viel kürzern und halb kahlen Schwanz. Die Hauptfarbe des Körpers ist rothgelb, aber der Bauch ist allezeit schwarz. Auch sieht man zuweilen ganz schwarze Hamster, vornehmlich in Rußland. An jeder Seite des Unterkinnbackens hat der Hamster einen Beutel, dessen Oeffnung sich im Munde befindet, und in welchen er das Futter einnimmt, welches er verwahren und wegtragen will. Jeder Beutel kann drey bis vier Loth Getraide fassen. Er ist das einzige Thier in Europa, das dergleichen Backentaschen hat.

Der Hamster.

Zu seinem Aufenthalte wählt er gern einen leichten, aber doch fruchtbaren Boden, wo er ohne viele Mühe einen festen Bau anlegen, und Uiberfluß an Lebensmitteln erwarten kann. Weder zu warme, noch zu kalte Länder sind seiner Nahrung angemessen. Man findet ihn an mehreren Orten in Teutschland, am häufigsten in Thüringen, ferner in Pohlen im südlichen Sibirien, und in der Ukraine.

Jeder Hamster macht sich seine eigene Wohnung drey bis vier Fuß tief unter der Erde. Sie besteht aus mehrern Abtheilungen, davon eine zum eigentlichen Aufenthalt, die andere zur Vorrathskammer u. s. w. bestimmt ist. Diese einsame Lebensart ist eine Folge ihres zänkischen Charakters und wüthenden Zorns. Denn selbst das Männchen und Weibchen vertragen sich nur die kurze Zeit da ihre Brunst dauert. Wenn sie nachher zusammen kommen, beißen sie sich grimmig herum, eins tödtet oft das andere und frißt es auf. Im Aprill paaren sie sich das erstemahl, das Männchen geht in die Höhle des Weibchens und bleibt etliche Tage darinn. Das Weibchen trägt vier Wochen, wirft niemahls unter sechs, zuweilen sechzehn bis achtzehn Junge. Nach drey Wochen trennen sich diese von der Mutter, und fangen ihre eigene Oekonomie an, werden auch bald selbst fruchtbar. Jedes Weibchen wirft des Jahrs zwey bis dreymahl. Sie erreichen überhaupt etwan ein Alter von drey bis vier Jahren. Man kann also auf die ungeheure Vermehrung schließen. Im Gothaischen wurden auch schon in einem Jahre sieben und zwanzig tausend Stück gefangen.

Sie nähren sich von allerley Kräutern, Wurzeln, Getraidearten, Bohnen, Erbsen; auch kleinere Thiere, die sie bezwingen können, fressen sie. In ihren Vorrathskammern findet man zuweilen

sechzig bis hundert Pfund Getraide, wovon sie im Herbst und im Frühjahr zehren, denn im Winter erstarren sie. Mit Anfang des Herbsts machen sie ihre Höhlen zu.

So klein die Hamster sind, so kühn macht sie doch ihre Wuth. Sie wehren sich gegen Hunde, die nicht selten den Kürzern ziehen, ja sie fallen in der Hitze sogar Menschen und Pferde an. Die gewöhnlichste Art, sie zu fangen, ist das Aufgraben, da man zugleich einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Getraide findet.

Man benutzt von ihnen hauptsächlich nur das Fell, welches ein ganz gutes Pelzwerk gibt, aber doch in geringem Preise steht. Man verkauft das Stück höchstens zu drey bis vier Pfennigen.

Die Ratte. Mus rattus.

Dieß unter uns genugsam bekannte Thier sieht an dem obern Theil des Leibes schwarzgrau, am Bauche hellgrau aus, und hat einen fast ganz kahlen, in schuppigte Ringe getheilten Schwanz, der länger ist als der ganze Leib. Es findet sich überall in Europa, die sehr kalten Länder ausgenommen, und durch die Schiffe ist es nunmehr auch in die übrigen Erdtheile verbreitet worden.

Es gibt auch Wasserratten, die an Flüssen, Bächen und Teichen leben, und sich von kleinen Fischen, Fischlaich, Fröschen, Wasser-insekten ꝛc. nähren. Der Schwanz ist behaart, nur halb so lang als der Leib, und die Ohren sind kaum zu sehen. Sie wohnen in der Erde.

Die Ratte.

Die Ratten machen ihre Nester gern in Scheunen, Ställen, auf Korn- und Obstböden, wo sie ihre Nahrung in der Nähe haben, und zugleich gegen Kälte gesichert sind. Sie können gut klettern, hoch springen, und auf den Hinterbeinen Sitzen, wie die Eichhörnchen.

Sie hecken im Jahr mehr als einmahl, und bringen in jeder Hecke fünf bis sechs Junge. Außer dem Getraide und andern Lebensmitteln, welche die Menschen für sich selbst gesammelt haben, fressen sie auch kleine Vögel, junge Kaninchen und dergleichen. Sie zernagen Kleider und Hausgeräth, und durchlöchern Holz und Mauern. Auch den Gartenfrüchten, besonders den Weintrauben, stellen sie nach. Ihr eigenes Geschlecht ist vor ihrer Gefräßigkeit nicht sicher, denn wenn ihre Anzahl so überhand genommen hat, daß es ihnen an Nahrung fehlt, so fressen sie sich einander selbst. Dieses Mittel zur Verminderung schädlicher Thiere, welches die Vorsehung selbst veranstaltet, hilft schleuniger, als alle menschliche Anstalten. Eben dieses thun auch noch andere Gattungen des Mäusegeschlechts.

Weil sie nirgends gegen Mangel besser geschützt sind, als in der Nachbarschaft von Menschen, so ziehen sie diesen überall nach. Sie gehen mit zu Schiff, wenn die Ladung hineingebracht ist; landet das Schiff und ladet aus, so verlassen sie es; kehren aber wieder dahin zurück, sobald es nur Fracht eingenommen hat. Den Bergleuten folgen sie sogar in die Schachten nach. In bewohnte Zimmer kommen sie jedoch seltner, als die Mäuse. Zuweilen treibt sie der Durst dahin, denn sie saufen viel, und machen allerley lustige Sprünge, wenn sie ein Gefäß mit Wasser finden. Durch das Geräusch, welches größer ist, als man von einem solchen Thiere vermuthen sollte, durch ihr Schnarchen und Pruhsten, ha-

ben sie schon mehrmahls gräßliche Erzählungen von Gespenstererscheinungen veranlaßt. Dabey besitzen sie die Geschicklichkeit, sich so zusammen zu wickeln und zu verstecken, daß man oft am Tage vergeblich nach dem wahren Urheber des nächtlichen Gepolters sucht. Man weiß auch Beyspiele, daß sie schlafende Menschen benagt haben.

Gegen ihre Jungen beweisen die Mütter viel Zärtlichkeit, und vertheidigen sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Man hat aber auch gesehen, daß die jüngern Ratten den alten und unvermögenden Futter zutragen. Wider einen Angriff vertheidigen sie sich herzhaft. Nur großen und geübten Katzen müssen sie unterliegen. Aber vom Wiesel werden sie leicht bezwungen und getödtet.

Oftmahls verwickeln sich acht, zehn oder mehrere Ratten mit ihren langen Schwänzen dergestalt in einander, daß sie nicht wieder loskommen können; es sey nun, das dieß bey einem Kampf, oder bey einer andern Gelegenheit geschieht. Einen solchen Haufen verwickelter Ratten nennt die gemeine Sprache einen Rattenkönig, und der Aberglaube träumt von der Entstehung und den Absichten desselben gar wunderliche Dinge. Einige halten die Erzählung vom Rattenkönige für eine bloße Fabel.

Zur Vertilgung dieser beschwerlichen Gäste gibt man verschiedene Mittel an. Man nimmt z. B. zerstoßne Krähen-Augen, macht sie mit Butter oder Schmalz zu einem Teig, wickelt davon einer Haselnuß groß in ein Stückchen Papier, und legt es an den Ort, wo nur die Ratten und nicht leicht ein anderes Thier hinkommt. Oder man fängt etliche lebendig, taucht sie bis an den Hals in sehr dünnen mit Fischthran vermischten Wagentheer, und läßt

sie dann so laufen. Dieser Geruch ist ihnen unausstehlich, sie laufen nicht nur selbst voll Angst und Verzweiflung in allen ihren Löchern umher, sondern vertreiben auch damit ihre Kameraden, indem sie den Geruch überall verbreiten. Noch eine sonderbare Methode, Ratten und Mäuse zu vertilgen, hat ein Landwirth durch eigene Erfahrung probat gefunden. Man fängt eine lebendige Ratte, setzt sie in einen wohlverwahrten Käfig, läßt sie eine Zeitlang hungern, und wirft ihr dann lebendige Mäuse und Ratten zum Fraße vor. Der wüthende Hunger zwingt jene, sich dieser bald zu bemächtigen. Wenn man dieß einige Zeit fortgesetzt hat, so thut sie endlich aus Appetit, was sie anfangs nur aus Noth that, und wird also ein vollkommenes Raubthier. Sobald man dieß bemerkt, gibt man ihr die Freyheit wieder, da sie dann ihre gewohnte Beute in allen Schlupfwinkeln aufsuchet und tödtet.

Nutzen haben wir zunächst von diesen Thieren nicht. Nur in der größten Hungersnoth, besonders auf langen Seereisen, ißt man ihr Fleisch. Das Fell wird nicht geachtet.

Noch eine merkwürdige Gattung ist die Wanderratte (Sürmülot, (Mus decumanus), welche hier angezeigt zu werden verdient. Sie ist größer als die gemeine schwarze Ratte, und sieht auf dem Rücken fuchsbraun aus, unter dem Bauche weißgrau. Erst in diesem Jahrhundert soll sie in Europa bekannt, und durch ostindische Schiffe hieher gebracht worden seyn. Ihre Höhlen macht sie in der Erde, aber gern am Ufer des Wassers; sie kann auch schwimmen, wie die Wassermaus, und zieht, vornehmlich des Nachts, von einem Orte zum audern (daher der Nahme Wanderratte), der Erfahrung nach vom Abend gegen Morgen. Sie vermehrt sich erstaunlich, denn sie wirft des Jahrs dreymahl, und

und jedesmahl 13 bis 21 Jungen. Die Kühnheit dieses Thiers ist so groß, daß sie sich gegen Hunde und Menschen wehren. Katzen wagen sich gar nicht an sie, auch vertreiben sie alle Hausratten, welche weichen, wo jene hinkommen. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Getraide und allen Viktualien; sie tödten das junge Federvieh, und richten in den Häusern große Verwüstungen an, indem sie Wände durchwühlen, Kleider zerfressen ꝛc. Doch kommen sie nie in die obern Zimmer und auf die Kornböden. Sie lassen sich schwer fangen, weil sie die Witterung von Menschen haben, und die mit blossen Händen aufgestellten Fallen meiden. Wenn man aber Handschuhe anzieht, oder die Hände mit Zwiebeln reibt, ehe man die Fallen betastet, so gehen sie hinein. Abgeschälte Zuckerwurzeln, gebratene Zwiebel und Speck sind die besten Lockspeise für sie. Sie haben sich jetzt in ganz Teutschland ausgebreitet, und finden sich besonders auf dem Harze sehr häufig. In Petersburg sollen fast alle Häuser von ihnen untergraben seyn.

Die Maus, Mus.

Rellmaus. Große Haselmaus.

In der äußern Bildung hat die gemeine Maus mit der Ratte viel Aehnlichkeit, sie ist aber weit kleiner, als diese, uud sieht gewöhnlich oben fahl und am Bauche weißlich aus. Von den etlichen vierzig Arten derselben bemerken wir nur folgende;

Die Rellmaus, (Mus glis, s. glis esculentus) ist dicker als eine Ratte, hat auch einen stärkern

und zottigten Schwanz. Man findet dieß Thier in dem südlichen Europa, in Spanien, Frankreich und Italien am häufigsten, in Teutschland seltner. Es wohnt auf Anhöhen im Walde, wo es sich sein Lager in hohlen Bäumen oder auch in der Erde macht, und sich von Bucheln, Eicheln, Kastanien, Haselnüssen u. s. w. nährt. Uiberhaupt kommt es in der Lebensart mit dem Eichhörnchen überein. In Italien wird das Fleisch desselben gegessen. Den Winter bringt es in einer Erstarrung zu, und weil man ehemals glaubte, daß es gerade sieben Monate nach einander schlafe, so gab man ihm den bekannten Namen Siebenschläfer. Allein dieses Wort bedeutet auch überhaupt nur einen Langschläfer, nach einer Anspielung auf die beruffene Fabel von den Siebenschläfern, deren Andenken durch die Kalender noch immer erhalten wird.

Die große Haselmaus (Mus avellanarum major), etwas kleiner als die Vorige, hat keinen so langhaarigten Schwanz und einen rothfahlen Rücken. Sie lebt mehrentheils in Gärten, nistet in den Löchern der Mauern, und thut den Gartenfrüchten, besonders den Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln u. s. w. großen Schaden, klettert an die Geländer oder auf die Bäume selbst hinauf, und trägt sich einen Vorrath in seine Wohnung ein; auch in hohlen Bäumen halten sie sich auf. Im Winter erstarren sie, wie die Siebenschläfer

Die kleine Haselmaus (Mus avellanarum minor) von der Größe der gemeinen Hausmaus, doch etwas dicker, hat große lebhafte Augen, und einen ziemlich haarigten Schwanz. Sie hält sich nur in Wäldern auf, nährt sich von Haselnüssen u. s. w. und macht ihr Nest zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches von Blättern, Moos und Kräuter. Sie frißt sitzend wie ein Eichhörnchen,

und beträgt sich auch eben so possierlich und lustig. Außer der Heckezeit wohnt sie gewöhnlich in hohlen Bäumen. Den Winterschlaf hat sie mit den vorigen gemein. Sie bereitet sich dazu eine runde Hülse von Tannennadeln und dergleichen, wo sie sich hineinlegt.

Die Feldmaus (Mus arvalis), davon es wieder verschiedene Arten gibt, große und kleine und andere Abänderungen. Sie vermehren sich fürchterlich und werden öfters zur Landplage. Die Grosse schadet besonders der Holzsaat und den jungen Pflanzungen. Getraide und Feldfrüchte sind ihre vornehmste Nahrung.

Die Spitzmaus (Sorex araneus), zu einem eigenen Geschlechte gehörig, ist nicht so groß als die gemeine Maus, hat einen gestreckten Kopf und eine rüsselförmige Schnanze. Die Augen sind sehr klein. Sie wohnt unter der Erde und frißt Insekten und Gewürme. Ihr Geruch ist widrig, deßhalb fressen sie die Katzen nicht, ob sie gleich dieselben tödten. In Sibirien gibt es eine Art Spitzmäuse, welche die kleinsten vierfüßigen Thiere sind, die man bis jetzt kennt. Eine völlig ausgewachsene wiegt nur ein halbes Quentchen.

Die Blindmaus (Mus typhtus), in Pohlen und Rußland, hat keine Augenöffnung, auch sieht man kein äusseres Ohr und keinen Schwanz. Doch findet man an der Stelle, wo die Augen seyn sollten, unter der Haut kleine Augäpfel. Sie wird so groß wie eine Ratte, und lebt in Löchern unter der Erde.

Der Springer (Erdhaase, Mus jaculus) in Asien und Nordafrika einheimisch, lebt ebenfalls unter der Erde, und kommt nur des Nachts zum Vorschein. Er ist ohngefähr so groß wie eine Ratte, hat kurze Vorderbeine und sehr lange Hinterbeine, springt wie eine Heuschrecke sieben bis acht Fuß weit, und so schnell, daß ihn kaum ein Pferd einhohlen

kann. Es gibt auch noch eine Art von der Größe eines Kaninchens, welche diese Gestalt und Eigenschaften hat.

Der Lemming (Mus lemmus) im nördlichen Europa, vorzüglich in Schweden und Norwegen berühmt durch seine Wanderungen, die er alle zehn bis zwanzig Jahr anstellt. Er erreicht ebenfalls die Größe einer Ratte, ist schwarz, weiß und gelblich gefleckt, hat eine bellende Stimme, und richtet entsetzliche Verwüstungen in den Getraidefeldern an. Bey einem bevorstehenden strengen Winter, oder wenn ihre Anzahl sich zu stark angehäuft hat, versammeln sie sich zu vielen tausenden, und ziehen in andere Gegenden. Auf diesem Zuge gehen sie überall gerade durch; kommen sie an ein Wasser, so schwimmen sie hinüber; begegnet ihnen ein Fahrzeug, so klettern sie auf der einen Seite hinan und auf der andern steigen sie wieder herunter. Hohe Felsen umgehen sie, aber doch so, daß sie auf der entgegenstehenden Seite in gerader Linie wieder fortwandern. Sie sind sehr zornig, und widersetzen sich mit vieler Wuth, wenn sie angegriffen werden. Sie haben aber auch an Raubvögeln und andern Thieren mächtige Feinde und fressen einander selbst auf.

Die unter uns bekannteste und gewöhnlichste ist die Hausmaus (Mus musculus), ein munteres, furchtsames, schlaues Thierchen. Der obere Theil des Leibes ist aschgrau, der Bauch weißlich, ganz weiße sieht man selten. Sie vermehrt sich noch stärker, als die Ratte, heckt fast alle Monath, sogar im Winter, und bringt jedesmahl fünf bis sechs Junge, die in vierzehn Tagen schon ihre Nahrung selbst suchen. Wie beschwerlich sie sind, besonders wo sie überhand genommen haben, ist bekannt genug. Es fehlt aber auch nicht an Mitteln, sie zu vertilgen,

oder wenigstens sie zu vermindern und einzuschränken. Man fängt sie in Fallen, oder setzt ihnen Gift, womit man jedoch vorsichtig seyn muß, denn eine vergiftete Maus geräth zuweilen noch über Eßwaaren oder Getränke, deren Genuß nachher Menschen und anderem Vieh gefährlich werden kann. Weniger hat man zu befürchten, wenn man Kügelchen von Sauerteig und Eisenfeil zu gleichen Theilen vermischt in ihre Löcher wirft, wovon sie ebenfalls sterben sollen. Katzen, Eulen u. s. w. sind ihre natürlichen Feinde. Die Rattenfänger ködern sie entweder durch solche Dinge, deren Geruch sie von weitem herbeyzieht, und tödten sie dann; oder sie vertreiben dieselben mit widrigriechenden Kräutern, Pulvern und Salben. So soll z. B. das Wollkraut und Bilsenkraut den Mäusen unleidlich seyn.

Der Maulwurf, Talpa europaea.

Dieses Thier, welches seinen Nahmen von seiner gewöhnlichen Verrichtung führt, kommt freywillig nicht leicht an das Tageslicht, sondern verlebt die meiste Zeit unter der Erde. Des Nachts geht er aber manchmahl hervor; auch verfolgen sich bisweilen, die Männchen zur Begattungszeit bis über die Erde. Er hat ein schönes, meist glänzend schwarzes, sammtartiges Fell, keine äußere Ohren und so kleine Augen, daß man ihn ehmahls für blind hielt. In Holland gibt es auch weißmarmorirte, in Amerika fuchsrothe und in Afrika goldgelbe; diese letztern heißen daher Goldmaulwürfe. Sonst findet man auch andere Arten, wohl ganz weiße und gefleckte. Der Schwanz des Maulwurfs ist kurz, die Vorderfüße stark, wie Hände gestaltet, und zum Gra-

ben geschickt; der spitzige Kopf endigt sich in einen beweglichen Rüssel. Sein Geruch und Gehör ist scharf. In dürren Wüsten und in kalten Ländern hält er sich nicht. Er nährt sich von allerley Gewürmen, und gräbt und wühlt deshalb beständig in der Erde. Hiedurch wird er zufälligerweise oft schädlich, indem er Dämme durchlöchert, Gewächse mit den Wurzeln heraushebt, Hügel über der Erde aufwirft, welche besonders auf Wiesen sehr nachtheilig sind, und dergleichen mehr. Allein den Pflanzen selbst soll er nicht eigentlich nachstellen. Nützlich wird er uns auch wiederum durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten.

Die Maulwürfe machen sich einen eben so festen als künstlichen Bau, den sie nicht ohne Noth verlassen, und wohin sie jedesmahl nach ihren Streifereyen, die sie der Nahrung wegen in der Nachbarschaft herum thun, wieder zurückkehren. In einem solchen Bau wohnt Männchen und Weibchen beysammen, die sich sehr mit Liebe zugethan sind; alle andre Gesellschaft fliehen sie. Am Schlusse des Winters (den sie größtentheils erstarrt und unthätig zubringen) paaren sie sich, und im May wirft das Weibchen auf ein Lager von Moos und Blättern vier bis fünf Junge. Dieß sind gar drollige Dinger, die nach etlichen Tagen wie die jungen Katzen mit einander spielen.

Ihre Feinde sind die Schlangen, Wiesel, Igel, auch werden sie von manchen Katzen und Hunden belauert, wenn sie aufstoßen. Aber ihr gefährlichster Feind ist das Wasser. Bey Uiberschwemmungen suchen sie sich durch die Flucht zu retten; einige schwimmen nach Anhöhen zu, andere klettern auf die Bäume, die meisten aber kommen um.

Die Mittel, deren sich die Menschen zu ihrer

Vertilgung bedienen, sind mancherley. Man gräbt sie aus mit ihrem ganzen Neste, oder streuet ihnen Giftkugeln, oder legt Schlingen u. s. w. Am leichtesten fängt man sie in Töpfen, die man drey bis vier Zoll tief unter die Oberfläche der Erde gräbt. Sie müssen ziemlich hoch, inwendig glasirt, oben etwas enge und in der Mitte weit seyn. In dieselben wirft man etliche lebendige Krebse oder Würmer, und deckt dann etwas Rasen darüber. Wenn erst einer gefangen ist, so lockt er durch sein Geschrey mehrere herbey, die dann in dieselbe Falle gerathen.

Ihre Felle werden zwar zu Pelzwerk gebraucht, aber doch nicht sonderlich geachtet. Von Johannis bis in den Winter sind sie am besten. Für den gemeinen Mann werden sie an einigen Orten zu Tabacksbeuteln verarbeitet.

Säugethiere. Zweyte Ordnung.

Haus- und Land-Thiere.

Das Kameel.
Das Schaafkameel.
Die Kameelziege.
Das Rennthier.
Das Elent.
Der Elephant.
Das Flußpferd.
Das Nashorn.
Der Tapir.

Reissende Thiere.

Der Löwe.
Der Tiger.
Das Panterthier.
Der Leopard.
Die Unze.
Die Hyäne.
Der Vielfraß.
Der Bär.
Der Elsbär.

Säugethiere, die im Wasser und auf dem Lande leben.

Der Seehund.
Der Seelöwe.
Der Seebär.
Das Seepferd (Wallroß).
Die Seekuh.

Säugethiere, die bloß im Wasser leben.

Der Wallfisch.
Der Nordkaper.
Der Finnfisch.
Der Pottfisch.
Der Narwall.
Das Meerschweiu.

Das Kameel, Camelus.

Die Natur, oder vielmehr die Vorsehung, vertheilte ihre Geschenke auf der Erde mit unparteyischer Hand. Auch für die dürren Sandwüsten Arabiens, so wie für die vor Kälte starrenden Fluren des Nordpols schuf sie ein Thier, in welchem die nutzbaren Eigenschaften aller unsrer Hausthiere beysammen anzutreffen sind. Das einzige Kameel ist dem Araber das, was uns unser Schaaf, unser Rind und unser Pferd ist.

Unter den Thieren finden wir so wenig, als unter den Menschen, Brauchbarkeit immer mit einer schönen Gestalt gepaart. Das Kameel hat zwar eine beträchtliche Größe, woran ihm auch keines unsrer einheimischen Thiere gleichkommt; aber zugleich ein weniger zierliches und gefälliges Ansehen. Daß aber das Pferd deshalb einen natürlichen Abscheu vor dem Kameel habe, ist längst für eine Fabel erkannt worden. Es wird sieben bis acht Fuß hoch, also höher, als das größte Pferd; der Hals und die Füße sind lang und unförmlich, die Hinterbeine haben drey Gelenke, der Rüken ist hökerig, das Haar kurz und schmutzig-weißgrau oder rostfarbig, nur am Halse und Kopfe sind sie etwas länger. An der Brust hat es eine große Schwiele, vier kleinere an den Vorderfüßen und zwey an den Hinterfüßen, welche Schwielen ihm zum Aufstemmen dienen, wenn es sich niederlegt und aufsteht. Man sieht sie schon bey ungebornen Jungen. Unter den Fußsohlen befindet sich ein mit einer dicken Haut überzogner Ballen Fleisch, der wie ein Kissen den beschwerlichen Gang im heissen Sand erleichtert. Der ganze Bau des Körpers, so wie auch die Eigenschaften dieses Geschöpfs sind seiner Bestimmung, ein nützliches Hausthier zu seyn, aufs vollkommenste angemessen.

Das Kameel. Schaafkameel.

Es gibt eigentlich zwey Racen, davon die eine einen Buckel, die andere aber zwey, fast in Gestalt eines Sattels, hat. Das Kameel mit einem Buckel heißt Dromedar (Camelus dromedarius), und das mit zwey Buckeln, ein Trampelthier (Camelus bactrianus), wiewohl einige Schriftsteller diese Nahmen verwechseln. Das erstere ist etwas kleiner und schwächer als das letztere. Beyde aber paaren sich, und zeugen fruchtbare Junge, die man für die stärksten und beßten hält. In den Wüsten Asiens findet man noch hin und wieder wilde, und diese sind muthiger, größer und stärker, als die zahmen, welche überhaupt im ganzen Orient gezogen werden.

Außer diesen beyden Racen, die übrigens in Ansehung ihrer Natur und ihrer Lebensart völlig übereinkommen, trift man auch noch in Amerika zwey dem Kameel ähnliche Thiergattungen an. Die eine ist das Schaafkameel (Camelus pacos) (Vicunna oder Vigogne), beynahe von der Größe und Gestalt der Ziege, aber wegen des langen Halses und der langen Beine dem Kameel ähnlich, doch hat es keinen Höker. Man hat es Schaafkameel genannt, weil es Wolle trägt, die schönste und feinste, die man kennt. Sie hat die Farbe einer vertrockneten Rose, nimmt aber auch jede andere künstliche Farbe an. Das Pfund derselben kostet in Hamburg drey bis vier Thaler, und Tuch davon gemacht, bezahlt man die Elle wohl mit zwanzig Thaler. Diese Thiere leben auf den höchsten Gebirgen in Peru, wo eine reine und kalte Luft herrscht. Man glaubt daher, daß sie auf den Pyrenäen ebenfalls fortkommen würden. Sie lassen sich schwer zähmen, auch sind sie zum Lasttragen und Reiten nicht wohl zu gebrauchen. Man schießt sie, wie Wild, wodurch ihre Anzahl immer mehr und mehr vermindert wird. In ihrem Magen findet man auch zuweilen Bezoar.

Die andere Gattung ist die Kameelziege, (Camelus lacma) (Lama), welche in der Bildung dem Schaafkameel, und also auch der Ziege und dem Kameel gleicht, aber keine Wolle, sondern ein braunes Haar hat und viel größer ist. Sie erreicht die Höhe eines mittelmäßigen Esels, und dient auch eben so wie dieser zum Lasttragen, indem man sie schon seit Jahrhunderten zum Hausthier gemacht hat. In den reichen Minen zu Potosi werden beständig etliche hundert tausend zum Tragen unterhalten. Eine trägt höchstens hundert und funfzig Pfund. Wenn man sie überladet, legt sie sich nieder, und ist auch durch die härtesten Schläge nicht wieder zum Aufstehen zu bringen. Man muß sie gleich auf der Stelle schlachten. Ihr Fleisch wird gegessen. Sie sind geduldig, leicht zu regieren und sanft. Werden sie ja durch wiederhohlte Mißhandlungen aufgebracht, so sprützen sie auf ihren Feind einen scharfen ätzenden Saft, welcher einen Ausschlag auf der Haut verursacht.

Das Kameel selbst ist seit undenklichen Zeiten das wichtigste Hausthier im ganzen Orient. Des Arabers Reichthum besteht hauptsächlich in der Zahl seiner Kameele; auch ist der Preis desselben ansehnlich genug, denn eins der beßten wird nicht unter hundert Thaler verkauft. Es dient sowohl zum Tragen als zum Reiten, zum Theil auch zum Ziehen. Eine Last von zwölf bis dreyzehnhundert Pfund ist einem völlig ausgewachsnen nicht zu schwer. Es geht dabey in einem sanften Trabe täglich zwölf Meilen. Der Dromedar ist noch schneller als das Trampelthier, und wird daher hauptsächlich zum Reiten gebraucht; er geht einen so raschen Trab, daß ein Pferd ihm nicht anders als im vollen Galopp folgen kann. In einem Tage legt er zwölf bis funfzehn Meilen zurück. Die Kameeltreiber gewöhnen ihre Thiere, daß sie auf ein gegebenes Zeichen sich niederlegen, um

die Last sich aufladen zu lassen, und auf ein andres Zeichen wieder aufstehen. Auch lehrt man sie nach gewissen Tönen in einer Art von Takt zu schreiten, da sie denn nach Verschiedenheit dieser Töne bald langsamer, bald schneller laufen. Uiberhaupt scheinen sie sich an der Musik sehr zu vergnügen. Durch Peitsche und Sporn ist nichts auszurichten, wenn sie nicht mehr fort wollen; aber Musik ermuntert sie, ihre letzten Kräfte anzustrengen. Man bedient sich gewöhnlich der Flöten dazu.

In der Nahrung ist das Kameel sehr genügsam. Es frißt gern Disteln, wie der Esel, und allerley stachlichte Gewächse, daher die Natur es mit knorplichten Lippen und Zahnfleisch versehen hat. In Einer Stunde nimmt es so viel zu sich, daß es darnach vier und zwanzig Stunden hungern kann. Sonderbar ist es, daß das Kameel den Buchsbaum liebt, der ihm doch tödtlich ist. Da man in den Wüsteneyen des Orients oft mehrere Tagereisen macht, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, so ist es eine besonders weise Einrichtung des Schöpfers, daß dieß Thier acht Tage und länger dursten kann. Es hat zu dem Ende außer den gewöhnlichen vier Abtheilungen des Magens, welche man bey allen wiederkäuenden Thieren antrift, noch ein fünftes sehr großes Behältniß, worin es einen hinlänglichen Vorrath von Wasser aufbewahren kann. Es säuft daher mit einem Mahle, wenn es Gelegenheit dazu hat, eine ungeheure Menge. Hievon nimmt es täglich nur immer so viel, als es zu seinem Bedürfniß braucht, indem es durch Zusammenziehung der Muskeln in seinen Wanst das Wasser wieder in den Schlund hinaufsteigen läßt, und so seinen Durst löscht. Dabey ist merkwürdig, daß das Wasser in dem Behältniß ganz klar und frisch bleibt und fast gar keinen Nebengeschmack annimmt. Daher auch die Reisenden, wenn sie Mangel an Wasser leiden und kein andres

Mittel wissen, ihr Leben zu erhalten, eins ihrer Kameele niederwerfen und aufschneiden, um sich mit dem in dem Brhältniß befindlichen Wasser zu erfrischen.

So sanftmüthig das Kameel auch ist, und so leicht es sich regieren läßt: so wird es doch in der Brunst selbst seinem Herrn gefährlich. Man pflegt daher die meisten zu verschneiden. Ihre Vermehrung ist nicht sehr stark. Im dritten Jahr werden sie zur Zeugung geschickt, das Weibchen trägt ein volles Jahr, wirft nur Ein Junges, und säuget es beynahe zwey Jahr. Im Frühling verliert es das Haar, und wird so kahl wie ein abgebrühtes Schwein. Alsdann beschmiert man es mit Fett oder Theer gegen den Stich der Insekten. Das höchste Alter desselben steht zwischen vierzig und funfzig Jahr. Man hat auch schon Versuche gemacht, diese nützliche Thiergattung in Teutschland zu erziehen. Die Erzeugung der Jungen glückte zwar; aber sie starben doch mit den Alten nach einiger Zeit. Indessen behaupten Sachverständige, daß es sehr wohl möglich sey, ihre Zucht mit großem Vortheil hier einzuführen.

Man gebraucht von dem Kameel auch die Milch, welche sehr fett ist, und von verschiednen Völkern als ein gewöhnliches Getränk mit Wasser vermischt genossen wird. Auch macht man Branntwein davon. Die Haare, welche freylich schlechter sind, als die Kamelhaare von Angora, werden doch auch zu feinen Hüten und zur Verfertigung einiger kameelartigen Zeuge benutzt. Das Pfund kostet in Teutschland etwan einen Thaler und acht Groschen. Von jungen Kameelen ißt man auch das Fleisch; von alten nur im Nothfall. Die Haut wird zu Leder und Schagrin verarbeitet. Der Mist dient unter andern mit zur Verfertigung des Egyptischen Salmiaks.

Das Rennthier, Ceruus tarandus.

In dem nordlichen Asien und Europa lebt das zweyte ausländische Hausthier, welches den Bewohnern dieser Länder eben so schätzbar und wichtig ist, als das Kameel dem Orient.

Das Rennthier gehört zum Hirschgeschlecht, hat auch in der Bildung, in der Größe und in der Lebensart die meiste Aehnlichkeit mit den Hirschen, den Kopf trägt es aber nicht so hoch, wie der Hirsch, sondern mehr vorwärts gestreckt, wie das Rind; auch ist der Hals mit einer Mähne versehen. Die teutsche Benennung ist von dem Schwedischen Nahmen Rhen entstanden, daher jetzt auch einige Rhenthier oder Rhenhirsch schreiben. In der Höhe gleicht es unserm Tannhirsch, doch ist es etwas stärker und dicker. Die wilden sind noch um ein Drittel größer als die zahmen, auch fetter und muthiger. Im Sommer sind diese alle grau, im Winter weiß. Hingegen ändern die zahmen die Farbe mehr; es gibt braune, schwarzbraune, weiße, bunte u. s. w. Unter den zum Hirschgeschlecht gehörigen Thieren haben sie das größte Geweihe. Man findet einige mit achtzig Enden. Sie sind rückwärts gekrümmt, rund und an der Spitze breitzackig. Sie werfen es, wie die Hirsche, jährlich ab. Merkwürdig ist es, daß alle weiblichen Rennthiere ebenfalls, wiewohl etwas kleinere, Geweihe haben, welches doch bey den Hirschen u. d. gl. sehr selten ist. Auch selbst den verschnittnen wachsen sie nach dem Abwerfen wieder. Die Absicht des weisen Urhebers der Natur ist hiebey nicht zu verkennen. Diese Thiere brauchen ihr breitzackiges Geweihe wie Schaufeln, um den Schnee wegzuschippen, der im Winter ihre Nahrung bedeckt. Es ist ihnen also zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich. Eine andre Merkwürdigkeit in den körper-

lichen Eigenschaften des Rennthiers ist ein gewisser knarrender Ton, den man bey der geringsten Bewegung der Füße hört. Wenn sie still stehen, und nur ein wenig zittern oder schaudern, so bemerkt man ihn schon, ob sie gleich die Füße nicht aufheben; laufen sie aber ihren gewöhnlichen Trab, so schallt er wohl hundert Schritte weit. Die Ursach und die Absicht von diesem Geklapper hat man noch nicht mit völliger Gewißheit angeben können. Einige wollen in einer kleinen Höhlung des Hufs ein Steinchen, von der Größe der sogenannten Krebssteine, gefunden haben; Andre versichern, der eigentliche Sitz dieses Tons sey mehr oberwärts in den Kniegelenken. Noch unsichrer ist die Erklärung der Absicht desselben, wenn man meint, er diene dazu, daß sich die Heerden bey trüben Wetter nicht zu weit von einander zerstreuen, da ihr gesellschaftliches Beysammenbleiben zur Vertheidigung gegen reißende Thiere nothwendig sey.

Nur im kalten Klima befindet sich das Rennthier wohl. Sogar in seinem Vaterlande ist es im Winter viel fetter, ansehnlicher und muthiger als im Sommer, ob es gleich in dieser Jahrszeit mehr Weide findet. Es nährt sich von allerley Waldkräutern, Blättern und Moosen, die es sich auch als Hausthier selbst zusammen suchen muß. Das Rennthiermoos liebt es vorzüglich, lebt auch im Winter allein davon, und scharrt es sich etliche Fuß tief unter der Erde hervor. Sein scharfer Geruch leitet es so sicher, daß es allemahl solche Stellen trifft, wo dieß Moos steht. Auch Schwämme frißt es sehr begierig, selbst den giftigen Fliegenschwamm, wovon es weiter keinen Schaden hat, als daß es taumelt und niederfällt, und dieser Zustand dauert so lange, bis der Schwamm wieder von ihm gegangen ist, welches unverdauet geschieht. Schlachtet man es während dieser Trunkenheit und genießt sein

Fleisch, so bringt dasselbe in dem menschlichen Körper eben die Wirkung hervor. Nach der Zeit ist es aber ganz unschädlich. Einen besondern Appetit hat es auch nach dem Urin der Menschen, vermuthlich wegen seines salzigen Geschmacks. Wenn es Jemanden harnen sieht, kommt es gleich herbeygelaufen, daher die Hirten immer Gefäße bey sich führen und den Harn sammlen, um ihre Heerde damit an sich zu gewöhnen, und recht kirre zu machen.

Bey den nördlichen Völkern ist die Rennthierzucht der vornehmste Gegenstand ihrer Beschäftigung und ihre reichste Nahrungsquelle. Da das Klima ihnen andere Gewerbe und die Erziehung anderer Thiere theils unmöglich macht, theils sehr erschwert: so hat die Noth sie erfinderisch gemacht. Alle Bedürfnisse wissen sie durch das einzige Rennthier zu befriedigen. Der Aermste wird unabhängig und sein eigner Herr, so bald er sich ein Eigenthum von etlichen Rennthieren erworben hat. Reiche besitzen Heerden von achtzehn bis zwanzigtausend. Da sie so leicht zu unterhalten sind, so schränkt man sie auch nicht auf eine bestimmte Anzahl ein. Sie werden zu keiner Jahrzeit in Ställen gefuttert, sondern man treibt sie in die unermeßlichen Waldungen und Gebürge, die zu dieser Absicht Jedermann gemein sind. Aufsicht und Beschützung ist die einzige Mühe, die diese Thiere ihren Besitzern machen. Einige wissen zu diesem Geschäft mit vieler Geschicklichkeit Hunde abzurichten. Diese sind alsdann die Zuchtmeister, Wächter, Beschützer und Führer der Heerden. Abends werden sie gemeiniglich zu desto größerer Sicherheit in Ställe oder Horden getrieben. Im September ist die Brunstzeit, und im May wirft die Rennthierkuh zwey Junge. Diese bleiben zwey bis drey Jahre bey der Mutter, und im vierten werden sie zu Arbeiten abgerichtet. Sie leben vierzehn bis funfzehn Jahr; die wilden etwas länger.

Bey alle dem leiden die Rennthiere doch auch von mancherley Plagen, wogegen menschliche Obhut sie wenig schützt und schützen kann. Wenn in strengen Wintern die Erde mit einer Eisrinde überzogen wird, welche sie nicht zu durchbrechen im Stande sind, um ihre gewohnte Nahrung zu nehmen, so fallen sie zu Hunderten um. Späte Frühlinge tödten die zarten Jungen. Aber das größte und gemeinste Uibel verursacht ihnen ein Insekt, ohngefähr so groß als eine Wespe und rauh wie eine Hummel, das daher den Nahmen Rennthierbremse führt. Diese Bremse ist von Natur an das Rennthier gewiesen, daß sie ihre Eyer in dem Körper desselben ausbrüten lassen soll. Sie folgt diesem Triebe, und wird dadurch eine Geissel des geängstigten Thiers. Eigentlich gibt es zwey Gattungen jener Bremsen, davon die eine ihr Ey in der Nase, die andre in die Haut auf dem Rücken anzubringen sucht. Es ist ein interessantes Schauspiel für den denkenden Beobachter, zu sehen, wie eifrig die Bremse dem geliebten Rennthiere folgt, und mit welcher Bangigkeit dieses den kommenden Feind flieht. Die Bremse schwebt summend über dem Thier, und ersieht den günstigen Zeitpunkt, wo sie das Ey fallen lassen kann. Die nachher aus dem Ey gekrochene Made (Larve) frißt sich in der Haut ein, und erregt ein schmerzhaftes Geschwür. Nach neun bis zehn Monathen kriecht sie heraus, fällt auf die Erde herab, bohrt sich da hinein, und erwartet ihre Entwicklung zum vollkommenen Insekt. Von diesen Geschwüren werden die Rennthiere außerordentlich entkräftet und viele sterben daran, zuweilen der vierte Theil der Heerde. Deshalb verlassen die Lappländer in den Sommermonathen ihre Wohnplätze und ziehen in die kältern Gebirge, wo die Bremse nicht hinkommt. Man hat auf die Erfindung eines allgemeinen im Großen leicht anwendbaren Mittels gegen dieß Uibel Preise gesetzt.

Das Rennthier.

Das Rennthier läuft schneller als ein Pferd. Es soll bey gutem Wege zwanzig bis dreyßig Meilen in einem Tage machen. Man braucht es daher am häufigsten zum Ziehen der Schlitten. Einige richten es auch zum Reiten und zum Lasttragen ab.

Von den Rennthierkühen erhält man eine gute, fette Milch, die mit dreymahl so viel Wasser vermischt, doch noch so fett wie Kuhmilch seyn soll. Sie verwandelt sich durch bloßes Schütteln in Butter. Eine gibt täglich etwan ein Maaß, wovon man Butter und Käse macht. Die Butter ist schneeweiß und vom Geschmack wie Schaafbutter, der Käse aber desto besser.

Das Fleisch schmeckt angenehm und hat weit mehr Fett, als das Fleisch der Hirsche. Aus dem Blut werden Suppen und Würste gemacht.

Von der Haut verfertigt man Kleider, Schuh, Bettdecken, Zelter und dergleichen. Auch benutzt man die Haare zu Stuhlkissen, Polster, Decken. Die Knochen zu Nadeln, Messer, Löffel; die Sehnen zu Faden zum Nähen, zu Stricken; die Klauen zu Trinkgefäßen. Kurz, es ist kein Theil so gering, dem man nicht durch besondere Zurichtung und Verarbeitung einen Werth zu geben wüßte.

Das Elent, Ceruus alces.

Einige schreiben den Nahmen dieses Thiers Elen, Andre Elent und noch andre Elend. Die leztere Schreibart gründet sich vermuthlich auf die fabelhafte Sage, daß es oft die fallende Sucht (das Elend bekomme, und sich durch das Kratzen mit der Klaue hinter dem Kopf davon befreye. Elent bedeutet in der altteutschen Sprache so viel als stark, und dieß Wort scheint daher besser zu der Natur des damit bezeichneten Thiers zu passen.

Das Vaterland desselben ist das nördliche Europa, Asien und Amerika, doch nicht die ganz kalten Zonen. In Amerika ist es unter dem Nahmen Original bekannt, wenigstens rechnet man dieses mit unserm Elent zu einer Thiergattung. Es ist weit größer, und die Geweihe sollen etliche hundert Pfund wiegen. In unsrer Nachbarschaft findet man das Elent in Preußen und Pohlen, wo es in finstern dichten Wäldern wohnt. Da es zum Geschlecht der Hirsche gehört, so läßt sich seine Gestalt aus der Vergleichung mit diesen am besten erkennen. Das Elent ist größer, dicker und höher von Beinen, als der Hirsch, hat aber einen kürzern Hals, ein breiteres und stärkeres Geweihe, auch längere Ohren. Die Farbe ist aschgrau, zuweilen schwärzlich. Die Hörner und Hufe ausgenommen, hat es mit einem Maul-esel viel Aehnlichkeit. Es ist sehr stark und fest gebauet. Die Nasenlöcher sind so weit, daß man die volle Hand hineinstecken kann, daher es auch außerordentlich schnell, und wie man sagt, in einem Tage über dreyßig Meilen laufen kann.

Was die Lebensart dieser Thiere anbetrifft, so kommen sie im Allgemeinen darin sehr mit den Rennthieren überein; jedoch lieben sie dunkle, niedrige

und bruchiche Wälder, da diese mehr die Anhöhen vorziehen. Die Elentthiere nähren sich am meisten von Baumblättern, jungen Sprossen und der zarten Rinde der Bäume, besonders fressen sie von den Pappeln und Eberäschen gern. Sie sind daher der jungen Holzsaat eben so gefährlich wie die Ziegen. Auch auf den Getraidefeldern richten sie große Verwüstung an. Sie gehen heerdenweise, wie die andern zu diesem Geschlecht gehörigen Thiere, werfen auch jährlich im December und Januar ihre Geweihe. Im August fällt ihre Brunstzeit, die sich durch eine unbändige Wuth und Kühnheit äußert. Das Weibchen trägt neun Monath und bringt ein Junges, selten zwey, welche der Mutter etliche Jahre folgen. Ihr Alter setzt man überhaupt auf dreyßig bis vierzig Jahr.

Diese starken und mächtigen Thiere sind dennoch so furchtsam, daß sie vor einem weit schwächern Feinde die Flucht ergreifen. Selbst die Stimme, die sie zwar selten hören lassen, ist schwach, klagend und eher blökend als schreyend. Wenn sie aber nicht unvermuthet überfallen werden, so entkommen sie auch sicher, denn das schnellste Jagdpferd hat Mühe ihnen zu folgen. Können sie nicht weiter fliehen, so wehren sie sich mit ihren Vorderhufen, worin sie eine solche Stärke besitzen, daß sie einen Wolf mit einem Schlag tödten. Auch Menschen widersetzen sie sich in der Verzweiflung, besonders zur Zeit der Brunst. Zuweilen fallen sie plötzlich auf der Flucht nieder, als ob sie geschossen wären, vermuthlich aus Mattigkeit und Furcht, liegen ganz still, und lassen Hunde und Jäger an sich kommen, ohne aufzustehen. Dieser Umstand hat zu der Fabel von der fallenden Sucht Anlas gegeben. Man bemerkt aber nicht das geringste weiter an dem niedergefallenen Thier, woraus man das Daseyn jener Krankheit schließen könnte. — Wenn man eine Mut-

ter, die noch von ihren Jungen begleitet wird, schießt, so bleiben diese stehen und lassen sich fangen. Man kann die Jungen leicht zähmen, und wie Ziegen auf die Weide treiben.

Das Fleisch der Elentthiere wird gegessen, ihre Knochen verarbeitet man zu allerley Kunst und Spielsachen, da sie dem Elfenbeine in der Güte nahe kommen, und noch den Vorzug haben, daß sie nie gelb werden. Die Klauen benutzt man auf ähnliche Weise, welche ehemahls als ein abergläubisches Mittel gegen die fallende Sucht gebraucht, und für reiche Leute zu diesem Zwecke sogar in Gold eingefaßt wurden. Der vornehmste Nutzen ist aber die Haut, die bey dem lebenden Thiere so dick ist, daß kaum eine Flintenkugel durchgeht. Sie wird meistens sämisch zubereitet, ist so weich wie Sammt, und dient vortreflich zu Koletten, Degengehenken, Küraſſen u. s. w. Auch nach der Nässe wird sie nicht hart und brüchig. Vorzüglich rühmt man dieß von den Häuten, die etliche Tage durchgeräuchert sind, wodurch sie aber natürlich ein schlechteres Ansehen bekommen. Sie soll überhaupt noch die besondere Eigenschaft haben, daß sie die Flöhe vertreibt, die den Geruch davon nicht leiden können.

Der Elephant, Elephas maximus.

Obgleich der Elephant gezähmt und zu allerley Diensten abgerichtet wird, so ist er doch kein vollkommenes Hausthier zu nennen, weil er nach dem Verluste seiner Freyheit sich nicht mehr fortpflanzt Er steht also in diesem Betrachte zwischen den eigentlichen Hausthieren und den wilden in der Mitte.

Der Elephant.

Das Vaterland desselben ist das mittlere Afrika und das südliche Asien. Die schönsten trift man auf der Insel Ceilon an. An Größe kommt ihm kein Landthier bey. Sein wunderbarer Körperbau, seine Stärke, seine Gelehrigkeit, Klugheit und, wenn man so sagen darf, seine Tugenden, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Geschöpfe der Erde. Die Bibel gedenkt seiner unter dem Nahmen Behemoth.

Die Höhe eines erwachsenen Elephanten ist zwischen zwölf und vierzehn Fuß, also wenigstens zweymahl so hoch, als ein großes Pferd; die Länge beträgt funfzehn bis siebzehn Fuß. Diese ungeheure Körpermasse ruhet auf vier starken, oben und unten fast gleichdicken Beinen, wie auf Säulen, welche fünf bis sechs Fuß hoch sind, und funfzehn bis achzehn Zoll im Durchschnitte haben. Die ganze Stellung des Leibes scheint Plumpheit und Unbehülflichkeit zu verrathen, und dennoch bewegt er sich leicht. Grau ist seine gewöhnliche Farbe, selten weiß oder röthlich. Die ganz weißen werden an einigen Orten in Indien fast göttlich verehrt. Die Haut sieht bey den Alten runzlicht aus, und ist nur sparsam hie und da mit kurzen Haaren oder Porsten besetzt. Ohngeachtet sie stark, und auf dem Rücken daumendick ist, so empfindet das Thier doch den Stich der Insekten, und andere leichte Berührungen. Die Sprödigkeit der nakten Haut, die den Wirkungen der Sonne, der Luft und des Staubes ausgesetzt ist, verursacht oft eine Art von troknem Aussatze (Elephantiasies), welcher auch Menschen in den heißen Erdstrichen befällt. Man pflegt daher die Elephanten fleißig mit Oel zu reiben und zu baden. Der Schwanz ist zwey bis drey Fuß lang, und nach Verhältniß des Körpers ziemlich dünne, am Ende zugespitzt und mit einem Büschel von schwarzen glänzenden Haaren besetzt, die so dick sind, wie mittelmäßiger Bindfaden. Kein Mensch ist vermögend sie mit Händen zu zerreißen, ob sie gleich biegsam sind.

Außerdem stehen auf dem ganzen Schwanze Borsten, dicker und härter als von einem wilden Eber. Man bezahlt diesen Schwanz an einigen Orten in Indien sehr theuer, indem er von den vornehmen Frauenzimmern zum Zierrath getragen, auch wohl zu abergläubischen Dingen gemißbraucht wird; zuweilen wieget man ihn mit Golde auf. Verwegene Leute stellen daher den wilden Elephanten mit Lebensgefahr nach, und hauen ihnen die Schwänze ab. Die Ohren sind fast rund, und ähneln einer sehr großen flachen Schüssel; er bewegt sie nach Gefallen mit vieler Leichtigkeit, fächelt sich damit, klatscht die Insekte damit weg, u.s. w. Die Augen sind klein, sein Blick sanft und geistvoll; an den Augenliedern stehen Borsten über einen halben Fuß lang.

Vorderzähne hat er nicht; allein es ragen zwey Eckzähne — auf jeder Seite einer, aus der obern Kinnlade hervor, die sieben bis acht Fuß lang, und zuweilen hundert und sechzig Pfund schwer sind. Das bewunderungswürdigste Glied ist jedoch der Rüssel, oder die verlängerte Nase. Bey den größten Elephanten beträgt die Länge des Rüssels sechs bis acht Fuß, sein Umfang am Maule ist drey bis vier Fuß und am Ende über einen halben Fuß, die äußerste Spitze schließt sich mit einem Rande, der sich oberwärts in der Gestalt einer Fingerspitze verlängert. Auch befinden sich hier am Ende die Nasenlöcher. Inwendig ist er durch eine Scheidewand, wie unsre Nase, in zwey Höhlen getheilt. Der Elephant kann diesen Rüssel, der ganz Nerve zu seyn scheint, nach Gefallen ausstrecken, und bis auf eine Elle lang einziehen. Er dient ihm vollkommen statt eines Arms und noch besser. Eine unglaubliche Stärke ist mit dem feinsten Gefühle darin vereinigt. Ohne sonderliche Anstrengung hebt er damit einen erwachsenen Mann in die Höhe, und schleudert ihn von sich. Hingegen kann er aber auch mit der Spize des Rüssels Blumen pflücken, Kno-

ten aufknüpfen, Schlüssel im Schloße umdrehen und aufschließen, die kleinsten Stücken Geld von der Erde aufheben, einen Pfropf aus der Bouteille ziehen, mit einer Feder schreiben und dergleichen. Uibrigens aber gebraucht er ihn, die Nahrungsmittel damit zu fassen, und ins Maul zu stecken, welches fast ganz durch die Stoßzähne und den Untertheil des Rüssels verborgen ist; desgleichen zum Wasserschöpfen (denn wenn er trinken will, läßt er das mit dem Rüssel eingezogene Wasser ins Maul laufen), zum Athemhohlen, zum Riechen.

Sein Geschrey kommt zwar nicht dem Donner der Löwenstimme gleich, tönt aber doch fürchterlich genug, und klingt sehr widrig.

Man kann, wie gesagt, keine Elephanten selbst zuziehen; denn sie begatten sich nur im dem Stande einer völligen Freyheit, ob sich auch gleich bey den Zahmen zu einer bestimmten Zeit die Zeichen der Brunst äußern, wo sie außerordentlich wüthend und gefährlich sind. Und selbst die Wilden verrichten dieses Geschäft so geheim und im Verborgenen, daß es ein äußerst seltner Fall ist, sie dabey beobachten zu können. Das Weibchen trägt anderthalb Jahre (obgleich die Nachrichten hiervon sehr verschieden sind) und wirft nur ein Junges, welches so groß ist wie ein wildes Schwein. Die Brüste der Weibchen sitzen zwischen den Vorderbeinen. Wenn nun das Junge saugen will, legt es den Rüssel auf die Schulter der Mutter, und faßt die Warzen mit dem Maule. Im vierten Jahre kommen bey beyden Geschlechtern die zwey Eckzähne hervor, im dreysigsten ist es ausgewachsen und die ganze Lebensdauer setzt man über hundert Jahre. Ihre sparsame Vermehrung scheint zwar keine grosse Anzahl dieser Thiere zu versprechen; aber man sieht dennoch Heerden von mehreren hunderten beysammen. Ihr hohes Alter und die

Stärke, die sie gegen Raubthiere sichert, sind wohl die vornehmsten Ursachen davon, daß ihrer dennoch so viel sind.

Sie gehen gern Truppweise und dann greifen sie keinen Menschen an, wenn sie nicht gereitzt werden; einzelne aber sind gefährlich. Sie lieben kühle Waldungen, sumpfigte Gegenden und Wasser, können auch mit aufgehobenem Rüssel gut schwimmen. Es ist falsch, daß sie nur stehend ausruhen und sich nicht wieder erheben können, wenn sie liegen, denn sie legen sich auf den Bauch, und strecken die Hinterfüße hinten hinaus. Ihre Nahrung besteht blos in Gewächsen, Fleisch fressen sie gar nicht. Baumblätter, Datteln, Gras ist das gewöhnliche Futter; Reis aber ein Leckerbissen für sie, daher thun sie auch den Reisfeldern gewaltigen Schaden. Nach hitzigen Getränken sind sie sehr begierig. Auch sind sie, so viel man weiß, die einzigen Thiere, die gern Blumen riechen und an andern Wohlgerüchen Gefallen finden. In Afrika zähmt man sie nicht, sondern schießt sie um der Zähne willen. Zwey Jäger sind genug, einen zu erlegen. Er fällt aber oft nicht eher, als nach dem dritten oder vierten Schusse. Die Zähne werden nach dem Gewichte verkauft, und das Pfund auf der Stelle mit einem Gulden bezahlt.

Mit den Fang derselben beschäftigen sich in Indien eigene Leute, die sich darin geübt haben, und sich davon nähren. Einzelne fängt man in Schlingen von starken ungegärbten Hirschleder, welche dem Elephanten unvermerkt um ein Hinterbein geworfen und mit dem andern Ende sogleich an einen großen Baum befestigt werden, unterdeß ein paar andre Leute ihn von vorne necken, damit er die Anstalten hinter sich nicht merke. Zuweilen stellt man eine Art von Treibjagen an, wo man mehrere mit einemmahle bekommt. Sind sie einmahl gefangen,

so lassen sie sich auch leicht zähmen und abrichten. Man bedient sich mit besonderm Vortheil der Hülfe der zahmen Elephanten dazu, die ihn mit ihren Rüsseln strafen, wenn er widerspenstig ist.

Nach der Größe und sonstigen Güte des Elephanten richtet sich auch der Preis. Man zahlt für einen hundert bis tausend Thaler und drüber. Auch ist ihr Unterhalt kostbar, denn man rechnet auf einen jeden täglich hundert Pfund Reis, ohne die Baumblätter, oder hundert und fünfzig Pfund Gras. Nach einer ähnlichen Berechnung kostet die Verpflegung desselben so viel, daß dreißig Menschen davon leben könnten. Es ist also leicht zu schließen, daß nur sehr reiche Leute sich Elephanten zu halten im Stande sind. Und ob sie gleich durch ihre Stärke und Gelehrigkeit wirklich nutzbar werden, so unterhält man sie doch mehr zum Staate, als des Vortheils wegen. Man braucht sie zum Tragen, zum Ziehen, zum Reiten, und da soll einer eben so gute Dienste thun, als sechs Pferde. Ein Elephant trägt eine Last von zwey bis dreytausend Pfund. Mit dem Rüssel allein hebt er zweyhundert Pfund. Sein gewöhnlicher Gang gleicht einem kurzen Trabe, und hierin macht er täglich zehn bis fünfzehn Meilen. Ehemahls brauchte man sie im Kriege, wozu sie jetzt wegen ihrer Furcht vor dem Feuer nicht wohl mehr taugen. Sie werden von einem Führer regiert, der ihnen auf dem Nacken sitzt, und mit einem eisernen Stabe, dessen Spitze sich in einen Hacken endigt, sie antreibt und lenkt. Aber auch seinen bloßen Zuruf und seine Worte verstehen sie. Wenn er sie zu einer beschwerlichen Arbeit ermuntern will, hält er ihnen eine Flasche Wein oder Branntwein vor, erklärt ihnen sein Vorhaben, und verspricht nach vollendeter Arbeit ihnen dieß Getränk zu geben. Sie hören aufmerksam zu, und verrichten das Geschäft mit vieler Bereitwilligkeit. Hält er nun sein Versprechen

nicht, so mißhandeln und tödten sie ihn. Aehnliche Erzählungen von seinem Nachdenken, seiner Klugheit, seiner Sanftmuth und andern Eigenschaften findet man in Menge aufgezeichnet.

Die Benutzung des todten Elephanten schränkt sich hauptsächlich nur auf seine Haut und die Eckzähne ein, welche letztere unter den Nahmen Elfenbein zu uns gebracht werden. S. die Technologie. Indeß wird doch auch das Fleisch von einigen Völkern gegessen. Es soll fast wie Büffelfleisch schmecken.

Das Flußpferd, Hippopotamus amphibius.

Ebenfalls ein Thier von ungeheurer Größe, welches mehr als halb so hoch wie der Elephant, aber eben so lang, und überhaupt nach ihm das größte Landthier ist. Es hält sich um die Flüsse von Afrika, und ehemahls besonders häufig um den Nil-, auf, daher es auch Nilpferd heißt. Mit dem Pferde hat es nicht die geringste Aehnlichkeit, als eine beynahe wiehernde Stimme. Der Kopf ist unförmlich groß, und gleicht einigermassen einem Ochsenkopf, das Maul ist mit steifen Haaren besetzt, der Rachen ungeheuer weit, die Zähne fürchterlich, über eine Elle lang, und sechs bis sieben Pfund schwer. Die dicke, mit wenigen Haaren bedeckte Haut sieht schwärzlich aus. Die ganze Masse des Thiers an viertehalb tausend Pfund.

Es kann eben so wohl unter dem Wasser als auf dem Lande leben, liegt am Tage gewöhnlich im Schilfe, und geht des Nachts dem Reis, Zucker und andern Gewächsen nach, frißt aber auch Fische. Man sieht es jetzt selten und am Nile fast gar nicht mehr, weil es eine große Furcht vor dem Feuergewehre hat, durch dessen öftern Gebrauch es dort vertrieben ist. Es ist überhaupt furchtsam und sanft, wenn es nicht angegriffen wird.

Das Fleisch soll einen guten Geschmack haben, besonders hält man die geräucherte Zunge für eine Delikatesse. Aus dem Speck, wovon eins tausend Pfund gibt, bereitet man Thran, und die Zähne werden höher als Elephantenzähne geschätzt. Die starke Haut benutzt man, wie die vom Nashorn.

Das Nashorn, Rhinoceros.

Von dem Elephanten an gerechnet, soll das Nashorn oder Rhinoceros der Größe nach das dritte in der Ordnung seyn, doch wird es wegen der Kürze der Füße nur etwa halb so hoch. Der Elephant ist fast so hoch als er lang ist; das Nashorn aber beynahe noch einmahl so lang als hoch.

Es hat seinen Nahmen von dem Horn über der Nase, welches anderthalb bis zwey Fuß lang, rückwärts gekrümmt und bey den meisten doppelt ist, indem zwey nicht nebeneinander, sondern hinter einander stehen. Das vordere hat man bey einem zwey und zwanzig Zoll, das hintere sechzehn Zoll lang gefunden. An der Oberlippe ragt eine Art

von ganz kleinem Rüssel hervor, womit es leichte Sachen, z. B. Gras, fassen und aufheben kann. Die Haut ist aschgrau, zuweilen dunkler, über anderthalb Zoll dick, rauh, wie beim Elephanten, größtentheils unbeharrt; ohngeachtet ihrer Dicke wird sie doch von einer etwas starken Flintenkugel durchdrungen. Es lebt in Asien und Afrika, liebt wässrige, sumpfige Gegenden, wälzt sich gern im Schlamm, wie das Schwein, hat auch eine grunzende Stimme, und ist dumm und träge. Diese Thiergattung ist lange nicht so zahlreich, als das Geschlecht der Elephanten. Alle zwey bis drey Jahr bringt das Weibchen ein Junges. Man vermuthet, daß es etwa siebenzig bis achtzig Jahr lebe. Seine Nahrung besteht in harten stachlichten Gewächsen, die es lieber frißt als weiches Gras; doch thut es auch den Reisfeldern und Zuckerpflanzungen Schaden. Ungereitzt greift es Niemanden an. Aber sonst ist seine Wuth und Stärke fürchterlich. Vor dem Elephanten flieht es und lebt nicht, wie man sonst wohl glaubte, mit demselben im ewigen Streit. Jung läßt es sich etwas zähmen. Man fängt es in Gruben, worin spitzige Pfähle gegraben sind, weil es unter dem Bauch am leichtesten zu verletzen ist. Das Fleisch wird gegessen, und aus der gegerbten Haut, die an Dicke kaum ihres Gleichen hat, macht man Spazierstöcke, Spießruthen, Panzer und Schilde. Auch das Horn wird zu Kunstwerken benutzt

Der Tapir, Tapir.

Ein stilles, einsames Geschöpf, welches nur in Südamerika wohnt. Es heißt auch Anta. An Grösse gleicht es einem Ochsen, an Gestalt einem Schwein, denn es hat einen bogenförmigen Leib und einen dicken langen Kopf mit einem Rüssel, der zwar nur kurz, aber doch dem Elephantenrüssel ähnlich ist. Es braucht ihn auch zum Anfassen, Abreissen des Grases u. s. w. Der Schwanz ist, wie beim Schwein, sehr kurz und kahl, auch die Füsse sind kurz und plump, die Farbe fällt ins Braunrothe. Es nährt sich von Pflanzen und Wurzeln, die es des Nachts aufsucht, denn am Tage ruhet es in Sümpfen und schlammigten Gebüsch. Wenn es verfolgt wird, sucht es sich mit Schwimmen zu retten, oder taucht unter das Wasser und bleibt eine lange Weile darunter. Von Natur ist es sanft und sehr leicht zu zähmen; es thut auch weiter keinen sonderlichen Schaden, als daß es die Zuckerplantagen zuweilen besucht. Sie gehen nicht in Gesellschaft zusammen, und man sieht überhaupt nicht leicht zwey bey einander, als zur Zeit der Paarung.

Fleisch und Haut, wie gewöhnlich, benutzt.

Der Löwe, Felis leo.

Das eigentliche Vaterland des Löwen ist Afrika und Asien. Einem ihm ähnlichen Thiere in Amerika hat man auch denselben Nahmen gegeben.

Die Höhe eines Löwen von der größten Art beträgt etwas über vier Fuß — also ohngefähr die eines

mittelmäßigen Pferdes — die Länge aber acht bis neun Fuß. Er hat eine mächtige Brust, einen starken Hals und grossen Kopf; das Gesicht ist fast viereckig; seine breite Zunge läuft vorn rund zu, und ist mit Stacheln besetzt, die gegen anderthalb Zoll lang mitten auf dem Vordertheil liegen, und ihre Spitzen hinterwärts richten, daher kann er durch bloßes Lecken verwunden. Von dem Halse hängt eine lange Mähne herab, die aber der Löwinn fehlt, welche auch um ein Viertel kleiner ist, als der Löwe. Der lange Schwanz endiget sich in einen dicken Haarbüschel. Die Farbe der Haare ist ein Gemisch von Graugelblich und Braun. Sein Ansehn ist majestätisch, seine Stimme furchtbar und keiner andern zu vergleichen. Wenn er des Nachts nach Raub brüllt, hält er den Kopf zur Erde, und diese ertönt davon, in einem Umkreis von einer halben Meile, so, daß man nicht eigentlich hört, wo der Ton herkommt. Einige Thiere fliehen dann erschrocken von einer Seite zur andern, und werden dadurch am ersten seine Beute; andere stöhnen vor Bangigkeit tief, empfinden Todesangst und vergessen der Flucht. Dieses allgemeine Schrecken, welches die Gegenwart des Löwen um sich her verbreitet, und jene Hoheit, die man in seinem ganzen Anstande zu bemerken glaubt, verbunden mit einer gewissen Art von Großmuth und edlem Stolz in seinem Betragen, erwarben ihm schon vor Alters den Titel eines Königs der Thiere. Denn weder an Stärke, noch an körperlicher Grösse, noch an Kühnheit ist er allen andern überlegen, ob er gleich auch diese Eigenschaften in einem hohen Grade besitzt.

Die Geschlechtskennzeichen hat er mit den Katzen gemein. Auch die Art, sich seiner Beute zu bemächtigen, ist dem Fang der Katze ähnlich, wenn sie eine Maus erhascht. Er lauert im Hinterhalt, springt

in zwölf bis fünzehn Fuß weiten Sätzen plötzlich hervor, und schlägt seine Klauen tief ein. In der Dunkelheit sieht er, wie jene, fast schärfer als am Tage. Kleine Thiere verachtet er, und fällt nur die Grössern an, die seinen Hunger stillen können. Aber an den Elephanten, das Nashorn, Flußpferd und den Tieger wagt er sich nicht leicht, wenn er nicht besonders dazu gereizt wird, und der Sieg hängt dann, wie zwischen zwey gleichmächtigen Herren, vom Glücke ab. Selbst der afrikanische Büffel treibt den Löwen oftmahls in die Flucht, er müßte denn unvermuthet von hinten überfallen werden. Vor dem Bären soll er eine natürliche Furcht haben. Ueberhaupt hat man bemerkt, daß unerwarteter Widerstand den Löwen leicht vom Angriff abschreckt; daß, wenn nicht wüthender Hunger oder Rache ihn anspornt, er Menschen nicht angreift, ja, daß er zuweilen vor einem einzigen Jäger die Flucht nimmt.

Bey dem allen aber ist er doch immer ein furchtbares Geschöpf. Wenn er dem Elephanten an Grösse und Stärke weicht, so übertrift er ihn an Schnelligkeit und Behendigkeit des Körpers. Man pflegt daher in Thiergefechten, die zum Vergnügen angestellt werden, den Rüssel des Elephanten mit einem Panzer zu versehen, um den Kampf zwischen ihm und den Löwen zu verlängern. In einem solchen Kampfe, wo er für sein Leben und gleichsam für seine Ehre streitet, zeigt er sich in seiner furchtbarsten Grösse. Bey dem Anblick seines Gegners fängt er voll Unmuth an, in schrecklichen Tönen kurz und abgebrochen zu murren, erhebt den Schweif, schwingt ihn in schnellen Kreisen umher, und peitscht damit die Erde mit einer Gewalt, die den stärksten Menschen, den er träfe, zu Boden schlagen würde. Die lange Mähne richtet sich empor und fliegt von einer Seite

zur andern, die Stirn runzelt sich, und aus seinen Augen blitzet Tod und Verderben. Kein Thier hat im Gesicht so viel Ausdruck wie der Löwe, und bey keinem sind die Züge des Grimms so stark gezeichnet. Wenn er einige Minuten mit diesen Vorbereitungen sich selbst zu dem höchsten Grad der Wuth gestimmt hat, dann fährt er in entsetzlichen Sprüngen auf ihn los, und sucht seine Klauen an dem empfindlichsten Theil des Leibes einzuschlagen. Gelingt es ihm nicht, so erhebt er sich auf die Hinterfüße, um den Kampf desto nachdrücklicher fortzusetzen, und dieser Anblick ist fähig, auch dem unerschrockensten Zuschauer, der sich auf seinem Standort noch so sicher weiß, ein Grausen abzunöthigen. Die Stärke in dem Vordertheil seines Leibes ist sehr groß. Er zerschmettert mit einem Schlage seiner Tatze den Rückgrad eines Ochsen oder Pferdes. Man hat ihn auch schon ein getödtetes Rind ohne sichtbare Anstrengung im Rachen forttragen sehen.

Die Anzahl dieser Thiergattung nimmt jetzt immer mehr und mehr ab, wozu der Gebrauch des Schießgewehrs das meiste beyträgt. Mit Feuer hält man sie leicht ab. Sie werden auch mit Jagdhunden gehetzt. Zwölf bis fünfzehn starke und geübte Hunde fangen und zerreissen einen erwachsnen Löwen. Auch ist ihre Vermehrung, wie bey allen großen Thieren, nicht sehr stark. Die Löwinn wirft zwar jährlich drey bis vier Junge, wovon aber selten mehr als eins am Leben bleibt; die übrigen sollen an schweren Zahnen sterben. Jung lassen sie sich zähmen uud zur Jagd und zu mancherley Geschäften abrichten. Sie haben auch merkwürdige Proben von Dankbarkeit und Großmuth gegeben. Zu seinem Unterhalt braucht ein Löwe täglich etwa fünfzehn Pfund Fleisch In Europa leben sie zwar mehrere Jahre, pflanzen sich aber nicht fort. Ihr Alter sollen sie auf zwanzig bis dreißig Jahre bringen.

Das Fleisch des Löwen wird von einigen Völkern genossen, und seine Haut zu Kleidung und Decken gebraucht.

Der Tieger, Felis tigris.

Etwas grösser, als der Löwe, und weit grausamer und blutdürstiger ist der Tieger. Er gehört ebenfalls zum Katzengeschlecht, welches auch seine Gestalt verräth. Das Fell ist prächtig gezeichnet. Die Grundfarbe ist gelblichbraun, am Bauche weiß; vom Rücken laufen schwarzbraune Querstreifen über den ganzen Leib schief herunter; der Schwanz ist damit geringelt.

Das Vaterland desselben ist das heisse Asien, wo er besonders gern an Flüssen wohnt. Zum Glück sind ihrer auch nicht viel. Sie reiben sich unter einander selbst auf, denn sie fallen nicht nur Menschen, Elephanten und Löwen an, sondern auch ihre eigene Gattung. Andere Thiere tödten sie, wenn sie auch schon gesättigt sind, aus blosser Mordlust. Die blutrothe Zunge hängt ihnen fast immer zum Halse heraus. Sie nähren sich mehr von dem Blut, als von dem Fleisch des Raubes. Ihre Stärke entspricht ihrer grimmigen Wuth. Im plötzlichen Ueberfall besiegen sie Elephanten und Löwen. Dennoch weiß man ein Beyspiel von einem gezähmten, dessen Wärter mit ihm, wie mit einem zahmen Hunde, spielen konnte.

Die Tiegerfelle werden sehr hoch geschätzt und vornehmlich zu Pferdecken gebraucht. Man bezahlt eins mit funfzehn bis zwanzig Thalern. Das Fleisch hat einen wiederlichen Geruch.

Der Panther, Felis pardus.

Wohnt ihn Afrika und Asien, und wird so groß wie eine englische Dogge. Oben sieht der Leib bräunlichgelb, unten weiß aus. Auf dem Rücken und an den Seiten ist er mit unregelmäßigen schwarzen Ringen gezeichnet. Er ist sehr räuberisch, doch furchtsamer als der Tieger. Des Nachts schleicht er sich in die Häuser und fängt die Katzen. In den Wäldern belauert er Affen, Wiesel, Ratten und Mäuse. Er ist aber auch so stark, daß er Rinder tödtet, und Kälber wegträgt. Sein Fell wird benutzt, aber nicht sonderlich geachtet.

Der Leopard, Felis leopardus.

Man findet dieß reissende Thier in Afrika. In Ansehung der Lebensart ist er dem Tieger ähnlich, doch nicht ganz so grausam, läßt sich auch leichter zähmen. Er erreicht die Größe eines ziemlichen Fleischerhundes. Sein Fell ist noch schöner als das Tiegerfell; der Grund goldgelb, mit kleinen schwarzen Flecken sehr regelmäßig bestreuet; es wird für vierzig bis fünfzig Thaler verkauft. Der Schwanz ist fast so lang als der ganze Körper,

Die Unze, Felis uncia.

Eins der grausamsten reissenden Thiere in Afrika und Asien, von der Gestalt einer Katze und von der Größe eines Bauernhundes. Das Fell ist

weißlich mit schwarzen Flecken besetzt. Sie läßt sich doch auch zähmen und zur Jagd abrichten.

Die Hyäne, Canis hiæna.

Man rechnet dieß Thier zu dem Geschlecht der Hunde. Es heißt auch Grabthier oder Abendwolf, und ist sehr räuberisch, boshaft und von fürchterlichem Ansehen. Das Vaterland desselben ist Asien und Afrika. In der Größe kommt es dem Wolf an; die starken borstenartigen Haare sind weißgrau mit schwärzlichbraunen Querstreifen. Die Hyäne ist so stark und verwegen, daß sie sich selbst gegen Löwen vertheidigt. Was sie einmahl gefaßt hat, läßt sie nicht los, daher fangt man sie mit einem Sack, in welchen man sie beissen läßt und sie dann so mit fortzieht Sie wohnt in Höhlen unter der Erde, geht des Nachts ihrem Raube nach, und scharret auch wohl die todten Leichname aus den Gräbern. Weil sie hinten, am After, eine Oeffnung hat, wie der Dachs, worinn sich ein schmierigtes Wesen sammlet, so hielten die Alten, welche die eigentliche Beschaffenheit davon nicht wußten, alle Hyänen für Zwitter. Auch ist es übertrieben, daß sie mit ihrer Simme die Töne anderer Thiere und selbst die menschliche Stimme nachahme, sie damit täusche und dann unvermuthet überfalle. Das Wahre davon ist, daß sie des Nachts, ein sonderbares mit verschiedenen Tönen abwechselndes Geheul macht.

Der Vielfraß, Ursus gulo.

Der Vielfraß lebt in dem nördlichen Europa un
Asien, wird so groß, wie ein starker Dachshund
hat viel Aehnliches in der Gestalt und Lebensa
mit dem Dachs, und wird auch zur Familie de
selben gezählt. Die Farbe ist meistentheils schw
braun. Unter eben diesem Nahmen begreift
aber zuweilen etwas gröffere und anders geze
nete Thiere. Der deutsche Nahme scheint aus
nem Mißverständniß des nordischen Fiälfras
standen zu seyn, wie ihn die Lappländer nen
Fiäl heißt bey ihnen ein Felsengebirge, und F
ein Besucher, welche Benennung sich auf seine
bensart bezieht. Er frißt, wie alle Raubthie
viel und gierig, aber nicht so auserordentlich, d
er jenen ausgezeichneten Nahmen verdiente. L
cherlich ist die Fabel, daß er seinen Leib zwischen
zwey Bäume klemme, wenn er zuviel gefressen ha=
be, und sich damit Erleichterung verschaffe. Durch
seine List bezwingt er Rennthiere, Pferde und an=
dere grosse Thiere, indem er von den Bäumen
plötzlich auf sie herabspringt und sie zu Tode quält.
Man hat ihn auch schon in Teutschland gefun=
den, denn er kann ein mäßiges und selbst ein
warmes Klima recht gut vertragen. Jung läßt
er sich zähmen und ist dann sehr possierlich. Sein
Fell wurde vor Zeiten höher geschätzt, als jetzo;
doch steht es in einigen nördlichen Ländern noch
in hohem Werth. Man kauft es für drey bis
vier Thaler.

Der Bär, Ursus arctos.

Man theilt die eigentlichen Bären überhaupt in and=und Eisbären. Einige Thiere führen bloß n Nahmen, ohne wirklich zur Gattung der Bären gehören, z. B. der Ameisenbär und der Waschbär.

Der Eisbär (Ursus maritimus) oder Polarbär veit grösser und grimmiger als der Landbär. wird über vier Fuß hoch und acht bis zehn lang. Auch sind Kopf und Hals gestreckter, Schnauze fast rüsselförmig, die Augen klein, Stimme mehr ein Gebrülle, als Brummen. langen zottichten Haare sehen schneeweiß aus. hält sich am Nordpol auf, lebt von Fischen und ern Seethieren, denen er auf dem Eise nach= lt, und greift auch ungereitzt Menschen an. Wenn man ihm irgend etwas, z. B. einen Hand= schuh, hinwirft, so bleibt er stehen und untersucht es ganz genau, unterdeß gewinnt man Zeit zu entwischen. Er kann sehr gut schwimmen und untertauchen. Einige Wintermonathe bringt er un= thätig in seinem Lager zu. Sein Fleisch, Fett und Fell benutzt man; aber die Leber soll giftig seyn.

Von den Landbären kennt man braune, schwar= ze und weiße. Sie haben alle ein starkes zottich= tes Haar, einen dicken Kopf, eine abgestumpfte Schnauze und einen kurzen Schwanz. Sie treten auf den ganzen Fuß bis an die Ferse auf, und haben einen latschenden Gang. Nach ihrer ver= schiedenen Nahrung heißen sie auch wohl Gras= bären, Pferdebären, Ziesel=Zeidel=oder Honigbä= ren; Silberbären sind die mit glänzend weißen Haarspitzen.

Der braune ist unter den Landbären der größte. Der weiße ist nur eine Ausartung von dem schwarzen,

beyde wohnen in den mitternächtlichen Län
Der braune lebt zwar ebenfalls in den gr
Wäldern der nordlichen Erde, allein er verträgt
das wärmere Klima in Europa, Asien und Afr
wo man ihn hin und wieder findet.

Der Bär ist ein träges, langsames Thi
Er brummt fast immer vor sich hin, gleichsa
zum Zeitvertreib, und scheint grimmiger, als er
wirklich ist. Wenn er nicht zuerst beleidigt und
gereitzt wird, fällt er keinen Menschen an, oder
der wüthendste Hunger müßte ihn plagen. In
der Gefangenschaft werden sie oft durch schlechte
Behandlung tückischer und boshafter, als sie von
Natur sind. Ob sie gleich einen trägen Gang ha-
ben, so können sie doch ziemlich hurtig laufen; sie
klettern auch geschickt, und gehen mit vieler Leich-
tigkeit auf den Hinterfüssen. In dieser Stellung
greifen sie gewöhnlich an und wehren sich. Ihre
größte Stärke haben sie in den Vordertatzen. Hie-
mit schlagen sie derb um sich, oder sie umarmen
ihren Feind und erdrücken ihn. Der Zähne be-
dienen sie sich selten als Waffen. Der braune Bär
streckt mit Einem Schlage ein Pferd oder Rind zu
Boden und schleppt es fort, wohin er will. Da
diese und andere grosse Thiere, z. B. Hirsche und
Rehe, seine liebste Nahrung sind, so weiß er sie
sehr geschickt zu beschleichen. Im Nothfall begnügt
er sich auch mit Wurzeln und allerley Obstfrüchten.
Die schwarzen Bären fressen selten Fleisch; für beyde
aber ist Honig ein Leberbissen, womit man sie auch
sehr gut in die Falle locken kann.

Das finstre Temperament des Bären macht
ihm die Einsamkeit angenehm. Man findet ihn nie
in Gesellschaft mit seines Gleichen, ausser das Männ-
chen und Weibchen, doch vorzüglich nur zur Paa-

zeit, sich näher zusammenhalten. Gegen den t sind sie sehr fett, und dann machen sie in Winterlager. Sie suchen dazu entweder rliche Höhlen, oder graben sich selbst Löcher den Wurzeln der Bäume. Diese belegen sie mit os, welches sie zwischen den Vorderarmen auf= ichtet herbey tragen. Hier liegen sie, doch ohne erstarren, ohngefähr vom Oktober bis zum pril ohne Nahrung und ohne Ausleerung, und saugen vor Langerweile an den Tatzen. Gegen das Frühjahr schälen sich die Fußsohlen ab, und dann ist es ihnen sehr empfindlich darauf zu treten, da= her sie um die Zeit leicht zu jagen sind. Im Januar wirft die Bärinn ein bis drey Junge, die blind, aber nicht, wie man sonst glaubte, unförm= lich zur Welt kommen, sondern sehr artig ausse= hen. Ohne Beyspiel ist es aber, daß ein so gro= ßes Thier so auserordentlich kleine Junge bringt; sie sind nicht grösser als eine Ratze. Der Bau des weiblichen Körpers soll hieran Schuld seyn. Weder der Farbe, noch der Gestalt nach sollte man sie für Bären halten. Sie wachsen aber sehr schnell, und ihr Wachsthum dauert beynahe bis ins zwanzigste Jahr. Das höchste Ziel des Lebens setzt man ins dreißigste Jahr.

Bekanntlich werden die Bären zum Tanzen und zu allerley Künsten abgerichtet. Hiezu nimmt man die Jungen, die dann sehr possierlich sind. Man muß sie aber nicht mit Fleisch futtern, sonst werden sie zu wild und unbändig, sondern lieber mit Brot und ähnlichen Nahrungsmitteln. An einigen Orten, z. B. in Pohlen, braucht man sie statt der Hunde zum Bewahren grosser Höfe.

Man fängt und schießt sie nicht nur, weil sie dem wilden und zahmen Vieh, den Waldbienen u. s. w. viel Schaden thun, sondern auch des Nutzens wegen, den man von ihnen hat. Die

Bärenjagd ist eine der einträglichsten Jagden. Wenn man ihm Branntwein mit Honig hinsetzt, berauscht er sich und ist dann sehr leicht zu fangen und zu schießen

An sehr vielen Orten wird das Fleisch des Bären gegessen. Es soll fast wie Schweinefleisch schmecken, und man pflegt es auch zu räuchern. Das Fett, welches man in grosser Menge von ihnen erhält, wird völlig wie Schweinefett gebraucht. Am schätzbarsten ist aber das Fell, das zu Matratzen, Muffen, Pelzen, Pferdedecken und dergleichen dient. Ein schwarzes kostet fünf bis zehn Thaler, ein weißes von dem Eisbären funfzehn bis zwanzig; die grauen sind in geringerm Werth.

Unsere Vorfahren bedienten sich der Bärenhäute statt der Betten, daher vermuthlich der Nahme Bärenhäuter entstanden ist, welches jetzt einen faulen, unnützen Menschen bedeutet.

Der Seehund, Phoca.

Zwischen den eigentlichen Land- und Seethieren, wovon jene immer auf dem Lande und diese immer im Wasser leben, stehen diejenigen Thiere in der Mitte, welche sich sowohl auf dem Lande als im Wasser aufhalten. Diese sind also wahre Amphibien, die man aber dennoch in die Klasse der säugenden Landthiere aufgenommen hat, weil sie die Hauptkennzeichen mit diesen gemein haben. Selbst dem äussern Ansehen nach gleichen sie halb den Fischen und halb den Landthieren. Der Körper ist lang gestreckt, wird nach dem Hintertheil immer dünner, und endigt sich in einen Fischschwanz, der aber, wie der Schwanz des Bibers,

mit der Breite auf der Fläche des Wassers oder der Erde liegt. Der Kopf und die Brust ähneln eben diesen Theilen der Landthiere. Die Vorderfüße sind kurz, unförmlich, sehen wie Flossen aus, und sind mehr zum Schwimmen als zum Gehen eingerichtet. Man unterscheidet zwar Finger oder Zehen daran, sie sind aber durch die darüber ausgespannte Schwimmhaut nur wenig zu erkennen. Die kurzen Hinterfüße liegen bey einigen platt an dem Schwanz, bey andern sind sie gar mit in den Schwanz verwachsen. Ihr Gang ist schleppend, aber dennoch hurtig genug.

Nach der Aehnlichkeit, die diese Thiere in Ansehung des Vordertheils ihres Leibes, oder auch wohl in der Stimme, mit den Landthieren haben, sind ihnen auch Nahmen von diesen beygelegt worden. Diese Nahmen werden aber in den Beschreibungen oft mit einander verwechselt.

Das bekannteste und nützlichste unter denselben ist der Seehund (Phoca vitulina), der auch Seekalb oder Robbe heißt, und sich in den nördlichen Meeren aufhält. Der Kopf ist rund, glatt und ohne äussere Ohren, die Form desselben aber wie der Kopf eines Hundes, auch hat er eine bellende Stimme. Das starke Haar liegt fest an der Haut, als wenn es mit Oel bestrichen wäre, und sieht dunkelbraun und weißgefleckt aus. Er nährt sich von Fischen und andern kleinen Seethieren, lebt sehr gesellig und beweist gegen seine Jungen ausserordentliche Zärtlichkeit. Man kann ihn leicht kirre machen.

Ausser dem Fleisch und Fett brauchen die Nordländer auch noch die Sehnen zum Nähen, die Gedärme zu Fenstern und Hemden, die Knochen zu allerley Werkzeugen, das Fell zur Kleidung. Die Jagd der Seehunde ist daher ihr vornehmstes

stes Geschäft, und die Geschicklichkeit darin, ihr Glück und ihre Ehre. Die Seehundsfelle werden auch von uns zum Beschlagen der Koffer u. s. w. gebraucht Ein solches Fell kostet ungefähr 1 Thlr. 4 Ggr. Von Holland und Hamburg gehen jährlich Schiffe nach Grönland auf den Robbenfang.

Der Seelöwe, Phoca leonina.

Dieß ist das größte Thier dieser Gattung, denn er wird etliche zwanzig Fuß lang. Sonst hat er mit dem Seehunde in der Bildung viel Aehnliches. Die lange löwenartige Mähne, die ihn von demselben unterscheidet, hat den Nahmen veranlaßt. Die Haut ist mit kurzen hellbraunen Haaren besetzt, der Schwanz und die Füsse sind schwärzlich. An der Schnauze stehen Barthaare, wie bey den Katzen, sie sind aber so dick und steif, daß man Zahnstocher davon macht. Der Körper ist ringsum in Fett gehüllet, welches sehr geschätzt wird.

Der Seebär, Phoca ursina.

Wohnt in dem nordlichen Theil des stillen Meers, auch in der Südsee. Er hat kleine aufrechtstehende Ohren, langes, zottichtes Haar, welches schwarz, zuweilen auch grau aussieht. Seine Länge beträgt neun Schuh. Er ist sehr grimmig und streitsüchtig. Das Fell wird von den Russen mit zwey bis fünf Rubel bezahlt.

Das Wallroß, Trichecus rosmarus.

Es hält sich in den Meeren und an den Küsten um den Nordpol auf, und erreicht eine Länge von achtzehn Fuß. Eine fast wiehernde Stimme hat ihm den Nahmen verschaft, da es sonst mit dem Pferde gar keine Aehnlichkeit weiter hat. Es unterscheidet sich besonders durch ein paar hervorstehende zwey Fuß lange Eckzähne, mit welchen es zum Theil seinen schweren Körper forthilft, indem es dieselben in das Eis oder in die Erde einschlägt, und den hintern Theil dann nachzieht. Diese Zähne werden viel höher geschätzt als Elephantenzähne, weil sie dauerhaft, weißer und feiner sind. Man verfolgt und tödtet sie größtentheils nur um dieser Beute willen.

Die Seekuh, Trichecus manatus.

Die Seekuh entfernt sich in der Bildung noch mehr von den Landthieren, als die vorhergehenden, und nähert sich eben dadurch den Wallfischen. Der Kopf soll einigermassen einem Ochsenkopf gleichen; Grund genug zu jener Benennung! Hals und Schultern sieht man gar nicht. Die Hinterfüße sind mit in den Schwanz verwachsen. Sie wird zehn bis zwanzig Fuß lang, und lebt in den Meeren und salzigen Flüssen der wärmern Erde. Sie kommt selten aufs Land. Die Haut, welche noch einmahl so dick als Ochsenhaut ist, wird zu Leder verarbeitet. Das Uibrige benutzt man, wie gewöhnlich.

Der Wallfisch, Balaena mysticetus.

Wenn man alle diejenigen Thiere zur ersten Klasse rechnet, welche rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und sie an der Brust säugen, so muß man nothwendig auch die Wallfischgattungen mit darin aufnehmen, welchen alle jene Kennzeichen ebenfalls zukommen. Sie haben mit den Fischen nur die äußere Gestalt gemein, ihr innerer Körperbau ist den Landthieren gleich. Auch finden sich bey ihnen thierisches Fleisch und thierische Knochen, da hingegen die eigentlichen Fische nur Knorpel und Gräten und eine ganz verschiedene Art von Fleisch haben. Die Haut der säugenden Seethiere ist glatt, ohne Schuppen, und nur bey einigen hin und wieder mit dünnen Haaren besetzt. Den Schwanz tragen sie, wie der Biber und die Robben, mit der breiten Seite gegen die Fläche des Wassers gekehrt; Merkmahle, die sie von den Fischen hinlänglich unterscheiden, und ihnen einen Platz zwischen diesen und den Landthieren anweisen.

Den teutschen Nahmen Wallfisch leitet man von dem fremden Wort Baläna her, womit man diese Thiergattung bezeichnet hat. Es kommt daher auch noch in einigen andern Zusammensetzungen vor, z. B. Wallroß und Narwall.

Der eigentlich sogenannte grönländische Wallfisch ist das größte aller bekannten Thiere. Ehemahls erreichte er eine Länge von hundert und zwanzig Fuß und drüber. Jetzt läßt man ihm selten Zeit zu einem solchen Wachsthum, und man sieht sie nur noch sechzig bis siebenzig Fuß lang. In der Mitte sind sie vierzig bis funfzig Fuß dick. Das Gewicht eines von der großen Art schätzt man auf hundert tausend Pfund. Die Flossen an der Brust haben

fünf gegliederte Finger und ordentliche Hand- und Armknochen. Sie sind zehn bis zwölf Schuh lang und ziemlich eben so breit. Der Kopf macht fast den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieses Ungeheuers haben nur ohngefähr die Größe der Ochsenaugen; sie sind mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehen. Mitten auf dem Kopf befinden sich zwey Luftröhren, jede ohngefähr anderthalb Fuß breit, die ihm wie die Nase, zum Athemhohlen dienen. Aus demselben bläset er das Wasser sehr hoch in die Luft mit gewaltigem Brausen, welches eine Meile weit gehört wird. Da die Wallfische in Gesellschaft, oftmals zu hunderten, beysammen schwimmen, so geben diese Wassersäulen von fern einen unbeschreiblich majestätischen Anblick. Aeußere Ohren fehlen ihm, aber nicht die Gehörwerkzeuge, welche inwendig von derselben Einrichtung sind, wie bey den Landthieren. Er soll auch eine Stimme von sich geben können, dreymahl stärker, als das Brüllen des Löwen. Die Zunge ist ein dickes Stück Speck, etliche tausend Pfund schwer, und gibt zuweilen zehn bis zwanzig Tonnen Thran; sie liegt unten im Maule unbeweglich fest. Der Rachen ist so groß, daß man, wenn das Thier getödtet ist, mit einem Kahn hineinfährt, und sechs bis acht Mann darin ungehindert handthieren. Die Kehle hingegen ist so enge, daß eine starke Faust nur so eben durchkommen kann. Zähne hat dieß Thier gar nicht, sondern statt deren in der obern Kinnlade dicke Lagen von Horn mit Haaren besetzt. Dieß sind die Baarden oder Baarten, welche das bekannte Fischbein geben. Man zählt siebenhundert solcher Baarten bey einem Wallfisch. Auf jeder Seite sitzen dreyhundert und funfzig Stück, aber nicht nach der Länge des Kopfs, sondern in der Quere. Von diesen siebenhundert kann man nur etwa fünfhundert gebrauchen, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelsten, als die läng-

sten, sind zehn bis funfzehn Fuß lang. Von einem großen Wallfisch erhält man tausend und mehr Pfund Fischbein. In der untern Kinnlade befinden sich zwey große Knochen, wovon folglich auch kein Fischbein gewonnen wird. Von ihrem Gebrauch siehe die Technologie.

Die Lebensart dieser Thiere kennt man wenig. Sie halten sich eigentlich um den Nordpol, besonders um Grönland und Spitzbergen herum, auf, außerdem aber auch in südlichen Gegenden im Atlantischen Ocean und im stillen Meer, wo sie von einigen Völkern angebetet werden. Um der Nahrung willen treten sie auch in die Nordsee aus. Sie können wegen der engen Kehle nur kleine Fische und Insekten verschlingen. Dazu dienen unter andern die Haare an den Baarten, damit das kleine Gewürme darin hängen bleibt. Ihr Auswurf ist zinnoberroth; man kann damit, obgleich nicht dauerhaft, Leinwand färben. Auf ihren Zügen werden sie häufig von den Sägefischen verfolgt, welche, durch wiederhohlte Anfälle, sie zu tödten im Stande sind. Die Wallfische können sich nicht anders wehren, als mit dem Schwanze, worin sie aber auch eine solche Stärke haben, daß sie mit Einem Schlage ein ziemliches Fahrzeug zertrümmern. Sie haben Zeugungstheile, wie die Landthiere, und begatten sich auch wie diese. Im April gebiert das Weibchen ein Junges, welches zwanzig Schuh lang ist. Sie säuget es etliche Jahr an ihren zwey Brüsten. Das Junge sieht grau marmorirt aus, die Farbe der Alten aber ist gemeiniglich schwarz. Einige sehen jedoch weißlicht oder gelblicht aus. Auch ist die Haut oft mit Seegewächsen, Korallen, Muscheln und dergleichen besetzt.

Die Nordländer nutzen von dem Wallfisch weit mehr, als die Europäer, die nur den Speck und

Das Wallroß, Trichecus rosmarus.

Es hält sich in den Meeren und an den Küsten um den Nordpol auf, und erreicht eine Länge von achtzehn Fuß. Eine fast wiehernde Stimme hat ihm den Nahmen verschaft, da es sonst mit dem Pferde gar keine Aehnlichkeit weiter hat. Es unterscheidet sich besonders durch ein paar hervorstehende zwey Fuß lange Eckzähne, mit welchen es zum Theil seinen schweren Körper forthilft, indem es dieselben in das Eis oder in die Erde einschlägt, und den hintern Theil dann nachzieht. Diese Zähne werden viel höher geschätzt als Elephantenzähne, weil sie dauerhaft, weißer und feiner sind. Man verfolgt und tödtet sie größtentheils nur um dieser Beute willen.

Die Seekuh, Trichecus manatus.

Die Seekuh entfernt sich in der Bildung noch mehr von den Landthieren, als die vorhergehenden, und nähert sich eben dadurch den Wallfischen. Der Kopf soll einigermassen einem Ochsenkopf gleichen; Grund genug zu jener Benennung! Hals und Schultern sieht man gar nicht. Die Hinterfüße sind mit in den Schwanz verwachsen. Sie wird zehn bis zwanzig Fuß lang, und lebt in den Meeren und salzigen Flüssen der wärmern Erde. Sie kommt selten aufs Land. Die Haut, welche noch einmahl so dick als Ochsenhaut ist, wird zu Leder verarbeitet. Das Uibrige benutzt man, wie gewöhnlich.

Der Wallfisch, Balaena mysticetus.

Wenn man alle diejenigen Thiere zur ersten Klasse rechnet, welche rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und sie an der Brust säugen, so muß man nothwendig auch die Wallfischgattungen mit darin aufnehmen, welchen alle jene Kennzeichen ebenfalls zukommen. Sie haben mit den Fischen nur die äußere Gestalt gemein, ihr innerer Körperbau ist den Landthieren gleich. Auch finden sich bey ihnen thierisches Fleisch und thierische Knochen, da hingegen die eigentlichen Fische nur Knorpel und Gräten und eine ganz verschiedene Art von Fleisch haben. Die Haut der säugenden Seethiere ist glatt, ohne Schuppen, und nur bey einigen hin und wieder mit dünnen Haaren besetzt. Den Schwanz tragen sie, wie der Biber und die Robben, mit der breiten Seite gegen die Fläche des Wassers gekehrt; Merkmahle, die sie von den Fischen hinlänglich unterscheiden, und ihnen einen Platz zwischen diesen und den Landthieren anweisen.

Den teutschen Nahmen Wallfisch leitet man von dem fremden Wort Balána her, womit man diese Thiergattung bezeichnet hat. Es kommt daher auch noch in einigen andern Zusammensetzungen vor, z. B. Wallroß und Narwall.

Der eigentlich sogenannte grönländische Wallfisch ist das größte aller bekannten Thiere. Ehemahls erreichte er eine Länge von hundert und zwanzig Fuß und drüber. Jetzt läßt man ihm selten Zeit zu einem solchen Wachsthum, und man sieht sie nur noch sechzig bis siebenzig Fuß lang. In der Mitte sind sie vierzig bis funfzig Fuß dick. Das Gewicht eines von der großen Art schätzt man auf hundert tausend Pfund. Die Flossen an der Brust haben

fünf gegliederte Finger und ordentliche Hand- und Armknochen. Sie sind zehn bis zwölf Schuh lang und ziemlich eben so breit. Der Kopf macht fast den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieses Ungeheuers haben nur ohngefähr die Größe der Ochsenaugen; sie sind mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehen. Mitten auf dem Kopf befinden sich zwey Luftröhren, jede ohngefähr anderthalb Fuß breit, die ihm wie die Nase, zum Athemhohlen dienen. Aus demselben bläset er das Wasser sehr hoch in die Luft mit gewaltigem Brausen, welches eine Meile weit gehört wird. Da die Wallfische in Gesellschaft, oftmals zu hunderten, beysammen schwimmen, so geben diese Wassersäulen von fern einen unbeschreiblich majestätischen Anblick. Aeußere Ohren fehlen ihm, aber nicht die Gehörwerkzeuge, welche inwendig von derselben Einrichtung sind, wie bey den Landthieren. Er soll auch eine Stimme von sich geben können, dreymahl stärker, als das Brüllen des Löwen. Die Zunge ist ein dickes Stück Speck, etliche tausend Pfund schwer, und gibt zuweilen zehn bis zwanzig Tonnen Thran; sie liegt unten im Maule unbeweglich fest. Der Rachen ist so groß, daß man, wenn das Thier getödtet ist, mit einem Kahn hineinfährt, und sechs bis acht Mann darin ungehindert handthieren. Die Kehle hingegen ist so enge, daß eine starke Faust nur so eben durchkommen kann. Zähne hat dieß Thier gar nicht, sondern statt deren in der obern Kinnlade dicke Lagen von Horn mit Haaren besetzt. Dieß sind die Baarden oder Baarten, welche das bekannte Fischbein geben. Man zählt siebenhundert solcher Baarten bey einem Wallfisch. Auf jeder Seite sitzen dreyhundert und funfzig Stück, aber nicht nach der Länge des Kopfs, sondern in der Quere. Von diesen siebenhundert kann man nur etwa fünfhundert gebrauchen, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelsten, als die läng-

sten, sind zehn bis funfzehn Fuß lang. Von einem großen Wallfisch erhält man tausend und mehr Pfund Fischbein. In der untern Kinnlade befinden sich zwey große Knochen, wovon folglich auch kein Fischbein gewonnen wird. Von ihrem Gebrauch siehe die Technologie.

Die Lebensart dieser Thiere kennt man wenig. Sie halten sich eigentlich um den Nordpol, besonders um Grönland und Spitzbergen herum, auf, außerdem aber auch in südlichen Gegenden im Atlantischen Ocean und im stillen Meer, wo sie von einigen Völkern angebetet werden. Um der Nahrung willen treten sie auch in die Nordsee aus. Sie können wegen der engen Kehle nur kleine Fische und Insekten verschlingen. Dazu dienen unter andern die Haare an den Baarten, damit das kleine Gewürme darin hängen bleibt. Ihr Auswurf ist zinnoberroth; man kann damit, obgleich nicht dauerhaft, Leinwand färben. Auf ihren Zügen werden sie häufig von den Sägefischen verfolgt, welche, durch wiederhohlte Anfälle, sie zu tödten im Stande sind. Die Wallfische können sich nicht anders wehren, als mit dem Schwanze, worin sie aber auch eine solche Stärke haben, daß sie mit Einem Schlage ein ziemliches Fahrzeug zertrümmern. Sie haben Zeugungstheile, wie die Landthiere, und begatten sich auch wie diese. Im April gebiert das Weibchen ein Junges, welches zwanzig Schuh lang ist. Sie säuget es etliche Jahr an ihren zwey Brüsten. Das Junge sieht grau marmorirt aus, die Farbe der Alten aber ist gemeiniglich schwarz. Einige sehen jedoch weißlicht oder gelblicht aus. Auch ist die Haut oft mit Seegewächsen, Korallen, Muscheln und dergleichen besetzt.

Die Nordländer nutzen von dem Wallfisch weit mehr, als die Europäer, die nur den Speck und

die Baarten von ihm nehmen. Der Wallfischfang der Europäer ist sehr mühsam, kostbar und bringt jetzt, da diese Thiere seltner werden, wenig Profit. Diejenigen, welche darauf ausgehen, müssen sich oft durch große Eisfelder mit Aexten den Weg bahnen, und außer vielen andern Gefahren auch noch die grimmigste Kälte ausstehen. Ein neues Schiff zu diesem Gebrauch kostet etliche zwanzig tausend Gulden, die Ausrüstung desselben nebst den übrigen dabey vorfallenden Kosten rechnet man ohngefähr auf die Hälfte dieser Summe. Nun kann man den Werth eines Wallfisches, wie ihn die Europäer benutzen, aufs allerhöchste zu zwölf, bis funfzehnhundert Thaler anschlagen, folglich würden erst vier derselben den Unternehmer schadlos halten: und jetzt preiset sich ein Schiff glücklich, wenn es drey gefangen hat! Aber freylich fällt die Rechnung etwas vortheilhafter bey den folgenden Fahrten aus, wo nicht alles wieder neu angeschaft werden darf.

Die Schiffe, welche nach Grönland geschickt werden, laufen im April aus, die aber nach der Straße Davis gehen, schon im März. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Schiffe ausrüsten, heißen Grönlandsfahrer. Im May ist der beste Fang, da sieht man in der Gegend von Spitzbergen oftmahls über dreyhundert Schiffe von allerley Nationen beysammen, die in diesen beyden Monathen wohl ein paar tausend Wallfische fangen. Man erblickt dort um diese Zeit eine solche Menge dieser Thiere, daß man wegen der vielen Wasserstrahlen aus ihren Blaselöchern eine Stadt mit rauchenden Schornsteinen zu sehen glaubt.

Der Fang selbst geschieht mit Harpunen, d. i. mit Pfeilen, die zwey starke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiel befestigt sind. Von diesen Harpunen, die an einem über hundert Klafter lan-

gen Strick gebunden sind, wirft man nach und nach so viel auf das Thier, bis es sich verblutet und matt wird. Sodann tödtet man es vollends mit Lanzen. Sobald es todt ist, zerschneidet man es, und nimmt, was man brauchen kann. Der Speck sitzt, wie bey dem Schweine, zwischen der Haut und dem Fleisch. Bey einem großen Wallfisch ist er eine halbe, und an manchen Stellen drey Viertel Ellen dick. Von einem solchen bekommt man nahe an hundert Tonnen Thran. Jetzt rechnet man gewöhnlich nur auf zwey bis drey Wallfische hundert Tonnen Speck, diese geben hundert und dreyßig Quartelen Thran. Ein Quartel hält sechs Anker oder anderthalb Ohm, und kostet etliche dreyßig Gulden.

Die Bewohner jener Länder haben noch verschiedene andere Methoden ihn zu fangen, und wissen alles davon zu gebrauchen. Viele essen das Fleisch, welches mager, roth und noch zäher wie altes Kuhfleisch ist. Aus der über einen Zoll dicken Haut machen sie sich Schuhe und Stiefeln; aus den Därmen Hemden; aus den Sehnen Fäden, zum Nähen, Stricke u. s. w.

Der Nordkaper, Physeter orca.

Gehört zu den größten Wallfischarten. Sein Aufenthalt ist im nördlichen Ocean, auch im mittelländischen Meer. Da er gewöhnlich am Nordkap — der äußern Spitze Norwegens — gefangen wird, so hat man ihm jenen Nahmen gegeben. Er soll ziemlich die Größe des vorigen erreichen; ja an Länge ihn zuweilen übertreffen. In dem Rachen eines, der acht und siebenzig Fuß lang und fünf und dreyßig Fuß dick war, konnten vierzehn Menschen

bequem stehen. Die Zunge war funfzehn Fuß lang, und eben so breit. Er hat vierzig breite Zähne. Auf dem Rücken steht ein spitziger Stachel, der fünf bis sechs Fuß lang wird, womit er andere große Fische tödtet, und sie dann frißt. Sonst pflegt er mit seinem Schwanz die Heeringe zusammen zu treiben, und sie tonnenweise zu verschlingen.

Man erhält von ihm nur Speck, der aber bessern Thran geben soll, als der vom Grönländischen Wallfisch.

Der Finnfisch, Balaena physalus.

Hat ebenfalls die Länge des Wallfisches, ist aber weit schmaler; und gibt viel weniger Speck. Die Rückenflosse ist etliche Fuß hoch; und hat Gelegenheit zu seiner Benennung gegeben. Ein anderer, dessen Rückenflosse noch höher und wie ein Mastbaum aufrecht steht, heißt deßhalb Mastfisch. Der Finnfisch hat zwar Baarten, aber sie sind schlecht, und fast nicht zu gebrauchen. Auch der Speck ist unbedeutend.

Der Pottfisch, Physeter macrocephalus.

Der Pottfisch oder Kaschelot wird etliche sechzig Fuß lang und dreyßig Fuß dick. Von seinem unförmlich großen Kopf, der fast die Hälfte des übrigen Körpers beträgt, hat man ihm den Nahmen Pottfisch beygelegt. Er wird vorzüglich des Wallraths wegen gesucht, welcher in gewissen Behältnissen des Kopfs als ein milchweißes Oel sich be-

findet. Der Wallrath ist nicht das Gehirn selbst, sondern eine eigne fette Materie, die das Gehirn umgibt. Man bekommt von einem großen Pottfisch etliche zwanzig Tonnen Wallrath, der gleich mit Salz und Wasser gereinigt und durchgeseihet wird. An der Luft erhärtet diese flüßige Materie zu einem halb durchsichtigen Talg. Er dient theils in der Medicin, theils zu Lichtern. Auch gibt der Pottfisch zwanzig bis dreyßig Tonnen Thran, aus welchem, wiewohl nicht mit Vortheil, ebenfalls Wallrath bereitet werden kann. In den Eingeweiden dieses merkwürdigen Thiers findet sich zuweilen die kostbare graue Ambra.

Der Narwall, Monodon narhwall.

Zwey lange aus der obern Kinnlade durch die Oberlippe gerade hervorstehende Zähne zeichnen ihn vor andern aus. Sie sollen bey einigen wohl achtzehn Fuß lang seyn. Gewöhnlich zerbrechen sie einen davon, entweder im Streite, oder sonst durch Zufall. Da man nun die meisten nur mit einem solchen Zahne fand, so gab man ihm den nicht passenden Nahmen Einhornfisch. Dieß Horn oder vielmehr der Zahn des Thiers wurde ehemahls mit tausend Thalern bezahlt, weil man ihm geheime Kräfte zuschrieb. Jetzt kauft man ihn für zwanzig bis dreyßig Thaler, und verarbeitet denselben wie Elfenbein zu allerley Kunstsachen. An einigen Orten kommt er doch noch in Apotheken, und wird wie Hirschhorn zubereitet. Der Narwall gibt nur wenig Thran; der aber besser ist als von den Grönländischen Wallfischen.

Das Meerschwein, Delphinus phocaena.

Das Meerschwein (Delphin) hat einen fast kegelförmigen Körper, einen breiten Rücken und eine Art von Rüssel, beynahe wie ein Gänseschnabel, daher der teutsche Nahme. — Er wird nur etwa acht Fuß lang, schwimmt außerordentlich schnell, begleitet in großer Anzahl die Schiffe, um aufzufangen, was herausgeworfen wird. Man sieht seine häufige Erscheinung zugleich als Vorbothen des Sturms an. Das Fleisch desselben wird gegessen.

Säugethiere. Dritte Ordnung.

Der Affe.
Das Faulthier.
Der Ameisenbär.
Das Panzerthier.
Der Igel.
Das Stachelschwein.
Das Murmelthier.
Das Beutelthier.
Die Giraffe.
Die Fledermaus.

Der Affe, Simis.

Wir richten nun unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Thiere, welche man nicht sowohl um ihres Nutzens oder Schadens willen — obgleich auch dieser bei einigen derselben nicht ganz unbedeutend ist — kennen zu lernen wünscht, als vielmehr, weil die Betrachtung ihrer körperlichen Eigenschaften und ihrer Triebe uns eine lehrreiche Unterhaltung gewährt. In dieser Hinsicht war das Geschlecht der Affen von jeher der Gegenstand einer forschenden Wißbegierde, und in der That zeichnen sich auch diese Geschöpfe in ihrer Bildung und Lebensart von andern Thieren ganz besonders aus. Einige Arten (denn man zählt jetzt schon nahe an funfzig) scheinen in Ansehung der Gestalt dem Menschen am nächsten zu kommen. Diese körperliche Aehnlichkeit

erweckte zugleich ein so günstiges Vorurtheil für eine völlige Uebereinstimmung ihrer ganzen Natur mit der unsrigen, daß man eine Zeitlang kein Bedenken trug, sie als eine Gattung menschlicher Wesen von etwas geringern Fähigkeiten anzusehen. Jedoch eine genaue Untersuchung hat dieß Vorurtheil zerstreuet. Der flache Scheitel, die mit Haaren bewachsene Stirn, der weite hervorstehende Vorderkopf, die längere unten platte Nase, der weite Abstand des Mauls von den Augen, die schmalen Hüften, platten Lenden und andere Verschiedenheiten, verrathen schon ein anderes Geschlecht von Geschöpfen. Noch mehr zeigt dieß ihr innerer Körperbau. Am allerdeutlichsten aber erhellet es aus der Beschaffenheit ihrer Fähigkeiten und Seelenkräfte. Der wahre und wesentliche Unterschied des Menschen von dem Thier besteht in der Vernunft, das ist, in der Fähigkeit verständig zu werden, und an Vollkommenheit zuzunehmen. Diese Fähigkeit äussert sich zugleich durch den Gebrauch der Sprache, als welche ein nothwendiges Mittel zum Verständigwerden ist. Allein alle Versuche, die Affen reden zu lehren sind bisher vergeblich gewesen; sie behalten die allgemeine thierische Stimme, die nie zur menschlichen Sprache wird, welches ohnehin der Bau der Organen bey ihnen ohnmöglich macht. Eben so wenig findet man eine fortschreitende Ausbildung und Vervollkommnung ihres ganzen Geschlechts, welches bey dem Menschengeschlechte eine Folge der Vernunft ist. Ja, die Affen zeigen in gewissen Stücken noch nicht einmahl so viel Klugheit, als der Elephant und der Hund.

Auf der andern Seite aber ist es unleugbar, daß den Affen dennoch in Betracht ihrer ausnehmenden Geschicklichkeit, menschlichen Handlungen nachzuahmen, so wie auch wegen anderer vorzüglichen Eigenschaften, der erste Platz nach dem Men-

schen gebührt. Ihr Nachahmungstrieb ist allgemein bekannt, und ihr Nahme ist deshalb ein Spottnahme unter den Menschen geworden. Auch weiß man diesen Trieb sehr wohl zu benutzen. Wenn z. B. die Indianer Pfeffer oder Kokosnüsse einsammlen wollen, so pflücken sie in Gegenwart der Affen einige dieser Früchte, legen sie gleichsam spielend auf einen Haufen beysammen, und entfernen sich. Kaum sind sie weg, so kommen die Affen, die bisher zugesehen hatten, machen es gerade eben so, und ersparen mit dieser Spielerey den Menschen viel Zeit und Mühe. Durch diesen Trieb verleitet, gerathen sie auch leicht in Gefangenschaft. Man wäscht sich vor den Augen eines Affen das Gesicht, und setzt dann statt des reinen Wassers einen Napf mit Leimwasser hin. Das neugierige Thier versucht, sobald der Mensch sich wegbegeben hat, dieß gleichfalls, verkleistert sich aber mit dem Leimwasser die Augen, und wird gefangen. Aehnliche Mittel gibt es in Menge.

Der Affe ist, ausser dem Menschen, das einzige Geschöpf auf der Erde, das sich auch andrer Waffen bedient, als die Natur ihm gegeben hat. Er bricht starke Zweige von den Bäumen und schlägt damit um sich, oder wirft mit Steinen und dergleichen Dingen nach seinem Feind. Gewöhnlich sieht man grosse Schaaren, oft von mehrern hunderten beysammen, die sich dann gegen einen Angriff gemeinschaftlich vertheidigen. Ordnung, strenge Zucht und Herzhaftigkeit kann man bei solchen kriegerischen Vorfällen nicht genug bewundern. Sie selbst lieben sich sehr zärtlich, besonders die Mütter ihre Jungen, die sie zuweilen vor Liebe erdrücken. Sonst sind sie im Stande der Freyheit lebhaft und lustig, überhaupt aber von einem sehr heftigen, leidenschaftlichen Temperament. Hämisch, rachgierig, diebisch, im höchsten Grade wohllüstig, eben so ausschweifend in

der Freude als in der Betrübniß, stellen sie uns ein Bild der sinnlichen Unarten der menschlichen Natur auf.

Das Vaterland der Affen ist vornehmlich der heiße Erdstrich zwischen den Wendekreisen. Da wohnen sie in Wäldern, auf und unter den Bäumen, und nähren sich von Früchten, Blättern, Getraide, Eyern der Vögel, einige auch von Insekten und Muscheln. Wenn sie trinken wollen, schöpfen sie das Wasser mit der hohlen Hand, und bringen es so zum Maul. Im Klettern besitzen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit, und der Vorderfüße bedienen sie sich zu allen Verrichtungen statt der Hände, die auch wirklich den Menschenhänden sehr ähnlich sind. Man sieht sie beständig in Thätigkeit, selbst wenn sie ruhen, suchen sie zum Zeitvertreib sich und andern das Ungeziefer aus den Haaren. Sie haben gewöhnlich Schildwachen an den äussern Posten ihres Aufenthaltes stehen, die, wie man sagt, sogar am Leben gestraft werden, wenn sie nicht aufmerksam genug sind, und einen Uiberfall zur rechten Zeit anmelden. Besonders sind sie bey ihren Diebereyen sehr vorsichtig. Wenn sie ein Reisfeld oder einen Garten plündern wollen, stellen sie sich in eine lange Reihe, deren vorderste Glieder die Plünderung verrichten, und sodann die Früchte den nächststehenden zuwerfen. So gehen sie mit der größten Geschwindigkeit aus einer Hand in die andere bis zu den letzten, die im Walde stehen, und sie in ein gemeinschaftliches Magazin sammlen *).

*) Diese und ähnliche Erzählungen der Reisebeschreiber von der Klugheit der Affen halten einige Naturforcher für Fabeln. Gewiß ist es, daß die Affen nicht einmahl so viel Ueberlegung besitzen, ein angezündetes Feuer mit nahe dabey liegenden Holz zu unterhalten, ob sie sich gleich gern daran wärmen mögen, und bey Erlöschung derselben sich kläglich gebehrden.

Wegen des grossen Schadens, den sie auf dem Felde, in den Gärten und auch wohl in den Wohnungen der Menschen anrichten, wird ihnen häufig nachgestellt. Man pflegt aber auch ihr Fleisch zu essen. Jung gefangen lassen sie sich, jedoch nicht alle, zu verschiedenen Künsten und nützlichen Geschäften abrichten. Die Alten kann man aber gar nicht zähmen. Einige Gattungen sind so unbändig und dabey so stark, daß zehn grosse Männer einen einzigen nicht zu zwingen vermögen. In der Gefangenschaft lernen die Jungen auf dem Seil tanzen, sich anputzen, wobey sie selbst die Farben der Kleider unterscheiden, einen Schubkarren fahren, Gläser ausspülen, Wasser hohlen und dergleichen. Man unterhält sie aber doch mehr zum Vergnügen, als zum wirklichen Dienst, weil sie aus Tücke noch immer gern schelmische Streiche ausüben, und man sich selten auf sie recht sicher verlassen kann.

Bis jetzt sind zwey Hauptgattungen der Affen bekannt; ungeschwänzte und geschwänzte. Von den ungeschwänzten bemerken wir den Orangutang, (Satyrus) der auch Waldmensch genannt wird. Er erreicht eine Höhe von vier Fuß, geht mehrentheils aufrecht, und er vornehmlich hat durch seine Gestalt und sein Betragen die vortheilhafte Meinung von einer Gleichheit mit dem Menschengeschlecht erregt Er wird aber gemeiniglich mit einer andern Art verwechselt, die dem Menschen in der Bildung noch ähnlicher ist. Sein Leib ist mit braunröthlichten Haaren besetzt, das Gesicht aber meist kahl. Von eben der Grösse, doch weit schwächlicher, ist der Gibbon, (Longimava) dessen Arme, wenn er aufrecht steht, fast bis auf die Erde reichen. Wenn er sich derselben zum Gehen bedienen will, darf er den Leib nur ein klein wenig vorwärts beugen. Der gemeine Affe, (Sylvanus) der gewöhnlich mit Bären und andern fremden

Thieren in Teutschland herumgeführt wird, ist nur etwas grösser als eine Katze, läßt sich leicht zähmen, macht viel Possen und lächerliche Gebärden, und pflanzt sich auch in dem wärmern Europa fort.

Unter den geschwänzten Affen gibt es einige mit kurzen und andere mit langen Schwänzen. Zu jenen gehört der Pavian, (Papio) ein unglaublich wildes, häßliches und boshaftes Thier. Die langgeschwänzten Affen heissen mit einem Wort Meerkatzen, (Cercopitheci) welche nur in Amerika einheimisch seyn sollen. Sie gebrauchen zum Theil die Schwänze wie Hände, um sich an den Zweigen damit fest zu halten. Man verglich sie beym ersten Anblick den Katzen, und gab ihnen dann jenen Nahmen, weil sie übers Meer zu uns gebracht werden. Eine andere Art, die auch wohl diesen Nahmen zu erhalten pflegt, wohnt in Afrika, und ist mit grünlich schwarzen und am Bauche weißgrauen Haaren bedeckt.

Das Faulthier, Ignavus.

Das Faulthier hat fast ein weinerliches Menschengesicht und im Aeußern einige Aehnlichkeit mit dem Affen, daher es auch den Nahmen Faulthieraffe führt, ist aber in Ansehung des lebhaften Temperaments das gerade Gegentheil von demselben. Man kennt mehrere Gattungen von dieser Thiergattung. Eine, etwas größer wie eine Katze, findet sich in Südamerika. Diese Thiere sind erstaunlich träge und langsam. Sie kommen bey der äussersten Anstrengung in einem ganzen Tage nicht weiter, als eine Viertelstunde Weges. Ihre Nahrung besteht in Blättern und Früchten. Klettern können sie zwar wegen ihrer scharfen Klauen

sehr gut, brauchen aber doch wohl zwey Tage, um einen mässigen Baum zu besteigen. Sind sie einmahl oben, so verlassen sie ihn nicht eher wieder, als bis er ganz abgefressen ist. Dann stürzen sie sich herunter, und treten die lange Reise nach einem andern Baume an. Jeder Tritt scheint ihnen sauer zu werden, und sie sollen acht bis neun Minuten brauchen, um einen Fuß nach dem andern fortzusetzen. Sie heben den Fuß nicht auf, wenn sie sich fortbewegen, sondern schleifen ihn langsam auf der Erde hin, und lassen von Zeit zu Zeit eine klägliche Stimme hören. Eine Art hat von diesem heulenden Ton den Nahmen Ai erhalten. Weder Schläge noch Lockungen machen sie hurtiger. Man sagt, daß wenn sie von einem Baume fett herunter kommen, sie wieder mager werden, ehe sie einen andern erreichen. Sie können fast einen Monat lang hungern, saufen gar nicht, haben überhaupt wenig Bedürfnisse und ein sehr zähes Leben. Auch sind sie dadurch von allen andern vierfüssigen Thieren ausgezeichnet; daß sie sechs und vierzig Rippen haben.

Der Ameisenbär oder Ameisenfresser, Myrmecophaga.

Ist ebenfalls in Südamerika einheimisch. Eine Gattung ist so groß wie ein mittelmässiger Hund, die andre, wie ein Eichhörnchen und auch fast von eben der Farbe. Sie haben eine rüsselförmige Schnauze, gar keine Zähne, eine längliche, runde Zunge, die sie wie einen Wurm in Ameisenhaufen stecken. Die Ameisen versammeln sich auf derselben, können aber wegen des zähen Schleims, womit sie überzogen ist, nicht wieder hinunter. Ist nun die Zunge

voll Ameisen, so ziehen sie dieselbe in den Mund zurück, verschlucken die Insekten, und angeln dann wieder von neuem damit. Ihre starken, gekrümmten und spitzigen Klauen dienen ihnen theils die Ameisennester aufzuscharren, theils zu ihrer Vertheidigung, denn sie sind im Stande, sich gegen weit grössere Thiere zu wehren. Man kann sie auch zähmen. Ihr Fleisch ist eßbar, und das Fell wird zu Pelzen gebraucht.

Das Panzerthier, Tatu.

Es heißt auch Armadill oder Gürtelthier und hat gleiches Vaterland mit dem vorigen. An Gestalt und Grösse gleicht es einem mässigen Ferkel; seine Bedeckung macht es aber besonders merkwürdig. Kopf, Rücken und Schwanz sind mit einer knöchernen Schale versehen. Der untere Theil des Leibes und die Seiten des Kopfs haben jedoch nur eine weiche Haut mit dünnen Borsten zur Bekleidung. Diese Decke besteht nicht aus einem ganzen Stück, sondern sie wird mitten auf dem Rücken durch einige bewegliche Gürtel von eben der Materie unterbrochen, die durch eine starke Haut mit einander verbunden sind. Die Zahl der Gürtel steigt von drey bis achtzehn, denn es gibt acht verschiedene Gattungen dieses Geschlechts. Schilde und Gürtel sind zum Theil artig gezeichnet. Diese Thiere wohnen in der Erde, gehen meist des Nachts ihrer Nahrung nach, welche in Erd = und Baumfrüchten besteht; auch fressen sie Gewürme und Fleisch. Sie werden sehr kirre, und sind überhaupt sanft und unschädlich. Wenn ein Feind sie unvermuthet überrascht, so rollen sie sich zusammen, wie die Igel, oder graben sich in wenig Minuten in die Erde. Ihr Fleisch wird gegessen, und die Schale zu allerley Gefäßen verarbeitet.

Diesen ist in Ansehung der Bedeckung das Geschlecht der Schuppenthiere in Ostindien ähnlich. Die beweglichen knochenartigen Schuppen liegen wie die Schuppen der Tannzapfen über einander. In der Bildung gleichen sie einer Eidechse. Nahrung und Lebensart haben sie mit dem Ameisenbären gemein. Die Brüste sitzen dem Weibchen zwischen den Vorderbeinen. Eine Art davon, so groß wie eine junge Katze, und niedlich gebildet, heißt das Formosanische Teufelchen, (Manis).

Der Igel, Hystrix erinaceus.

Durch eine andere Bedeckung des Körpers zeichnet sich der Igel aus. Sein Rücken ist mit dünnen steifen Stacheln besetzt, womit er sich gegen Angriffe schützt. Man findet ihn in der ganzen alten Welt, nur die sehr kalten Länder ausgenommen. Die Länge des Thiers beträgt etwa neun bis zehn Zoll; Schwanz und Füße sind kurz. Er nährt sich von allerley Gewürmen, Krebsen, Schnecken, Vögeln, Fröschen, Mäusen, auch von Wurzeln, Blättern und Baumfrüchten. Bey Tage ruht er unter Gesträuchen, Hecken und Zäunen, und des Nachts geht er der Nahrung nach. Im Junius bringt das Weiben drey bis vier Junge zur Welt, die auf der weißen Haut nur erst Spuren von Stacheln zeigen. In der Gefangenschaft hecken sie nicht leicht. Den Winter verschlafen sie in hohlen Bäumen und Steinritzen. Wenn sie zusammengerollt sind, kann ihnen kein Thier etwas anthun; doch soll der Fuchs durch öfteres Hin- und Herwälzen sie zwingen, sich aufzuthun. Ein Mensch kann sie leicht dazu nöthigen, wenn er sie mit Wasser begießt. Das Fleisch dieses furchtsamen und unschuldigen Geschöpfs ist genießbar. Einige wollen in der Bildung des Kopfs ei-

nen Unterschied unter ihnen bemerken, und nennen die mit einer rüsselförmigen Schnauze, Schweinigel; die mit einer Hundsschnauze, aber Hundsigel.

Der Igel von Malakka ist wegen eines Steins berühmt, der sich zuweilen bey ihm in der Galle durch eine Krankheit erzeugt. Man nennt ihn Schweinstein, und bezahlte ehemahls ein Loth mit etlichen hundert Thalern, weil man ihn für ein herrliches Arzeneymittel hielt. Er sieht schwärzlich aus, ist außerordentlich bitter und theilt Geschmack und Farbe dem Wasser mit, wenn er eine Zeitlang darin liegt. In Europa ist er schon längst nicht mehr im Gebrauch.

Das Stachelschwein, Hystrix cristata.

Ohne eine andere Aehnlichkeit mit dem Schwein, als eine grunzende Stimme zu haben, erhielt es dennoch jene Benennung. Es ist in den wärmern Gegenden von Asien, Afrika und Europa zu Hause, und hat beynahe die Größe eines Bibers. Der Leib ist mit dichten Haaren und der ganze obere Theil desselben mit Stacheln besetzt. Diese sind zehn bis zwölf Zoll lang, schwarz und weiß gesprenkelt, und oben mit kleinen Widerhacken versehen. Es kann dieselben nach Willkühr bewegen, aber nicht, wie man sonst glaubte, als Pfeile von sich schießen. Sie sind den Federkielen ähnlich, und rasseln, wenn das Thier im Zorn sie schüttelt. Bey Gefahren rollt es sich, wie der Igel, zusammen, und ist dann selbst gegen den Angriff des Löwen geschützt. Es wohnt in der Erde, und nährt sich von Baumrinden und Früchten. Das Fleisch desselben wird gegessen, und die Stacheln zu Zahnstochern und zu Stielen der Mahlerpinsel gebraucht.

Das Murmelthier, Mus marmota.

Es gehört zu dem Geschlecht der Mäuse, und ist ohngefähr so groß wie eine Katze, sieht aber wegen der dicken Haare größer aus. In der Bildung nähert es sich den Bären und Ratzen. Die Farbe ist braunroth, am Bauche und an den Füßen gelblich, am Schwanze schwarz. In den höchsten Gebirgen von Europa und Asien macht es sich unterirdische Höhlen, nährt sich von Insekten, Wurzeln und Kräutern, und erstarrt im Winter. Es sitzt und geht viel auf den Hinterfüßen, bedient sich der Vorderfüße als Hände, und lebt gern in Gesellschaft. Sie stellen Schildwachen aus, und geben sich die Annäherung eines Feindes, so wie die Veränderung des Wetters, durch ein helles Pfeifen zu erkennen. Vor Alters glaubte man, daß sie Gras und andere Nahrung in ihre Magazine einführen, indem sich eins auf den Rücken legte, mit den vier emporgestreckten Vorderfüßen statt eines Wagens diente, und die andern es so am Schwanze fortzögen. Diese sonderbare Art von Fuhrwerk hat sich durch neuere Beobachtungen nicht bestätigt. — Sie sind leicht zu zähmen, und zu allerley Künsten abzurichten, gehorchen der Stimme ihres Herrn und verstehen seine Winke, lernen einen Stock angreiffen, tanzen u. s. w. Mit diesem Unterricht geben sich besonders die armen Savoyarden ab, und ziehen dann, wie die Bärenführer, mit diesen poßirlichen Thieren umher. In der Gefangenschaft sind sie sehr begierig nach Milch und Butter. Fleisch und Fell ist nutzbar.

Das Beutelthier, Didelphis.

Unter diesem Nahmen ist ein merkwürdiges Thiergeschlecht bekannt, das in Ostindien und vorzüglich

in Südamerika lebt. Die Weibchen haben nähmlich am Bauche einen länglichen Beutel mit einer Oeffnung, welche sie durch besondre Muskeln verschliessen und aufmachen können. Dieser Beutel ist inwendig mit weichen Haaren ausgefüttert, und bedeckt die Stelle des Bauchs, wo die Brüste sitzen. Ihre Jungen bringen sie sehr klein und unreif zur Welt, stecken sie aber sogleich in den Beutel, wo sie sich an die Zitzen fest ansaugen und so lange daran hängen bleiben, bis sie wie eine reife Frucht von selbst abfallen. Sobald sie zum zweytenmahle geboren sind, vertrocknen die Zitzen, und lösen sich vom Bauche der Mutter ab, daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr sieht, wo sie gesessen haben. Nach einer neuen Befruchtung bilden sich auch wieder neue Zitzen, obgleich nicht immer an den nähmlichen Stellen. — So lange die Jungen noch bey der Mutter sind, bleibt ihnen dieser Beutel ein sicherer Zufluchtsart; denn bey bevorstehender Gefahr nimmt sie die Mutter gleich darin auf, uud rettet sich und die Jungen durch die Flucht. Die größte Gattung dieser Thiere ist so groß wie ein Marder, und heißt Marsupial oder Beutelratte. (Didelphis marsupialis).

Ein in dieser Hinsicht ähnliches Thier ist die Buschratte, oder der Surinamische Aeneas, (Didelphis dorsigera) etwas größer als eine gemeine Ratte, auf deren Rücken sich die Jungen flüchten, und ihre Schwänze um den steif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter schlingen, und sich so forttragen lassen, wenn sie einen Feind bemerken.

Die Giraffe, Giraffa camelopardalis.

Die sonderbare Gestalt dieses Thiers, seine Umständlichkeit und seine geringe Brauchbarkeit be-

stimmen ihm den Platz hier in der dritten Ordnung. Sein Vaterland ist Afrika. In Ansehung der Höhe des Vorderleibes kann es eins der größten, wo nicht das größte auf dem Erdboden genannt werden: denn es ist vom Kopf bis zu den Füßen wohl siebzehn Fuß hoch. Dagegen steht es hinten fast noch einmahl so niedrig, indem die Höhe nur acht bis neun Fuß beträgt. Der Länge nach mißt es ohngefähr zwanzig Fuß. Kein vierfüßiges Thier hat einen so langen Hals, der dadurch noch mehr in die Augen fällt, weil die Giraffe ihn fast beständig steif in die Höhe trägt. Auf dem Kopfe stehen zwey gerade, kurze Hörner. Das Fell ist schmutzigweiß mit röthlichen und blaßgelben Flecken sehr regelmäßig gesprengelt. Im Alter ändert sie die Farbe etwas. Der Gang soll von dem Gange aller andern vierfüßigen Thiere darin verschieden seyn, daß sie immer zwey Schenkel auf einer Seite zugleich aufheben. Allein neuere Beobachter widersprechen dieser Sage. Sie nährt sich vom Laub der Bäume, welches sie, wegen ihrer ansehnlichen Höhe, leicht erreichen kann. Dieß große Thier ist dennoch furchtsam, schwächlich, sanftmüthig und zum Dienst der Menschen gänzlich unbrauchbar. Es führt auch den Nahmen Kameelparder. Kameel wegen des langen Halses; Parder, des gefleckten Felles wegen.

Die Fledermaus, Vespertilio.

Unter den vierfüßigen Thieren ist die Fledermaus das einzige, welches wirklich in der Luft herum fliegen kann, indem die sogenannten fliegenden Eichhörnchen dieß Vermögen nicht haben. Dennoch darf sie aber nicht zu den Vögeln gerechnet werden, weil sie mit diesen gar nichts, als das Fliegen gemein hat. Es fehlen ihr die Federn und der Schnabel,

zwey wesentliche Kennzeichen der Vögel; dagegen hat sie Kopf, Maul und Zähne wie die Säugethiere, auch einen Schwanz und Haare, wie diese. und zwey Brüste, woran sie die lebendiggebornen Jungen säugt. Sie ist fast auf der ganzen Erde ausgebreitet, und von sehr verschiedener Bildung und Größe; man zählt bereits etliche zwanzig Gattungen. Bey allen sind die Vorderfüße, oder vielmehr Hände, weit länger als der ganze Leib. Zwischen den Vorder- und Hinterfüßen ist eine kahle, florähnliche Haut ausgespannt, die ihnen statt der Flügel dient. Die gemeinen Fledermäuse sind, die Flügel abgerechnet, kaum etwa drittehalb Zoll lang; die Zwergfledermaus, die auch in Teutschland gefunden wird, mißt nur einen und dreyviertel Zoll. In Amerika gibt es aber eine Gattung, die so groß ist wie ein Eichhörnchen, sich von kleinen Thieren und Baumfrüchten nährt, den größern, und selbst den Menschen, im Schlaf das Blut aussaugt, und dadurch sehr beschwerlich wird. Sie macht mit der spitzigen Zunge unvermerkt eine kleine Oeffnung an einen Theil des Leibes, und fächelt während des Saugens mit ihren langen Flügeln dem Schlafenden eine angenehme Kühlung zu, daß dieser nicht leicht aufwacht. Einige haben die Wirkung dieses Blutsaugens für tödtlich ausgegeben, welches aber wohl übertrieben ist. Diese Fledermäuse heißen Vampirs, (Vespertilio spectrum) und eine noch größere Gattung nennt man den fliegenden Hund, (Canis volans) weil der Kopf wie ein Hundeskopf gestaltet ist.

Der Flug der Fledermäuse ist von dem Fluge der Vögel unterschieden. Es sind ungewisse Schwingungen, die dem Flattern der Schmetterlinge gleichen; und sich in ihren Wendungen nach dem Raub, nach dem Licht und nach hellen Farben richten. Auf der Erde können sie nicht gehen, sondern nur kriechen; auch fällt es ihnen sehr schwer, sich von der-

selben zu erheben und aufzufliegen. Ihre Nahrung besteht vornehmlich in allerley Insecten, Nachtschmetterlingen und dergleichen; sie fressen auch gern Speck, Talg und Fleisch, und besuchen daher die Schornsteine und Räucherkammern, wenn sie dazu kommen können. Man verwahrt sie dagegen mit Dornen. Indessen ist die Zeit, wo sie ihre Nahrung suchen dürfen, sehr eingeschränkt. Sie kommen nur mit dem Anfang der Abenddämmerung zum Vorschein, und verschwinden wieder, sobald die Nacht einbricht, und ihre Feinde, die Eulen, hervorlockt. Die ganze übrige Zeit der Nacht und des Tages ruhen sie in hohlen Bäumen, oder Mauerlöchern, oder in abgelegnen Winkeln unbewohnter Häuser. Im Sommer paaren sie sich, und bringen zwey lebendige Junge. Unsre gemeine Fledermaus hat in dieser Jahrszeit einen widrigen Bisamgeruch. Gegen den Winter erstarren sie (im kalten Klima) und hängen sich in ihren Höhlen klumpenweise mit den Hinterfüßen auf, hüllen sich in ihre Flughaut, wie in einen Mantel, und erwarten ihre Belebung von den wärmern Tagen des Frühlings.

Man sollte die gemeinen Fledermäuse bey uns nicht fangen und tödten, weil sie durch Vertilgung der Insekten mehr Nutzen, als durch ihre seltnen Räubereyen in den Schornsteinen Schaden stiften.

Zweyte Klasse.

Vögel.

So wenig auch die Vögel in Ansehung ihrer äussern Gestalt den Thieren der ersten Klasse gleichen: so findet sich dennoch in der innern Einrichtung ihres Körpers mehr Uibereinstimmung, als bey den folgenden Klassen. Denn sie haben ebenfalls ein Herz mit zwey Herzkammern, rothes warmes Blut und wirkliche Knochen; auch ihr Fleisch nähert sich dem Fleisch der Säugethiere. Dieser innern Aehnlichkeit wegen schließt sich die Klasse der Vögel unmittelbar an die vorhergehende an.

Der Schnabel, die Flügel, die Füße und die Federn unterscheiden die Vögel hinlänglich von allen andern Thieren, und sie selbst sind durch die verschiedene Bildung dieser Theile wiederum in Geschlechter und Gattungen abgetheilt. Jede Gattung hat gerade die Form des Schnabels, der Flügel u. s. w. erhalten, welche für ihre Lebensart die zweckmäßigste ist.

Die meisten Knochen der Vögel sind hohl und ohne Mark, wodurch die Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Auch hat die Luft in diesen markleeren Knochen mit der Lunge Gemeinschaft. Die Lunge hängt nicht, wie bey den Säugethieren, frey in der Brust, sondern ist an dem Rücken und an den Rippen angewachsen, und steht mit verschiedenen zellichten Geweben, als Luftbehältern, in Verbindung. Durch diese Einrichtung wird besonders der lange Odem, den sie zum Fliegen und zum Singen nöthig haben, erleichtert.

Ei=

Einige körnerfressende Vögel haben einen Kropf, worin die Körner erst eingeweicht werden und dann in den Magen kommen, der inwendig mit einer harten Haut überzogen ist. Bey den fleischfressenden Vögeln findet man weder diese harte Haut, noch einen Kropf, sondern die Speisen werden bloß durch den Magensaft aufgelöst und verdauet. Alles, was der Magen nicht verdauen kann, z. B. Haare, Federn u. s. w. brechen die Raubvögel nachher wieder von sich, welches in der Jägersprache das Gewölle werfen heißt.

Der Urin sondert sich zwar, wie bey den Säugethieren, in den Nieren ab, wird aber durch einen Kanal mit dem Koth ausgeworfen. So geht auch bey den meisten die Galle unmittelbar aus der Leber in die Gedärme, ohne sich in einer besondern Blase zu sammlen. Es ist also ein Vorurtheil des gemeinen Mannes, daß den Tauben die Galle fehle; es fehlt ihnen nur, wie den andern, die Gallenblase.

Bey den meisten Arten haben die Männchen eine doppelte, obgleich sehr kurze Ruthe (Zeugungsglied); der Geschlechtstheil der Weibchen liegt über der Oeffnung des Afters, da er hingegen bey den Säugethieren unter demselben befindlich ist. In dem Eyerstock der Weibchen bilden sich runde gelbe Körperchen von verschiedener Größe, die wie eine Frucht an einem Stielchen wachsen. Auf jedem sieht man eine weiße Narbe, welches die Stelle ist, wo sich das Junge entwickeln soll. Nach der Befruchtung (bey mancheln Vögeln auch ohne dieselbe) trennt sich das Ey von dem Eyerstocke, und geht in die Gebärmutter, einen häutigen Sack von der Gestalt und Größe eines vollkommnen Eyes. Aus den Gefäßen der Gebärmutter schwitzt das Weiße und umgibt den Dotter. Zuletzt wird hier noch das Ganze von zwey dünnen Häutchen und einer kalkichten Schaale

eingeschlossen, und ist sodann zur Geburt reif. Wenn das befruchtete Ey gelegt ist, muß noch ein bestimmter Grad von gleichmäßiger Wärme hinzukommen, um den darin enthaltenen Keim des jungen Vögelchens zur vollkommnen Ausbildung zu bringen. Diese Wärme gibt ihm gemeiniglich die Mutter selbst; aber auch jede andere natürliche und künstliche Wärme von dem erforderlichen Grad kann eben das bewirken. Lehrreich und unterhaltend ist die Beobachtung der stuffenweisen Entwicklung des Jungen im Ey; sie hat uns manches Geheimniß der Erzeugung enthüllt.

Die Treue, womit sich Männchen und Weibchen zugethan sind — denn die meisten halten sich paarweise zusammen — der gegenseitige Beystand zur Erbauung eines Nestes und die gemeinschaftliche Versorgung und Erziehung ihrer Jungen, zeichnen die Vögel vor vielen andern Thieren sehr vortheilhaft aus. Man könnte daher ihre Vereinigung eher eine Heirath, als Paarung, nennen. Bey dem Bau des Nestes selbst äußert sich ein bewundernswürdiger Kunsttrieb. Ohne ein anderes Werkzeug, als den Schnabel, flechten — besonders einige Gattungen — so dauerhafte, künstliche und zweckmäßige Nester, daß keines Menschen Hand sie nachzumachen im Stande ist. Jede Gattung wählt dazu einen eigenen Ort, in der Erde, auf der Erde, auf dem Wasser, in Gesträuchen, auf Bäumen, in Mauerlöchern u. s. w. Eben so verschieden sind die Baumaterialien und die Form, so, daß man aus dem Anblick eines Nestes schon den Vogel errathen kann, dem es gehört. Dieß gilt auch in Ansehung der Gestalt, Farbe und Anzahl der Eyer. Sonderbar ist es, daß manche Vögel, wenn sie ihre bestimmte Zahl von Eyern gelegt haben, und man eins oder etliche davon nimmt, eben so viel wieder dazu legen. Diese sonst unfreywillige Handlung des Eyerlegens scheint also doch gewissermaßen von ihrer Willkühr abzuhängen.

Außer jenem Kunsttrieb bemerkt man bey einigen Vögeln auch noch einen Trieb, ihren Aufenthalt zu verändern. Dieß geschieht gemeiniglich im Herbst, theils der Kälte wegen, theils aus Mangel an Nahrung. Verschiedene streichen nur einige Meilen weit umher, und kehren bald wieder zurück. Diese heißen Strichvögel; Zugvögel nennt man aber die, welche in weit entfernte Länder ziehen, und erst im Frühjahr wiederkommen. Sogar bey denen, welche in der Gefangenschaft leben, und diese Reise nie mitgemacht haben, zeigt sich dieser Trieb. Sie werden zu der bestimmten Zeit unruhig, und flattern im Käfig ungewöhnlich herum.

Alle Vögel mausern sich jährlich einmahl, einige auch zweymahl. Die Ursach davon ist das Vertrocknen der Federn und die Verstopfung der Kanäle, wodurch sie genährt werden. Diese nährenden Theile häufen sich dann unter den Federn an, und stoßen sie gleichsam mit Gewalt aus. Um diese Zeit erscheinen sie eben so traurig und kränklich, als wenn zuweilen die Drüsen über dem Hintern verstopft sind. Denn die Absonderung der öligten Feuchtigkeit, welche sich in denselben sammlet, und welche die Vögel öfters mit dem Schnabel ausdrücken und ihre Federn gegen die Näsſe damit bestreichen, ist ihnen auch zur Gesundheit nothwendig.

Keine von den andern Klassen des Thierreichs hat den Vorzug, in der Harmonie und Anmuth der Stimme dem menschlichen Gesange so nahe zu kommen, als diese. Zwar sind es vorzüglich die sogenannten Singvögel, denen dieser Vorzug gebührt; aber doch gibt es auch unter den übrigen nur wenige, deren Töne so rauh und widrig klingen, daß ihr Stillschweigen besser ist, als ihr Geschrey; hauptsächlich durch die Vögel kommt Leben in die ganze Natur. So wie die Männchen gewöhnlich größer

und schöner sind als die Weibchen (doch bey den Raubvögeln findet sich das Gegentheil): so werden auch diese von jenen im Gesange übertroffen — wenn man anders die Stimmen der Vögel einen Gesang nennen kann, welcher eigentlich wohl nur dem Menschen zukommt — Ein Beweis von den guten Fähigkeiten und dem treuen Gedächtniß einiger Gattungen der Vögel ist es, daß man sie zu allerley Künsten abrichten, Wörter nachsprechen und Melodien nachpfeifen lehren kann.

Allein die Vögel gewähren uns nicht nur im Allgemeinen ein größeres Vergnügen, als andere Thiere, sondern sie sind auch sehr nützliche Geschöpfe. Sie vertilgen eine Menge schädlicher Insekten. Verschiedne Raubvögel verzehren das Aas, welches durch seine Ausdünstung die Luft vergiften würde. Die Fruchtbarkeit der Gewächse wird durch sie befördert, indem sie die Saamenkörner verschlucken und dieselben unverdauet wieder von sich geben. Von einzelnen Gattungen benutzen wir das Fleisch, die Eyer und die Federn, welche nicht unbeträchtliche Handelsartikel sind. Lerchen, Ortolane, Krammetsvögel und dergleichen werden schock- und tonnenweise versendet. Die Eyer der Seevögel finden sich an mehrern Küsten der nördlichen Länder in so großer Menge, daß ihre Einsammlung an gewisse Leute verpachtet wird. Auch in Holland liegt zwischen dem Texel und Vliet eine Sandinsel von etwa anderthalb Stunden im Umkreise, welche dem Staat durch Verpachtung dieser Erlaubniß jährlich zwanzig tausend Gulden einbringt. Denn eine Gattung Meven, von der Größe einer mittelmäßigen Gans mit kohlschwarzen Rücken und weißem Bauch, findet sich besonders zur Zeit der Begattung da ein. Es ist gar nichts weiter auf derselben befindlich, als einige Häuser für die Pachter, die nur zu der Zeit des Einsammlens sich daselbst aufhalten. Die Eyer lie-

gen im bloßen Sande, und die Insel führt von ihnen den Nahmen Eyerland. Von dem wichtigen Handel mit Federn und Federspulen siehe die Technologie.

Der Schaden, welchen wir von einigen Gattungen der Vögel leiden, kommt gegen jene Vortheile nicht sonderlich in Betrachtung. Diejenigen, welche von unsern Feld- und Gartenfrüchten mitfressen, haben sich gemeiniglich diesen Antheil schon dadurch verdient, daß sie vorher Insekten und allerley schädliches Gewürme vertilgten, welche uns vielleicht gar nichts würden übrig gelassen haben.

Auch aus dieser Thierklasse haben wir einige um ihres Nutzens willen gezähmt, und die Erziehung derselben ist ein Gegenstand der Landwirthschaft und der Viehzucht insbesondre geworden. Obgleich das zahme Geflügel an Schönheit, Größe und Nutzbarkeit das wilde seiner Art meistens übertrift, und dieser wirkliche Vorzug ein Beweis ist, daß es veredelt werden kann: so pflegt man doch gemeiniglich auf die weitere Veredlung desselben nicht viel Fleiß zu verwenden. Uiberhaupt hält man es kaum einer besondern Aufmerksamkeit werth. Und wahr ist es allerdings, daß bis jetzt die Federviehzucht nur auf großen Höfen ohne Schaden betrieben wird. Jedoch würde ohnstreitig, bey größerer Sorgfalt für die Verbesserung derselben, auch dieser Nahrungszweig fruchtbarer werden.

Andere Vögel unterhält man theils zum Staat, theils zum Vergnügen, z. B. die Pfauen, die Kanarienvögel, u. d. gl.

Den wilden Vögeln stellt man entweder nach, um sie zu benutzen und die Anzahl der schädlichen zu vermindern, oder man schont und hegt sie, weil sie

unschädlich sind und uns zum Vergnügen dienen. Die Vögel, welche geschossen, mit Hunden gehetzt, oder mit abgerichteten Raubvögeln gebeizt werden, gehören zur eigentlichen Jagd. Der Vogelfang ist aber nur ein besonderer Zweig der Jägerey, und kommt den Vogelstellern zu; doch geben sich auch an verschiedenen Orten wirkliche Jäger damit ab.

Man bedient sich zum Vogelfang vornehmlich der Schlingen (Dohnen, Schleifen, Schneissen), der Sprenkel, der Kloben, der Leimruthen, der Netze und des Vogelheerds. Der Kloben besteht aus zwey langen genau in einander passenden Stöcken, welche mit einer Schnur zusammengezogen werden können. Diesen hält der Vogelsteller zur Hütte hinaus, und wenn sich ein Vogel darauf setzt, zieht er ihn zu, und fängt so den Vogel bey den Klauen. Der Vogelheerd ist ein erhöheter Platz, auf welchem man Netze ausbreitet, und mit Lockvögeln oder Lockspeise fremde Vögel dahin lockt. Der Vogelsteller lauert unterdeß in einer unter Rasen oder Gesträuchen verborgnen Hütte, und zieht das Netz zu, wenn er eine Anzahl Vögel versammelt sieht.

Vögel. Erste Ordnung.

Hausgeflügel und zahme Vögel.

Das Huhn.
Das Truthun.
Die Gans.
Die Ente.
Der Schwan.
Die Taube.
Der Pfau.
Der Fasan.
Das Perlhuhn.

Wilde nutzbare Vögel.

Der Trappe.
Der Auerhahn.
Das Birkhuhn.
Das Haselhuhn.
Das Rebhuhn.
Die Wachtel.
Die Lerche.
Der Krammetsvogel.
Der Ortolan.
Der Staar.

Sumpf- und Wasservögel.

Der Kranich.
Der Storch.
Der Reiher.
Die Rohrdommel
Die Möwe.
Der Eisvogel.
Die Schnepfe.
Der Kiebitz.
Das Wasserhuhn

Sangvögel.

Die Nachtigall.
Die Grasmücke.
Das Rothkehlchen.
Die Bachstelze.
Der Zaunkönig.
Das Goldhähnchen.
Der Kanarienvogel.
Der Hänfling.
Der Fink.
Der Stieglitz.
Der Zeisig.
Der Fliegenschnäpper.
Der Dompfaff.
Der Grünfink.
Die Meise.
Die Schwalbe.

Raubvögel und die ihnen gleichgeachtet werden

Der Adler
Der Falke
Die Eule
Der Würger
Der Rabe
Die Krähe
Die Dohle
Die Elster.
Der Heher
Der Birkheher
Der Specht
Der Bienenfresser
Der Kernbeisser
Der Kirschvogel
Der Sperling.

Zweyte Ordnung.

Die grösten Gattungen dieser Klasse.

Der Strauß
Der Kasuar
Der Geyer

Einige vorzüglich nützliche Arten.

Der Ibis
Der Eider
Die Indianische Schwalbe
Der Taucher

Dritte Ordnung.

Der Pinguin.
Der Sturmvogel
Die Fregatte.
Der Anhinga.
Der Pelikan.
Der Kormoran.
Der Verkehrtschnabel.
Der Flamingo.
Die Löffelgans.
Der Dronte.
Der Pfefferfresser
Der Nashornvogel.
Der Madenfresser
Der Wendehals.
Der Kukuk.
Der Honigkukuk
Die Nachtschwalbe.
Der Wiedehopf.
Der Kreutzschnabel.
Der Papagei.
Der Indianische Staar.
Der Prediger.
Der Paradeisvogel.
Der Schneidervogel.
Der Kolibri.

Erste Ordnung.

Das Huhn, Phasianus gallus.

Unser gemeines Huhn stammt aus Ostindien, wo es noch jetzt wild gefunden wird; es hat sich aber fast über die ganze Erde verbreitet. Man erkennt die zu diesem Geschlecht gehörigen Vögel an dem fleischernen Kamm auf der Stirn, an den doppelten Kehllappen, und an dem in die Höhe gebognen zusammengedrückten Schwanz. Es gibt viele Abarten derselben, die zum Theil auch unter uns bekannt sind. Das Paduanische Huhn ist fast zweymahl so groß als das gemeine, und ein Hahn von dieser Race wiegt wohl acht bis zehn Pfund. Bei der Straubhenne stehen

die Federn verkehrt und aufwärts gesträubet. Der Kluthenne fehlt der Schwanz. Das Haubenhuhn hat einen Federbusch auf dem Kopf. Die Federn des Wollhuhns in Japan sind schlicht und liegen glatt an, wie Haare oder feine Wolle. An dem Mohrenhuhn in Afrika sieht man nicht nur eine schwarze Haut, wie bey den Negern oder Mohren, sondern auch der Kamm und die Kehllappen haben diese Farbe, ja sogar die Knochen.

Der Hahn ist von der Henne durch seine Grösse, den höhern Kamm, die langen gekrümmten Schwanzfedern und die Sporen sehr leicht zu unterscheiden. Das Krähen zeichnet ihn ebenfalls aus; wiewohl man auch zuweilen krähende und mit Sporen bewaffnete Hühner findet. Gemeiniglich schläft er auf einem Fusse ruhend, daher der eine Schenkel desselben stärker und fleischiger ist, als der andere. Er ist sehr wachsam, und pflegt des Morgens durch sein Geschrey ziemlich sicher die Zeit anzugeben. Seiner Streitsüchtigkeit wegen dient er verschiedenen Nationen zu einem öffentlichen Schauspiel des Vergnügens. Besonders sind die Englischen Hahnengefechte berühmt, wobey grosse Summen verwettet werden. Man verschrieb sonst die grossen Hamburger Hähne dazu, welche wegen ihrer dickbefiederten Schenkel Sammethosen heißen. Sie werden zu einem solchen Kampf vorher abgerichtet und geübt, und mit drey bis vier Zoll langen stählernen Sporen bewaffnet.

Das Huhn ist wegen seiner Fruchtbarkeit das nützlichste unter dem zahmen Geflügel. Wenn es zehn bis zwölf Monath alt ist, fängt es an zu legen. Läßt man ihm die Eyer, so legt es nur etwa ein Mandel, und brütet dann. Wenn man sie wegnimmt, so fährt es fort zu legen, und man erhält zuweilen in einem Jahre an hundert bis hundert und fünfzig Eyer. Eine gute Henne legt mehrere Tage hinter einander, ohne zu ruhen. Sie

fangen im Februar an, und hören im Herbst, wenn sie mausern, wieder auf. Doch ruhen sie auch im Sommer etliche Tage, wenn sie erschöpft sind. Wärme und gutes Futter befördern die Fruchtbarkeit ungemein. Ausser Gerste und Hafer dienen hiezu vorzüglich Buchweizen, gehackte Nesseln, Hanf- und Heusamen in lauem Wasser eingeweicht. Man findet zuweilen Eyer ohne Dotter, auch mit dopeltem Dotter, ja man weiß etliche Beyspiele, daß ein vollkommnes kleines Ey in dem andern gelegen hat. Mit diesen treibt der Aberglaube sein Spiel, der auch wohl von Hahnen-eyern spricht, aus welchen Basilisken gebrütet würden. Wenn die Hühner zu fett werden, legen sie Wind-eyer, die keine harte kalkichte Schale, sondern nur eine dünne Haut haben. Aus dem natürlichen Triebe zum Brüten, suchen manche Hühner abgelegene Oerter, wo sie ihre Eyer heimlich hinlegen. Wenn man sie beobachten will, halten sie das Ey mehrere Stunden zurück. Man darf aber den Legedarm nur mit Salz reiben, so eilen sie gleich dahin und verrathen also das verborgene Nest. Hühner, die zu krähen anfangen, haben einen Fehler am Eyerstock; man muß sie schlachten, so wie auch diejenigen, welche die Eyer aufhacken und fressen.

Ob man gleich durch das Wegnehmen der Eyer sie eine Zeitlang zum Fortlegen nöthigen kann, so siegt doch endlich die Natur. Sie empfinden einen unwiderstehlichen Trieb zum Brüten, den sie durch eine auffallende Veränderung ihres Betragens zu erkennen geben. Sie fangen an zu gluckfen, gehen mit aufgesträubtem Gefieder in langsamen, gleichsam abgemessenen Schritten einher, fressen weniger wie sonst, und sitzen stundenlang auf dem Neste. Sie bebrüten alsdann alles, was nur einem Ey ähnlich sieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen. Wenn man sie einigemahl

mit dem Hinterleibe in eiskalten Wasser taucht, so verliert sich diese Hitze, und nach kurzer Zeit legen sie wieder. Man kann sie aber auch wider ihren Willen zum Brüten zwingen, z. B. durch Branntwein und andere erhitzende Mittel. Hievon ist im Winter Vortheil zu ziehen, weil da die jungen Hühner rar und theuer sind, nur müssen sie in warmen Zimmern gehalten werden.

Will man eine Bruthenne wirklich sitzen lassen, so lege man ihr frische befruchtete Eyer unter. Wenn eine Henne von einem Hahn einmahl getreten ist: so sind die Eyer, die sie vierzehn Tage lang legt, alle fruchtbar. Uiberhaupt müssen aber die Eyer nicht über zwanzig Tage alt seyn, und an keinem feuchten Orte gelegen haben. Großen Hennen gibt man fünfzehn, den kleinern nur dreyzehn. Die ungrade Zahl, worin der Aberglaube ebenfalls Geheimnisse sucht, hat ihren guten, sehr natürlichen Grund. Die Eyer liegen nämlich fester beysammen, werden weniger gerüttelt und aus ihrer Lage verschoben, welches zum glücklichen Auskommen der Küchlein nothwendig ist. Aus den zugespitzten Eyern kommen Hähnchen, aus den runden Hühner, wornach man sich beim Unterlegen zu richten pflegt. Bekanntlich legt man Hühnern auch Enten- und andere Eyer unter, so wie man Hühner-eyer von Kapaunen, Truthünern u. s. w. ausbrüten lassen kann.

Nach zwölf Stunden bemerkt man schon die Wirkung des Brütens, wenn man ein Ey öffnet und aufmerksam betrachtet, und so entwickelt sich der Keim von einem Tage zum andern immer weiter, bis nach zwanzig Tagen, — zuweilen einige Tage früher, zuweilen auch fünf, sechs Tage später — das Küchlein die Schale aufpickt und zum Vorschein kommt. Erst nach sechs und dreyßig Stunden gibt man ihnen zu fressen, anfangs feine Grütze oder Sem-

mel in Milch geweicht, darauf hartgekochte zerhackte Eyer mit Brodkrumen. Reines Wasser und Sand darf den Hühnern nie fehlen; der letzte dient ihnen zur bessern Verdauung. Da sie sehr begierig nach Würmern und Ungeziefer sind, so legt man auf dem Hof einen Wurmhaufen für sie an, indem man Sägespäne oder Mist mit Blut, mit Gedärmen von Fischen, Hühnern und mit andern thierischen Theilen vermengt, wodurch die Erzeugung des Gewürmes befördert wird. Gekochte und kleingestampfte Kartoffeln sind ebenfalls ein gutes Futter für Hühner.

Theils um der leichtern Mastung, theils um des Wohlgeschmücks willen werden junge Hühner und Hähne von etlichen Monathen verschnitten. Eine Anstalt, wo dergleichen verschnittenes Geflügel im Großen gemästet wird, heißt in Frankreich eine Poularderie, von dem Worte Poularden, welches verschnittene Hühner bedeutet; die verschnittenen Hähne hingegen werden Kapaunen genannt. Man läßt diese Thiere vier und zwanzig Stunden fasten, schneidet dann queer über den Bauch ein Loch, nimmt die zur Fortpflanzung nothwendigen Theile heraus, nähet den Schnitt wieder zu, und bestreicht die Wunde mit ungesalzener Butter. Auch schneidet man gewöhnlich den Kamm ab, weil er sonst in kurzem zu einer solchen Grösse wächst, daß er an der Seite vor den Augen herunter hängt und ihnen beschwerlich wird. Zum Spaß nimmt man auch wohl den Hähnchen die Sporen von den Füssen, und pfropft sie an die Stelle des Kamms. Sie wachsen bald an und werden grösser als am Fuß, zuweilen über zwey Zoll lang, wodurch sie das Ansehen kleiner Hörner erhalten. Das Pfropfen findet also im Thiereich eben sowohl als im Gewächsreich Statt. Für reiche Leute mästet man das verschnittene Geflügel mit kleinen aus Hirsenmehl und Butter gemachten Kügelchen, und tränkt es mit süßer Milch.

Nach zwanzig Tagen kann es geschlachtet werden. Man kann denken, daß von solcher Nahrung das Fleisch einen herrlichen, delikaten Geschmack bekommt. Sonst wird es auch von Brot und Bier recht gut. Während der Mast muß es in einem dunklen, engen Behältniß eingesperrt seyn. So wie verschnittene Hirsche das Geweihe nicht abwerfen, so mausern sich auch verschnittene Vögel nicht.

Weil die Bruthennen etliche Monathe keine Eyer legen, so nimmt man zum Brüten gern Kapaunen und Truthühner. Noch vortheilhafter ist die Methode der Egypter und Chineser, welche durch künstliche Wärme in einer besondern Art von Backofen mehrere tausend auf einmahl ausbrüten. Einige Dörfer bey Kairo besitzen diese Kunst als ein Geheimniß, und nähren sich größtentheils bloß von dem Verkanf der jungen Hühner, die jährlich in ihren Oefen zu Millionen auskommen. Die Bauern in der umliegenden Gegend bringen täglich Eyer in Menge zu den Eigenthümern dieser Brut-öfen, und empfangen für jeden Korb voll Eyer sogleich eben den Korb voll junger Hühner. Beyde Theile gewinnen bey diesem Tausch; der Bauer bekommt ohne Mühe und Zeitverlust Hühner, und der andre erhält weit mehr Eyer, als er Hühner gab, weil von diesen nicht so viel in einen Korb gehen, als von jenen. Bey uns hat man diese Methode mit glücklichem Erfolg nachgeahmt. Alles kommt dabey auf den rechten Grad und die gleichmäßige Vertheilung der Wärme und auf die Abhaltung der Feuchtigkeit an. Der zwey und dreyßigste Grad des Reaumür'schen Thermometers ist die Wärme der Bruthenne, und diesen muß man zu erhalten suchen; doch eher etliche Grade zu wenig als zu viel. Die Art der Wärme ist völlig einerley. Man kann durch die Wärme des Lampenfeuers, der Elektricität, des Mists und dergleichen eben sowohl seinen Zweck erreichen, als durch Ofenwärme. Auch haben Säuge-

thiere, z. B. Hunde, und selbst Menschen durch die natürliche Wärme ihres Körpers schon Küchlein ausgebrütet. Da ein junges Huhn, auch nur von etlichen Wochen, acht bis zehnmahl so viel werth ist als ein Ey, so könnte freylich durch das künstliche Ausbrüten im Grossen viel gewonnen werden. Allein bis jetzt hat sich bey uns eine unüberwindliche Schwierigkeit dabey vorgefunden: das Erwärmen und Aufbringen der zarten Jungen. Unser kaltes und feuchtes Klima macht ihnen, besonders in den ersten acht Tagen, die mütterliche Bedeckung noch nothwendiger, als vor ihrer Geburt. Die zur Abhelfung dieser Schwierigkeit eben so glücklich als witzig ersonnenen Mittel sind im Großen nicht anwendbar.

Unterdessen, bis uns neue und völlig ausführliche Vorschläge in den Stand setzen werden, solche Hühnerfabriken mit Vortheil zu errichten, müssen wir uns begnügen, dieß Geschäft fernerhin der Natur zu überlassen. Ein Kapaun oder eine Truthenne kann in einem Jahr bequem zweymahl brüten, und beyde zusammen bringen also leicht ein Schock junge Hühner aus. Wenn man diese verkauft und jene dann mästet und schlachtet, so haben sie die Kosten der Futterung reichlich bezahlt. Doch muß man die Körner selbst erndten, einen geräumigen Hof und in der Nähe guten Absatz haben.

Zur Hühnerzucht überhaupt ist ein guter Hahn nothwendig, den man aber nicht über drey, so wie die Hühner über vier Jahr alt werden läßt, ob sie gleich wohl zwanzig leben können. Hähne mit einfachen Kämmen sollen besser seyn, als die mit doppelten. Auf fünfzehn bis achtzehn Hühner rechnet man einen Hahn. Der gegen Kälte und Raubthiere wohlverwahrte Stall wird öfters gereinigt, mit Sand bestreuet und mit Thymian und Lavendel

geräuchert. Die Stangen, worauf sie sitzen sollen, müssen eckigt seyn, weil sie sich besser anklammern können und die Klauen nicht verletzen, wie auf den runden. In die Nester legt man lieber Heu als Stroh.

Unter den Krankheiten der Hühner ist der Pips die gemeinste, welcher vornehmlich in einer Verstopfung der Drüsen und Verhärtung der Zungenspitze besteht. Er rührt vom Trinken des unreinen und faulen Wassers her, oder wenn das Wasser in frischen eichenen und fichtnen Trögen steht, oder auch vom Genuß des frischen warmen Brots. Bey der Kur zieht man die harte Haut von der Zunge ab, und gibt ihnen einige kleingeschnittene Stückchen Speck in geschabten rohen Spießglase umgewälzt.

Von feuchtem dumpfigen Futter bekommen die Hühner dicke Köpfe, wogegen man die Zunge fleißig mit Salz reibt, und ihnen Knoblauch mit Butter oder weissen Thran eingibt.

Die Darre entsteht größtentheils aus einer Entzündung der Drüsen über den Bürzel, welche man öffnen und mit Thran oder ungesalzener Butter bestreichen muß.

Kälte und Unreinlichkeit im Stall verursacht ihnen steife Beine (das Zipperlein.) Nachdem man die Ursachen dieser Krankheiten gehoben hat, reibt man die Füsse öfters mit Butter.

Gegen die Läuse auf dem Kopf und am Hals braucht man entweder Terpentinöl, oder Wasser, worin Pfeffer und Wermuth gekocht ist.

In dem Kropf entstehen bisweilen harte Klumpen, die man von aussen fühlen kann. Dieser Zufall ist tödtlich. Man schneidet den Kropf auf, nimmt die harte Materie heraus, nähet die Wunde wieder zu, und überstreicht sie mit Butter und Essig.

Zur Zeit der Mause muß man sie besonders warm halten und gut futtern.

Da die Hühner, wie alle Vögel überhaupt, einen stumpfen Geschmack haben, und nicht kauen, sondern nur schlucken, so vergiften sie sich leicht. Man hat sie besonders vor Petersilie, bittern Mandeln und Kaffeebohnen, auch Kaffeesatz zu bewahren, denn sie fressen dieß, ob es ihnen gleich tödtlich ist.

Was die Benutzung dieses Geflügels anbetrifft: so schränkt sie sich hauptsächlich nur auf das Fleisch und die Eyer ein. Die Federn werden nicht sehr geachtet, weil sie zum Putze nicht schön, und zu Betten nicht elastisch genug sind. Das Fleisch alter Hähne und Hühner pflegt hart und trocken zu seyn. Man kocht sie daher in einem fest verwahrten Topf ganz und mit den Knochen zu Brey oder zu Gallerte, welche dann sehr kräftige Brühen gibt. Um die Eyer lange gegen Fäulniß zu bewahren, muß man ihre Ausdünstung verhindern. Sie werden zu dem Ende, so bald sie gelegt sind, in Talg getaucht, (welches, wenn es gerinnt, die Zwischenräume der Schale verschließt) und an einen trocknen Ort gelegt. Auch kann man sie in Asche, Mehl und dergleichen, lange gut behalten. Sie sind nicht nur, wofern sie nicht zu hart gekocht werden, eine gesunde und nahrhafte Speise, sondern sie haben auch noch einen vielfältigen medicinischen und anderweitigen ökonomischen Nutzen, dessen an verschiedenen Stellen in der Technologie Erwähnung geschieht.

Das Truthuhn, Meleagris gallopavo.

Vor ohngefähr drittehalb hundert Jahren wurde dieses Geflügel aus Amerika nach Europa gebracht. Dort lebt es in Wäldern auf hohen Bäumen in großen Schaaren beysammen. Wenn man gleich einige herunterschießt, lassen sich die andern doch nicht schrecken, sondern bleiben ruhig sitzen *). Es führt außer jener Benennung auch noch die Nahmen: Puter und Kalekutsches oder Welsches Huhn. Das Kennzeichen desselben ist: der mit rothen bläulichen schwammartigen Fleischlappen bedeckte Kopf, worauf nur hin und wieder einzelne Haare stehen. An der Wurzel des Schnabels hängt ein kegelförmiger Fleischzapfen, und an der Kehle ein häutiger Lappen. Die Brust des Männchens ist mit einem vier Zoll langen Büschel harter schwarzer Haare besetzt.

Der Puter wird etwa so groß, als eine Gans, hat aber viel höhere Beine und eine andere Gestalt. Die Hähne sind sehr hitzig, und gebehrden sich im Zorne gar sonderbar. Der Fleischzapfen über der Nase schwillt an, der ganze Kopf wird röther, die Federn sträuben sich, besonders erheben sich die großen Schwanzfedern, und breiten sich wie ein Fächer aus Diese können sie, vermöge gewisser Muskeln, von einer Seite zur andern bewegen, welches man das Rathschlagen nennt. Dabey lassen sie ihre Stimme, die in einem dumpfen Kullern besteht, zu wiederholtenmahlen von sich hören. Durch Pfeifen oder durch Vorzeigung eines rothen Tuchs werden sie leicht zu solchen Aeußerungen des Zorns gereizt. Aber

*) Eine Gattung dieses Geschlechts (Meleagris satyra) mit zweyschwieligen blauen Hörnchen auf dem Kopfe findet man in Indien.

auch der Begattungstrieb bringt eben diese Wirkung hervor, wenn sie die Weibchen zur Liebe bewegen wollen. Die letztern sind sanfter, haben eine schwächere Stimme und weit blassere Fleischlappen am Kopf.

Die Nahrung und übrige Lebensart dieser Vögel ist meistens eben dieselbe, wie bey den gemeinen Hühnern; allein sie sind viel zärtlicher und schwerer zu erziehen. Die zahmen Truthühner haben ebenfalls die Gewohnheit ihre Eyer wegzutrageu. Wenn man es ihnen zuläßt, so brüten sie dieselben heimlich aus, verstecken die Jungen, und führen sie, wo sie keinen Menschen bemerken, nach Nahrung aus. Diese gedeihen besser und können mehr ertragen, als die durch menschliche Beyhülfe erzogenen; nur muß man sie gegen den nächsten Winter in Schutz nehmen. In England findet man ganze Heerden solcher halbwilden Puter auf mehrern Landgütern, und es wäre wohl zu versuchen, ob sie nicht auch bey uns so gehalten werden könnten.

Zur Puterzucht wählt man einen großen starken Hahn, und gibt ihm sechs bis acht Hühner. Man muß aber mit dem Zuchthahn alle Jahre, und mit den Hühnern alle drey bis vier Jahre wechseln. Die ausgedienten Hühner werden entweder geschlachtet, oder zum Ausbrüten junger Puter, Hühner und Enten gezwungen, indem man ihnen die Federn am Bauche abreißt, und den Ort mit Branntwein, worin Pfeffer aufgelößt worden, wäscht und reibt. Um die Hühner zur Begattung willig zu machen, gibt man ihnen Schminkbohnen, Hafer, Hanfsaat und dergleichen. Sie legen selten über zwanzig Eyer hintereinander, und von diesen läßt man sie fünfzehn bis siebzehn ausbrüten. Je früher sie anfangen; desto leichter sind die Jungen zu erziehen. Die Bruthennen müssen täglich einmahl vom Neste gehoben, und gefuttert und getränkt werden, denn sie sind so eifrig

in ihrem Geschäft, daß sie es von selbst nicht verlassen. Vom sechs und zwanzigsten Tage an untersucht man fleißig, ob schon Eier angepickt sind, und kommt ihnen mit Behutsamkeit zu Hülfe. Man kann die Jungen sehr abhärten, wenn man sie gleich am ersten Tage in ein Gefäß mit kalten Brunnenwasser einen Augenblick eintaucht, ihnen sodann gleich ein Pfefferkorn in den Hals steckt, und sie wieder unter die warme Bruthehne setzt. Nach vier und zwanzig Stunden gibt man ihnen hartgekochte und mit den Schalen zerhackte Eyer. Ein Ey ist für fünf Küchlein genug, sie müssen aber des Tages vier bis fünfmahl zu fressen bekommen. Nach acht Tagen mischt man gekochte nnd zerhackte Erbsen, Grütze, gekochte und zerschnittene Nesseln, Sallat und dergleichen darunter; aber gesalzener Käse wird für schädlich gehalten. Frisches reines Wasser muß beständig da seyn. Wenn sie etwan achtzehn Tage alt sind, läßt man sie an die freye Luft, hüthet sie aber vor dem Morgen- und Abendthau. Uiberhaupt ist ihnen die Nässe sehr zuwider, daher man auch den Boden des Stalles mit getrocknetem Pferdemist bestreuet, um die Feuchtigkeit abzuhalten Bey nasser Witterung dürfen sie nicht heraus, sie sind dann traurig, und man thut wohl, wenn man ihnen etwas Butterbrod und gehackten Speck gibt. Einige suchen sie bey kühlem Wetter in warmen Stuben zu erquicken, sie bekommen aber leicht die Gicht darnach. Grosse Sonnenhitze vertragen sie auch nicht. Brennesseln verletzen ihre zarten Füße, mun muß sie also davor bewahren. Petersilie, Kaffee und bittre Mandeln sind den Putern eben so, wie den Hühnern, ein Gift; vorzüglich aber das große Fingerkraut mit rothen Blüthen. In den ersten Wochen bekommen sie zuweilen zwey oder drey Federn am Hintern, deren Kiele voll Blut sind. Diese muß man behuthsam herausziehen, sonst werden sie krank. Wenn nach sechs oder acht Wochen die Knospen von dem

drüsigten Fleisch auf dem Kopf treiben, so müssen sie besonders gepflegt werden, weil diese Zeit für sie so gefährlich ist, als das Zahnen bei Kindern. Man gibt ihnen in diesem Zustande öfters ein wenig Wein und ein Pfefferkorn. Andere Krankheiten und die Kur derselben haben sie mit den Hühnern gemein.

Da sie ohnehin fett genug werden, so pflegt man sie auch nicht zu verschneiden. Mit welschen Nüssen lassen sie sich sehr gut mästen. Von ihrer Benutzung ist nichts besonders zu erinnern.

Die Gans, Anas anser.

Die wilde Gans, von welcher unsere zahme abstammt, wird in allen Erdtheilen angetroffen. Jene ist kleiner als diese, hat einen längern Hals, und nach Verhältniß des Körpers, grössere Flügel. Unsre wilden Gänse sehen oben aschgrau, am Bauch etwas blasser und am Halse gestreift aus. Doch findet man in Sibirien auch weiße Schneegänse. Die meisten sind Zugvögel, die ihren Aufenthalt im Jahre mehrmahls verändern. Sie leben von kleinen Fischen, Wasserinsekten und Sumpfpflanzen, thun aber auch in den Saatfeldern ausserordentlichen Schaden, und lassen sich schwer beykommen, wenn man sie schießen will.

In Schweden und Preussen gibt es auch Erdgänse, die wie die Füchse in der Erde wohnen und nisten. Ausserdem kennt man die Schwanenganz, (Anas cygnoides) die etwas größer ist, als die gemeine, und einen langen Schwanenhals hat. Sie heißt auch die Spanische oder Mosko-

witische Gans. Die Baumgans, (Anas bernicla) schottische Gans) brütet in den kältesten Ländern, z. B. auf Neuzembla, und kommt im Winter häufig nach Schottland und andern mildern Gegenden. Man hat ihr den Nahmen Baumgans gegeben, weil man ehemahls glaubte, daß sie aus gewissen eyförmigen Muscheln (Entenmuscheln, Bernikelmuscheln,) welche man an Bäumen hängend findet, entstände. Von ihrem Geschrey Rot, Rot, führt sie auch den Nahmen Rothgans.

Die Gans gehört eigentlich zu den Wasservögeln, sie hält sich am liebsten in wasserreichen Gegenden auf und gedeihet da am besten. Ihre Füße sind zum Schwimmen eingerichtet, daher hat sie einen langsamen wackelnden Gang. Selbst die Paarung geht auf dem Wasser leichter von statt in, und man sieht sie zu dem Ende, wenn anders Gelegenheit dazu da ist, immer dahin eilen. Gänse, die beständig auf dem Lande leben müssen, sind zwar gemeiniglich größer und schöner als Wassergänse; dieß rührt aber daher, weil sich diese meistens mit der selbst gesuchten Nahrung behelfen müssen, jene aber besser gefuttert werden. Die graue Farbe der wilden hat sich bey zahmen verändert. Es gibt bekanntlich unter diesen schneeweiße, die man der Federn wegen lieber hat als andre.

Wenn man sich Gänse zuziehen will, so hält man zu vier bis fünf Weibchen einen Gänserich. Im ersten Jahr legt eine Gans selten, und wenn es geschieht, doch nur höchstens fünf, und zwar unfruchtbare Eyer. Vom zweyten bis vierten Jahre sind sie zur Fortpflanzung am geschicktesten. Man gibt einer jeden alsdann im December drey bis vier Wochen lang täglich etwas mehr Hafer, wie gewöhnlich, welches merklich zur Fruchtbarkeit beyträgt. Im März, zuweilen auch schon im Februar, fangen sie an zu legen, selten mehr als zwölf Eyer; nimmt man sie aber weg, so fahren sie

fort zu legen, wie die Hühner. Man thut dieß aber nicht, weil die Gänseeyer keinen angenehmen Geschmack haben. Das Nest, wo die Gans brüten soll, muß an einem trocknen, erhabnen und sichern Ort seyn. Ob gleich eine große wohl achtzehn Eyer unter sich nehmen kann, so pflegt man ihr doch nur zwölf zu geben. Nach sechs und zwanzig bis dreyßig Tagen kommen die Jungen aus, welche erst von der Mutter bebrütet, das ist abgetrocknet werden müssen, ehe man sie in den Federtopf setzt. Vier und zwanzig Stunden darnach futtert man sie mit hartgekochten und kleingehakten Eyern und Nesseln, oder Gerstenmehl und dergleichen. Acht bis zehn Tage lang werden sie mit der Mutter eingesperrt, dann läßt man sie bey schönem Wetter, wenn kein Thau mehr auf dem Grase liegt, heraus, und gibt ihnen Morgens und Abends Grütze mit gehacktem grünen Kraut, nur nicht Petersilie, denn die ist den Gänsen tödtlich. Die jungen Gänse sind vielen Zufällen ausgesetzt, besonders werden sie von Mücken und andern Insekten oft so geplagt, daß sie davon sterben. Eine Lauge von Rauchtobacksasche, womit man sie fleißig wäscht, soll das beste Mittel dagegen seyn. Auch streuet man Tobaksasche nebst etwas Salz täglich aufs Futter, welches sie vor manchen Krankheiten bewahrt. Wenn sie aber sonst gut im Futter gehalten werden, ist dergleichen nicht leicht zu besorgen. Gegen den Pips gebraucht man die große Pimpinelle, die man im Wasser brühet, bis sie weich wird, und sie ihnen dann zu fressen und die Brühe zu saufen gibt. Die Läuse sollen sich blos durch Farrenkraut, in den Sallat gestreuet, vertreiben lassen.

Da den Gänsen doch viel Federn von selbst ausfallen, die dann meistens verloren gehen: so rupft man sie ihnen lieber des Jahrs ein- oder etlichemahl aus, doch vorsichtig und nicht zu viel, auch nicht,

wenn man sie bald schlachten oder verkaufen will. Keine Gans läßt man über vier Jahr alt werden; weil das Fleisch nachher ganz ungenießbar wird; selbst eine drey bis vierjährige Zuchtgans ist schon zähe. Man kann sie aber durch eine vierzehntägige Essigbeitze mürbe machen. Sonst sollen sie ihr Alter überhaupt bis auf zehn, ja fünfzehn bis zwanzig Jahre bringen können. Zur Mast sind die Jungen, die man an dem blassen Schnabel und an den spitzigen Nägeln erkennt, am besten. Auch gewinnt das Fleisch durchs Verschneiden derselben an Geschmack. Welschkorngrütze oder Hirse mit Gerstenmehl und ein wenig Salz vermischt, macht sie in zwey Monathen ausserordentlich fett. Einige mengen zu eben dem Zweck etwas gestossenes Spießglas darunter. Zerriebne Kohlen und grober Sand unter dem Futter, dienen zur bessern Verdauung. In England hängt man sie vermittelst eines breiten Gurts oder Tuchs um den Bauch in die Schwebe, daß die Füße den Boden nicht berühren, verbindet die Augen, klebt die Ohren mit Wachs zu, und stopft ihnen ihr Futter mit Gewalt ein. Man sagt, daß eine so gemästete Gans zuweilen an zwanzig Pfund schwer sey.

Die Vortheile der Gänsezucht sind im Allgemeinen sehr groß. Der erstaunlich ausgebreitete Verbrauch der Federn zu Betten und der Federspul.n zum Schreiben macht schon die Unterhaltung der Gänse äusserst wichtig. Hiezu kommt nun noch das so geschätzte Fett und Fleisch, welches letztere man theils frisch, theils gesalzen und geräuchert verspeiset. Zum Räuchern nimmt man bisweilen nur die Brust, läßt sie vier Tage in Salz liegen, wickelt sie in Papier oder alte dünne Leinwand, und hängt sie dann drey Wochen in Rauch. Man kann aber auch eine gebratene Gans den Winter über vollkommen gut erhalten, wenn man sie mit Schmalz bedeckt, und an einen kühlen Ort hinstellt.

Die Ente, Anas boschas.

Es gibt weit mehr Ab=arten von Enten, als von Gänsen, weil jene hitziger und zu unnatürlichen Paarungen sehr geneigt sind. Die wilden Enten sind von verschiedener Farbe und Größe, und weichen zum Theil auch sonst in der Bildung des Körpers von einander ab. Die Löffel=ente hat einen breiten Schnabel, der am Ende wie ein Löffel gebogen ist. Sie schillert mit sehr schönen Farben, wird aber bey uns selten gesehen. Die Quaker=ente (Quakente), kleiner als die gemeine, ist weiß und schwarz gefleckt, und nährt sich größtentheils von Muscheln, die sie tief unter dem Wasser hervorholt, wo sie auch ziemlich lange verweilen kann. Unter den wilden ist die Kriech=ente (Kriek=ente) die kleinste uud der Seerachen die größte Art. Jene findet man in nördlichen Gegenden sehr häufig auf sumpfigten Wiesen; sie wird für die schmackhafteste unter allen gehalten. Der Seerachen ist am Leibe ganz weiß, am Kopf schwarz. Er verschlingt oftmahls so große Fische, daß er sie nicht beherbergen kann, da denn ein Theil derselben so lange zum Rachen heraussteht, bis das unterste, was im Magen steckt, verdauet ist, worauf er das übrige nachschluckt. Die Bisam=ente (Türkische, Indianische Ente) ist fast noch einmahl so groß, als die gemeine. Der mit blutrothen Wärzchen, fast wie bey einem Puter, besetzte Kopf riecht nach Bisam. In Baiern werden sie auf großen Teichen und Landseen als halbwilde gehalten. Ihr Fleisch soll angenehmer schmecken, als das Fleisch der zahmen. Bey uns achtet man es weniger, vermuthlich weil die Art am Geschmack verliert, wenn sie eingeschränkt leben muß. Von einem Bisam=entrich und einer gemeinen Ente fallen sehr gute Bastarde.

Die wilden Enten sind den Fischteichen noch schädlicher als den Saatfeldern. Sie verschlingen die junge Brut und den Fischlaich; geben diesen jedoch zuweilen unversehrt wieder von sich, und besetzen dadurch Teiche mit ganz fremden Arten von Fischen. Da sie ein weit schmackhafteres Fleisch als die wilden Gänse und auch als die zahmen Enten haben, so sollte man sie im Frühjahr und zur Brütezeit nicht fangen und schießen. Sie werden auch an einigen Orten gehegt, und man sieht sie da fast so kirre, als die zahmen. In Sclavonien erlegt man jährlich wohl eine Million wilder Enten, und verkauft das Stück zu zwey bis drey Kreuzer. Jung gefangen gewöhnen sie sich leicht mit dem übrigen Hausgeflügel.

Die Enten können noch weniger ohne Wasser leben, als die Gänse, und nur da, wo Sümpfe, Teiche, Flüsse u. s. w. sind, hält man sie mit Nutzen. Sie sind aber nicht so zärtlich als die Gänse, und ernähren sich eher selbst. Außer Körnern und anderm Futter aus dem Gewächsreich fressen sie auch allerley Insekten und Gewürme. Man kann sie gut zur Vertilgung der Schnecken gebrauchen, denn sie greifen nicht leicht eher die Gewächse an, als bis sie kein Gewürme mehr finden. Ihre Gefräßigkeit, ihr stumpfer Geschmack, indem sie auch die ekelhaftesten Dinge verschlucken, und ihre Begierde, im Morast nach Nahrung herum zu wühlen, macht sie in diesem Betracht den Schweinen ähnlich. Aber Zucker ist ihnen tödtlich. Man hat eine an fünf Quentchen sterben sehen.

Ein Enterich (Erpel), den man an den gekrümmten Federn des Schwanzes erkennt, kann zehn bis zwölf Enten bestreiten. Im März ist die Legezeit, wo man die Enten inne halten muß, sonst tragen sie die Eyer weg. Sie legen gegen dreyßig, die größer als Hühner- und wohlschmeckender als Gänseeyer sind, aber nicht für gesund gehalten werden.

Mehr als achtzehn gibt man einer Ente nicht zum Ausbrüten. Uiberhaupt bedient man sich aber der Hühner und Puter lieber dazu als der Enten, welche zu ungeduldig sind, einen Monath lang auf dem Neste zu sitzen. Auch führen die Enten, wenn man sie nicht mit Gewalt zurück hält, die Jungen zu früh aufs Wasser, welches diesen sehr schädlich ist. Die Wartung derselben ist in den ersten Tagen eben dieselbe, wie bey den jungen Gänsen; doch verlangen sie alles Futter stark angefeuchtet. Nach sechs bis acht Tagen, wenn sie ausgetrieben werden, brauchen sie nur noch Morgens und Abends etwas angefeuchteten Schrot oder Kleie. In der Folge erhalten sie sich größtentheils im Sommer über selbst. Will man sie mästen, so sperrt man sie in ein dunkles Behältniß, wo es ihnen aber nie an Wasser fehlen muß. Ein so enges Gefängniß, wie sich die Mastgänse gefallen lassen, vertragen sie nicht.

Außer dem Fleisch benutzt man auch die Federn zu schlechten Betten.

Der Schwan, Anas cygnus.

Es gehört zu dem Geschlecht der beyden vorhergehenden Schwimmvögel und ist einer Gans sehr ähnlich, nur größer, hat auch einen längern Hals und einen schwarzen an der Wurzel hökrigen Schnabel. Die Federn am ganzen Leibe sind schneeweiß, die Füße schwarzbraun. Es gibt ebenfalls zahme und wilde; bey jenen ist die Wachshaut am Schnabel schwarz, bey diesen gelb. Sie leben überall in nordlichen Ländern, und nähren sich von Wasserpflanzen, Fischen, Fröschen und Insekten. Die wilden sind Zugvögel. Wenn ihrer mehrere beysammen fliegen: so geben sie einen prächtigen Anblick, und bringen

durch den regelmäßigen Schwung der Flügel sehr angenehme Töne hervor.

Die zahmen hält man hier größtentheils nur zur Zierde. Ihre blendende weiße Farbe und ihr stolzes majestätisches Ansehen erheben die Schönheit des stillen Gewässers, das ihnen zum Aufenthalt angewiesen ist. Im Winter muß man sie mit Getraide futtern. In Sibirien und einigen andern Ländern werden sie der Benutzung wegen, wie bey uns die Gänse in großer Menge gehalten, und mit Wasserpflanzen gemästet. Das Fleisch der jungen ißt man, von den alten ist es aber zähe, schwärzlich und unschmackhaft. Die Federn sind kostbarer als die Gänsefedern; aus Pohlen, Litthauen und Preußen kommen viele Zentner auf die Messen; auch bereitet man die Haut mit den Pflaumfedern wie Pelzwerk zu, und benutzt sie unter andern zu Puderquästen.

Ihr Nest machen sie im Schilf oder unter Gesträuchen am Ufer. Das Weibchen legt fünf bis sechs Eyer, und brütet beynahe zwey Monath. Während der Zeit hält sich das Männchen nahe am Ufer auf, und eilt, so bald sich ein Mensch oder ein Thier dem Neste nähert, auf diesen Feind los, und schlägt ihn mit seinen Flügeln, worin er so viel Stärke besitzt, daß er einem Menschen Arm und Bein zerschlagen kann. Die Jungen sehen anfangs grau aus, und bekommen erst nachher die weißen Federn. Man behauptet für gewiß, daß sie an hundert Jahr alt werden.

Die Meinung der Alten, daß die Schwäne kurz vor ihrem Tode einen reizenden Gesang anstimmten da sie hingegen die ganze übrige Lebenszeit schwiegen, ist in den neuern Zeiten mit Recht für fabelhaft erklärt worden. Jedoch bestätigen mehrere bewährte

Zeugnisse, daß die wilden Schwäne, vorzüglich im Frühling, zuweilen ganz angenehme Töne von sich hören lassen.

Die Taube, Columba.

Die bekanntesten Gattungen dieses zahlreichen Geschlechts sind: die Feldtaube, deren Hauptfarbe bläulich, der Nacken schillerndgrün und der Hinterrücken weiß ist. Die Ringeltaube (Holztaube) mit einem weißen Ring um den Hals. Die Turteltaube mit grünem Rücken und röthlicher Brust, die als ein Zugvogel aus Indien nach Europa kommt. Die Lachtaube, welche man auch zuweilen Turteltaube nennt, ist gelblichgrau, und hat im Nacken einen schwarzen halben Ring. Jenen Nahmen führt sie wegen ihrer lachenden Stimme. Die Trommeltaube zeichnet sich durch lang befiederte Füße und eine starke Stimme aus. Die Kropftaube hat einen ungewöhnlich großen Kropf; die Schleyertaube einen vorwärtsgerichteten Busch auf den Kopf; die Pfauentaube einen ausgebreiteten aufrechtstehenden Schwanz nach Art der Hühner. Berühmt ist auch die Brieftaube (Posttaube, Türkische Taube), welche im Orient zur Bestellung der Briefe gebraucht wird. Man nimmt eine solche Taube aus ihrem gewohnten Aufenthalt mit an einen fremden Ort, bindet da ein Briefchen unter die Flügel und läßt sie fliegen. Sie eilt sodann gleich ihrer alten Wohnung zu, und hier wird ihr das Briefchen abgenommen. Einige gewöhnen sie an beyde Orte zugleich, da sie denn wechselsweise hin- und zurückfliegt. Man hat in Europa mehrmahls zu eben dem Zweck sich auch andrer Tauben mit glücklichem Erfolge bedient. Die größte Art

ist die Kronentaube in Indien und die Spanische Taube. Jene soll so groß seyn, wie ein Pfau, diese, wie eine Henne. Die Sperlingstaube in Amerika erreicht nur die Größe einer Lerche.

Die Tauben gehören zu den fruchtbarsten Vögeln. Die wilden nisten in hohlen Bäumen und brüten des Jahrs bey uns nur zweymahl; die Feldtauben drey bis viermahl, die Haustauben acht- bis neunmahl, und die Mond- oder Monathtauben ziemlich alle Monath. In warmen Ländern sind sie fruchtbarer und auch leichter zu unterhalten, daher findet man in Persien und Egypten unzählige Schaaren. Der Taubenschlag muß eine hohe Lage, freye Aussicht und Sonnenschein haben. Die Tauben lieben ihre Wohnung, und verlassen sie oft sogar in Feuersgefahr nicht. Da sie aber gern gesellig sind: so fliegen sie gern dahin, wo eine größere Anzahl beysammen ist. Man hat indeß verschiedene Mittel, sie zu erhalten und anzulocken. Man nimmt z. B. Eberwurz, Liebstöckel, Anis und Fenchel, stößt alles zusammen klein, vermischt es mit feingesiebtem alten Lehm von Wellerwänden, macht es mit Heringlake zu einem Teig und stellt es in den Taubenschlag. Einen Taubenschlag im Wohnhause anzulegen ist nicht rathsam. Sie fressen den Kalk von den Dächern, verunreinigen das Haus, und ziehen Wanzen und anderes Ungeziefer hin.

Wärme und Reinlichkeit trägt zum Wohlbefinden der Tauben viel bey. Je wärmer sie wohnen, desto öfter brüten sie. Fleißige Reinigung ihres Aufenthalts und reines Wasser bewahrt sie vor mancherley Krankheiten. Uibler Geruch vertreibt sie aus ihrer Wohnung. Salz und Salpeter fressen sie gern, und es dient zu ihrer Gesundheit. Aber Zucker vertragen sie nicht. Sonst ist Hirse, Weizen, Erbsen und Wicken ihr liebstes Futter. Haustauben

verhungern lieber, als daß sie ihr Futter außer dem Hause suchen. Vom Hanfsaamen werden sie hitzig und fruchtbar. Schon im achten oder neunten Monath ihres Alters fangen sie an zu legen. Bis zum vierten Jahr sind sie am fruchtbarsten, nachher schaft man sie ab. Sie leben überhaupt etwa zwölf Jahr.

Ein Tauber hält sich nur zu einer Taube. Wenn dem einen oder der andern ein Gatte mangelt: so bemerkt man bald eine gewisse Schwermuth. Bey dem Brüten sowohl, als bey dem Futtern der Jungen stehen sie sich einander treulich bey. Das Weibchen legt nur zwey Eyer, mehrentheils gegen Morgen in einer Zeit von zwey Tagen. Die den Mittag oder Nachmittag gelegt werden, sind gewöhnlich unfruchtbar. Das eine ist stark und stumpf und enthält einen Tauber; das andere etwas spitzig, schließt ein Täubchen in sich. Der Vater sitzt neben dem Neste, wo die Mutter brütet, und sobald diese nach ihrer Nahrung ausfliegt, setzt sich jener darauf. Gemeiniglich brütet das Weibchen von drey Uhr des Nachmittags bis acht Uhr Morgens, und das Männchen die übrige Zeit. Nach siebzehn bis zwanzig Tagen kommen die Jungen aus, die aber erst gegen den neunten Tag sehend werden. Am ersten Tage werden sie noch nicht gefuttert, sondern nur getrocknet und gewärmt. Den folgenden Tag blasen die Alten ihnen den Kropf auf, und sodann geben sie ihnen zuerst etwas salzige und salpetrige Erde. Alle Nahrung weichen sie in ihrem Kropf zuvor ein, ehe sie dieselbe den Jungen mittheilen. Wenn diese zehn bis zwölf Tage alt sind, bereiten sich die Eltern schon wieder zur zweyten Hecke. Nach drey Wochen fressen die Jungen allein, und in sechs Wochen haben sie ihre völlige Größe, ob sie gleich noch pipen. Da diese nun im achten Monath ebenfalls zur Fortpflanzung tüchtig sind, so können von einem Paar Tau-

ben in vier Jahren ohngefähr achtzehntausend entstehen.

Ihre große Fruchtbarkeit wird jedoch theils durch die vielen Feinde, die ihnen nachstellen, theils durch andere Zufälle eingeschränkt. Auch finden sich oft unter ihren Eyern Wind=eyer. Aus Mangel an frischem Wasser und von zu häufigem Genuß des Roggens und Leinsaamens entsteht bey ihnen die Dorrsucht, deren nächste Ursach die Verstopfung der Drüsen über dem Bürzel ist. Man öffnet diese behutsam, bestreicht sie mit ungesalzener Butter, und sorgt für gesundere Nahrung. Unreines Getränk verursacht auch die Krätze und Pocken. Spießglas in reinem Wasser wird dagegen empfohlen.

Wenn man den Nutzen und Schaden der Tauben mit einander vergleicht, so findet man, daß jener von diesem öfters überwogen wird. Auf dem Lande hält man sie aber dennoch, weil das Fleisch der Jungen für kranke und schwächliche Personen die beßte Nahrung ist, und weil man fast zu allen Jahrszeiten bey unvermutheten Vorfällen die Bequemlichkeit hat, frisches Fleisch genießen zu können Auch brauchen die Feldflüchter den größten Theil des Jahrs wenig oder gar nicht vom Besitzer gefuttert zu werden. Freylich nähren sie sich dann auf Unkosten Anderer. — In Städten werden sie größtentheils nur aus Liebhaberey unterhalten, wenigstens ist der von ihnen zu erhaltende Vortheil noch geringer und der Aufwand größer, als auf dem Lande.

Der Taubenmist wird wegen seiner hitzigen Natur gern zu Mistbeeten genommen. Für Melonen ist er der beste Dünger. In Holland braucht man ihn zum Dünger der Tabaksfelder und bezahlt den Scheffel mit einem Thaler. Der Hanf wächst ebenfalls

vor=

vortreflich darnach. Kranke Bäume, die ausgehen wollen, werden oftmahls bloß mit diesem Mist kurirt. Die Lauge vom Taubenkoth dient nicht nur sehr gut zum Waschen und Bleichen, sondern die Becker brauchen sie auch in manchen Ländern zum Einmachen des Semmelteigs, wodurch die Semmel locker und wohlschmeckend wird. In Paris steht deßhalb der Taubenmist mit der Gerste in einem Preise. Man muß ihn aber vorsichtig und an einem sichern Orte aufbewahren, weil er sich leicht entzündet und brennbare Sachen ansteckt. Sonne und Regen benehmen ihm seine Kraft.

Der Pfau, Pavo cryſtatus.

Das Vaterland dieses schönen Vogels ist Ostindien, er wird aber auch in andern Ländern, wiewohl meistens nur zum Staat, gehalten. Ein sehr kaltes Klima erschwert seine Erziehung. Er ist etwas kleiner als ein Puter, hat einen Federbusch auf dem Kopf und einen langen Schweif. Der Pfauhahn sieht am Kopf, Hals und am Anfange der Brust brennend hellblau aus, auf dem Rücken weißgrau und schwarzgefleckt, und der Schwanz, besonders wenn er ihn ausbreitet, ist über alle Beschreibung prächtig gezeichnet. Die Henne sieht fast ganz grau aus; doch weiß man einige wenige Beyspiele von Hennen, die eben so geschmückt gewesen sind als die Hähne. Es gibt auch ganz weiße und bunte Pfauen.

Ihre Nahrung besteht in allerley Sämereyen und Insekten. Unreinigkeit und stinkende Dünste sind ihnen sehr zuwider. Des Nachts sitzen sie gern

hoch, auf Bäumen oder Dächern. Ihr Geschrey ist unangenehm. Die Hähne fallen, besonders zur Zeit der Paarung, zuweilen Menschen an, fliegen ihnen ins Gesicht und hacken und schlagen sie. Wenn man eine starke Zucht haben will, so gibt man einen Hahn fünf bis sechs Hennen, sonst begnügt er sich auch mit einer oder zwey. Doch behauptet man, daß so wenig Hennen, durch die allzuhäufige Begattung, wozu der Hahn sie nöthigt, mehrentheils unfruchtbar würden. Das Nest legt die Henne in einen Winkel oder unter einen Strauch auf der Erde an. Findet sie Stroh oder Geniste gerade an dem Ort: so bedient sie sich desselben, wo nicht, so legt sie die Eyer bloß auf die Erde. Man pflegt ihr daher selbst ein Nest zu verfertigen. Der Hahn muß die ganze Zeit über, da sie brütet, von ihr abgesondert werden. Sie legt acht bis zwölf Eyer, und brütet sie in einem Monath aus. Die Jungen futtert man mit Grütze, Semmel, gehackten Eyern und Gerstenmehl mit Wein angefeuchtet, bis sie nach gerade Weizen- und Gerstenkörner vertragen. Fliederblüthe und Brennesseln sind ihnen tödtlich. Den schönen Schweif und Kopfputz bekommen sie erst im dritten Jahr. Im Herbst verlieren sie ihren Schmuck, und erhalten ihn erst im Frühjahr wieder. Sie leben etliche zwanzig Jahr.

Der Nutzen, den man bey uns von diesen Thieren zieht, ist sehr unbeträchtlich. Sie kommen wohl zuweilen auf die Tafeln der Vornehmen, aber doch mehr zur Schau, als zum Genuß; denn sie werden mehrentheils mit den Federn aufgetragen. Das Fleisch der Jungen läßt sich noch eher genießen, als das von den Alten. In Rom standen die Pfauen zu der Zeit, als man eine Ehre darin suchte, theure, obgleich nicht schmackhafte Gerichte vorsetzen zu können, in ungeheuren Preisen. Man bezahlte einen mit mehr als hundert Thalern. Die Federn wendet man verschiedentlich zu Kopfputz, Fächern, Fliegenwedeln und

dergleichen an. In China wird unter andern ein starker Handel damit getrieben.

Der Fasan, Phasianus colchicus.

In Hinsicht auf Schönheit nimmt der Fasan seinen Platz mit Recht neben dem Pfau ein. Er hat seinen Nahmen von dem Fluße Phasis in Mingrelien (in Asien, welches sein eigentliches Vaterland ist), daher man ihn auch Phasan schreibt. Der gemeine ist beynahe so groß wie ein Haushahn, gehört auch zum Geschlecht dieses Geflügels, unterscheidet sich aber von demselben durch eine kahle blutrothe Warzenhaut an den Backen und einen langen keilförmigen Schwanz. Die Hauptfarbe der Federn ist bräunlich gelblichroth, Kopf und Hals dunkelblau ins Grüne spielend. Die Hennen sind kleiner und gelbbraun und schwarz gesprenkelt. In China lebt eine Ab-art davon, die mit noch reitzenderm Gefieder prangt, als der gemeine. Von den goldgelben Federn auf dem Rücken hat man ihn Goldfasan genannt. Der Kopf ist mit einem gelben rückwärtsliegenden Federbusch geziert, die Brust sieht roth, der Hals grünlich, einige Schwingfedern blau aus. Seine Schönheit läßt sich gar mit Worten nicht darstellen. An Gestalt gleicht er dem gemeinen, erreicht aber nur die Größe einer Krähe. Auch der Silberfasan, der oben weiß mit einigen dunklern Strichen, und am Bauche violetfarbig gezeichnet ist, stammt aus China. Außerdem gibt es noch ganz weiße und verschiedene andere Abartungen.

Die Fasanen werden in warmen und gemäßigten Ländern gezogen, aber nicht wie Hausgeflügel

(denn sie können ohne einen gewissen Grad der Freyheit nicht leben), sondern in eigentlich dazu angelegten Gärten oder Gehegen, welche man Fasanerien nennt. Und auch von hier entfliehen sie oft, und pflanzen sich in den freyen Gebüschen, wenn das Klima ihnen nicht entgegen ist, leichter fort, als unter Aufsicht der Menschen. Man findet daher in verschiedenen Ländern von Europa, z. B. in Böhmen, wilde Fasanen. Zuweilen entläßt man sie mit Vorsatz ins Freye, hegt und schützt sie aber dennoch so viel man kann. Dieß heißt eine wilde Fasanerie. Die Anlegung und Unterhaltung einer Fasanerie kostet weit mehr, als sie einbringt. Auch erfordert die Erziehung dieser Vögel viel Erfahrung und Beobachtung, wenn sie gelingen soll. Sie halten sich gern in dicken Gebüschen und in hohem Grase auf, und nähren sich von allerley Körnern, Kräutern, Beeren, Insekten und Würmern. Besonders lieben sie die sogenannten Ameisen-eyer, die ihnen auch statt einer Arzeney dienen sollen. Bäche und Quellen mit reinem Wasser, deren Boden kiesigt ist, sind ihnen ebenfalls angenehm. Die Fasanerie muß viel Sonne und Wärme haben, sonst gedeihen sie nicht. Man bauet ihnen darin hin und wieder Körzungen oder bretterne Häuschen, wo sie Schutz gegen üble Witterung finden.

Im März ist ihre Begattungszeit, welche zwey Monath dauert. Bey dem Hahn erhebt sich alsdann unter den Ohren ein kleiner Strauß von goldgrünen Federn. Die Henne macht ihr Nest auf der Erde unter einem Strauch, legt zwölf bis zwanzig Eyer und brütet sie in vier und zwanzig Tagen aus; besser ist es aber, sie von einer gemeinen Henne oder von einer Truthenne ausbrüten zu lassen. Die Wartung derselben ist von der Wartung der jungen Puter wenig verschieden. Unter ihr Futter mischt man jedesmahl Ameisen-eyer. Saufen läßt man sie in den ersten

Tagen gar nicht, auch nicht im nassen Grase herum laufen. Man kann auch Bastardfasanen erhalten, wenn man Hühner mit Fasanen paaren läßt. Die Jungen, die von dieser Paarung entstehen, müssen eben so sorgfältig, als die Fasanen selbst, verpflegt werden. Alle drey Jahr schaft man die Alten ab. Sie sollen überhaupt nur sieben bis acht Jahr alt werden. Man kann sie mästen, sie fressen aber nicht freywillig, und das Stopfen ist sehr schwer.

Zur bessern Gewöhnung und zum Wohlbefinden der Fasanen trägt ein Rauch von allerley wohlriechenden Dingen viel bey. Um die Körrungen herum legt man z. B. Gerstenstroh und darauf Kampfer, Anis, gedörrtes Malz und Birkenrinde, und zündet es an. Ein solcher Rauch ist für sie außerordentlich angenehm und erquickend. So scheu sie auch von Natur sind: so lassen sie sich doch durch öfters Räuchern ziemlich kirre machen.

Die Krankheiten und deren Heilung haben sie mit den Hühnern gemein. Wenn sie traurig werden, und man die Ursach davon nicht entdecken kann, so gibt man ihnen Kügelchen von fein gestoßnen Senfkörnern mit Butter vermischt.

Man benutzt von den Fasanen das Fleisch und die Eyer. Beydes hält man für das schmackhafteste, was man von Vögeln genießen kann. Es ist wegen des hohen Preises, wie leicht zu erachten, nur für reiche Herren. Die Federn, besonders vom Goldfasan, dienen zum Putz.

Das Perlhuhn, Numida meleagris.

Dieß ist das letzte von dem größern Geflügel, welches auf Veranstaltung des Menschen sich fortpflanzt, und zu dem Ende einer besondern Aufsicht genießt. Erst vor etlichen hundert Jahren wurde es aus Afrika nach Frankreich gebracht, und von da verbreitete es sich auch in andere Länder Europens. An Gestalt gleicht es einem Rebhuhn, ist aber noch etwas größer als ein gemeines Huhn. Der Kopf und der obere Theil des Halses ist kahl, wie bey dem Puter. Auf dem Scheitel steht ein etwas zurückgebogener, horn-artiger Auswuchs, und an den Seiten der untern Kinnlade hängen Fleischlappen herab. Die Farbe der Federn ist aschgrau, bald dunkler, bald heller, mit weißen rundlichen Flecken wie Perlen. Die Flügel sind kurz, daher es sich mit Mühe von der Erde erhebt. Sein Geschrey ist scharf und durchdringend, und den Ohren sehr beschwerlich. Es ist lebhaft, zänkisch, voller Muth, und bezwingt Vögel, von welchen es an Größe übertroffen wird. Jung läßt es sich sehr leicht zähmen, so daß es eben so zutraulich wird, wie ein gemeines Huhn. In der Lebensart hat es überhaupt mit den Haushühnern große Aehnlichkeit. Das Perlhuhn legt gewöhnlich acht bis zwölf Eyer. In heissen Ländern soll es über hundert legen, wenn man sie ihm nach und nach wegnimmt. Die Jungen, welche ohngefähr in drey Wochen auskommen, sind zärtlich und schwer zu erziehen. Man hält die Perlhühner auf Höfen unter gemeinen Hühnern, doch mehr der Seltenheit als des vorzüglichen Nutzens wegen, wiewohl man Eyer und Fleisch ebenfalls als eine besondere Delikatesse rühmt.

Der Trappe, Otis tarda.

Den Nahmen dieses Vogels leitet man von seinem langsamen und schwerfälligen Gange her, welchen man mit dem Worte Trappen zu bezeichnen pflegt. Das Männchen ist größer als eine Gans, hat einen Busch auf dem Kopf, den es aufrichten und niederlegen kann, und an den Backen einen weißen Federbart; die Federn am Kopfe und Halse sind aschgrau, auf dem Rücken röthlich gelb und einige Streifen schwarz, am Bauche weißlich. Unter der Zunge findet sich die Oeffnung zu einer Art von Tasche, die neben dem Schlund weggeht und ohngefähr sieben Englische Nössel in sich fasset. Man vermuthet, daß der Trappe sie mit Wasser anfülle, um im Nothfall davon Gebrauch zu machen. Das Weibchen ist kleiner und etwas anders gezeichnet. Er hält sich in den gemäßigten Ländern von Europa, Asien und Afrika auf, und zieht zur Herbstzeit von uns in wärmere Gegenden; doch sieht man ihn auch wohl im Winter noch bisweilen zur Schneezeit. Eine kleinere Art, die man Zwergtrappe nennt, wird vorzüglich in Frankreich angetroffen, und erreicht nur die Größe einer Ente.

Ohngeachtet der Schwere seines Körpers kann er doch ziemlich gut fliegen. Gemeiniglich sucht er sich durch einen schnellen Lauf zu retten, wenn er verfolgt wird; jedoch bey dringender Gefahr erhebt er sich, obwohl nicht gar hoch über die Erde, und fliegt etliche tausend Schritt weit. Er wird zwar mit Windhunden gehetzt, aber selten von ihnen ergriffen, weil er sich seiner Flügel bedient, sobald sie ihm zu nahe sind. Da er sehr listig und schüchtern ist, so pflegen die Jäger sich und die Hunde auf einem Wagen zu verstecken und so unvermerkt sich ihm zu nähern und ihn zu schießen. Auch soll er in die-

sem Fall zuweilen die Beute der Hunde werden, indem er nur erst nach einigen Schwingungen sich in die Luft erheben kann.

Die Begattung der Trappen fällt in die Fastenzeit, da der Hahn sehr stolz und aufgeblasen um die Henne herumgeht, und, wie der Puter, mit dem Schwanz eine Art von Rad schlägt. Die Henne macht ihr Nest in den Saatfeldern, oder vielmehr, sie kratzt ein Loch in Form eines Nestes in die bloße Erde, wo das Getraide schon etwas hoch steht, legt zwey grüne leberfarbne Eyer von der Größe der Gänse-eyer hinein, und brütet sie in einem Monath aus, welches gewöhnlich zu der Zeit trift, wenn die Getraide-art, worin sie nistete, zu reifen anfängt. Wird sie um diese Zeit von Menschen oder Hunden aufgejagt, so sucht sie dieselben dadurch vom Neste abzulocken, daß sie sie sich sehr nahe kommen läßt, und sie immer von einer Strecke zur andern mit der Hoffnung des Ergreifens täuscht.

Diese Vögel halten sich gerne truppweise zu dreyßig und vierzig Stück beysammen, und wo sie in solcher Menge hinkommen, thun sie der Saat beträchtlichen Schaden. Denn sie nähren sich größtentheils von Körnern, fressen aber auch in Ermangelung derselben Kräuter und Gewürme. Man schießt und fängt sie zu allen Zeiten Sie gehören an den meisten Orten zur hohen Jagd. Das Fleisch der Jungen ist ziemlich schmackhaft, von den Alten aber zähe. Die Federspulen können wie Gänsefedern gebraucht werden.

Der Auerhahn, Tetrao urogalus.

Lebt im nordlichen Europa, und wird beynahe so groß, wie ein kalekutscher Hahn. Der Kopf ist

schwarz, Rücken und Hals aschfarbig mit braunen und schwarzen Flecken, Brust, Bauch und Schwanz sind bläulich schwarz. Die etwas kleinere Henne ist gelb, braun und schwarz gefleckt. Die Zunge sitzt bey den Vögeln vorn im Kropf nahe am Schnabel, und kann von da vermittelst einer Nerven in den Schnabel geschoben werden, so oft sie dieselbe brauchen. Da man sie aber bey den geschossenen nicht auf der gewöhnlichen Stelle fand, so glaubte man ehemals, die Auerhähne hätten gar keine Zunge.

Grosse Fichtenwälder sind der liebste Aufenthalt dieser Vögel, wo sie sumpfigte oder quellreiche Plätze aufsuchen. Sie sitzen auf hohen Bäumen, und nähren sich von Fichten- und Tannenknospen, desgleichen von den Kätzchen der Haseln, von allerley Beeren und Insekten. Im März paaren sie sich (oder nach der Jägersprache, sie falzen), und dann kommen sie von den Bäumen herab. Der Hahn macht gar seltsame Bewegungen, ist ganz ausser sich und geht mit verschlossenen Augen um die Henne herum. Diese bauet ihr Nest auf der Erde von Reisern und Geniste, legt sechs bis zwölf braungelblich gesprenkte Eyer, so groß wie Hühner-Eyer, und brütet vier Wochen. Wenn sie der Nahrung wegen vom Neste geht, bedeckt sie die Eyer mit Blättern. Die ausgekrochenen Jungen laufen sehr schnell, zuweilen noch mit einem Theil der Schale; sie fressen Heidelbeeren, Gewürme, Fichtennadeln u. s. w.

Da sie außerordentlich scheu sind, so können sie selten ausser der Falzzeit geschossen werden, wo sie sich unter den Bäumen herumtummeln, und (vorzüglich der Hahn) gleichsam weder hören noch sehen. Das Fleisch ist trocken und schwärzlich, und muß erst in Wein gebeizt werden, ehe man es genießen kann. Dennoch wird es der Seltenheit wegen für ein fürstliches Essen gehalten.

Ihre Anzahl nimmt jetzt immer mehr ab, weil sie den Nachstellungen der Raubthiere und Räubvögel sehr ausgesetzt sind. In Schlesien, Thüringen und Westphalen sieht man sie doch noch zuweilen.

Das Birkhuhn, Tetrao tetrix.

Der Hahn übertrift an Größe ein Haushuhn; Hals, Brust und Rücken sind bläulich schwarz, die Flügel grau und weiß mit gelben Flecken. Die Henne ist nur halb so groß und grau gesprenkelt. An dieser und der folgenden Gattung sind die Füße bis an die Zehen herunter mit Federn besetzt. Das Birkhuhn lebt in den nördlichen bergigten Gegenden, besonders in England, Schottland, Schweden, Norwegen und der Schweitz; in Teutschland findet es sich sehr selten. Es wählt Birken- und Ellernbrüche zum Aufenthalt, und nährt sich von den Knospen der Birken und Fichten, von allerley Beeren und auch von Getreidekörnern. In der Lebensart und den Sitten gleicht es dem Auerhahn. Im April ist die Falzzeit dieser Vögel, wo die Hähne heftig mit einander kämpfen. Die Hühner machen ihr Nest in dem kleinen Gebüsch der Birkenwälder auf der Erde, legen vier bis zehn Eyer, und brüten sie in vier Wochen aus. Sie sind noch schwerer zu berücken, als die Auerhähne. Man pflegt sie zur Falzzeit mit einem ausgestopfen oder nachgebildeten Birkhahn zu locken und so zu fangen. Wenn ihr Fleisch vor der Zubereitung geklopft wird, bekommt es einen zarten Geschmack.

Das Haselhuhn, Tetrao bonasia.

Man findet dies Geflügel in dem mittlern Europa, und unter andern häufig in Böhmen, Schlesien, Franken; am zahlreichsten aber in Norwegen und Lappland. Es ist etwas größer als eine Taube, und die Farbe der Federn besteht aus einem Gemisch von Aschgrau, Schwarz, Braun und Weiß. Der Hahn hat an der rostfarbigen Brust einen schwarzen Fleck, welcher dem Weibchen fehlt.

Das sogenannte weisse Haselhuhn oder Schneehuhn (Tetrao lagopus) ist eine ganz verschiedne Gattung. Von der weißen Farbe, welche vor der grauen merklich hervorsticht, hat es jenen Nahmen erhalten. Es zeichnet sich aber auch besonders dadurch aus, daß es, wie der Hase, unter den Füssen rauh ist. Seinen Aufenthalt hat es blos in den nordlichen gebirgigten Gegenden von Europa; nach Teutschland kommt es nicht. In Stockholm werden sie zu tausenden auf dem Markt verkauft, und in Fässen versendet.

Die Nahrung des gemeinen Haselhuhns besteht vornehmlich in den Kätzchen der Haselstauden und Birken, in allerley Waldbeeren, Kräutern u. s. w. Die Henne legt acht bis zwölf Eyer, und brütet sie in drey Wochen aus. Alles Uibrige haben diese Vögel größtentheils mit den Birkhühnern gemein.

Das Rebhuhn, Tetrao perdix.

An Gestalt kommt das Rebhuhn der Wachtel am nächsten, es ist aber mehr als noch einmahl so groß. Die Federn sind aschgrau, braun und roth gesprengt,

und vorn an der Brust sieht man einen röthlichen halbmondförmigen Fleck. In den gemäßigten Ländern wird es sehr häufig gefunden, und es hält sich sowohl in Gebüschen, als im freyen Felde auf, daher man es auch Feldhuhn nennt. Die Nahrung besteht in Saamenkörnern, Kräutern und Gewürmen. Im März paaren sie sich, machen dann ihre Nester von Gras und Stroh in den Fußtritt eines Ochsen, Pferdes, oder in einer natürlichen Vertiefung. Sie legen fünfzehn bis zwanzig Eyer, beynahe wie Tauben-Eyer, und brüten drey Wochen. Eine solche junge Brut hält sich zusammen, und heißt ein Volk. Sie entfernen sich nicht weit von dem Revier, wo sie geboren sind.

Man kann die Rebhühner zwar zahm machen, aber sie paaren sich dann selten, legen selten Eyer, und brüten sie nie aus. Jedoch lassen sie sich gewöhnen wie anderes Geflügel, z. B. Gänse und Enten, des Abends auf den Hof zurück zu kommen, wenn sie des Morgens nach Nahrung ins Feld gegangen sind. Nur zur Brütezeit entfernen sie sich ins Gehölz, bis die Jungen groß genug sind, ihnen zu folgen; alsdann bringen sie auch diese mit. Auf die Weise sollen die Einwohner der Insel Scio eine sehr große Menge Rebhühner halten. Auch kann man die Eyer derselben den Haushühnern unterlegen, so bekommt man ebenfalls eine zahme Zucht, die sich nie vom Hofe entfernt, aber sie pflanzt sich nicht weiter fort. Die Jungen werden mit Brodkrumen und harten Eyern aufgefüttert. Vor allen andern aber müssen sie Ameisen-Eyer und immer frisches Wasser haben. Das Fleisch ist bekanntlich von vortreflichem Geschmack, saftig, ohne sehr fett zu seyn, und die Federn können auch benutzt werden.

Die Wachtel, Coturnix tetrao.

Dieser bekannte Vogel ist überall auf der Erde verbreitet. Er kömmt im May aus Afrika und andern wärmern Ländern zu uns, und kehrt im August und September wieder dahin zurück. Nicht sowohl die Kälte — denn man trifft ihn sogar in Lappland an — als vielmehr Mangel an Nahrung zwingt ihn zu dieser Reise. Sobald sie hier sind, fangen sie an sich zu paaren. Ein Männchen hat mehrere Weibchen. Diese scharren auf einem Getraidefelde ein Loch in die Erne, futtern es mit Gras und Blättern aus, und legen funfzehn bis zwanzig grün und braun gefleckte Eyer hinein. Nach drey Wochen kommen die Jungen aus, die so schnell wachsen, daß sie im August schon mit den Alten fortziehen können. Sie nähren sich größtentheils vom Getraide, fressen doch aber auch Beeren und Insekten. Des Morgens und Abends sind sie am lebhaftesten, den Tag über liegen sie, besonders wenn es sehr heiß ist, im dicksten Grase ohne Bewegung still. Ihre Reisen sollen sie nur des Nachts anstellen, und zwar in ungeheuren Zügen. Man bemerkt auch des Abends an den im Käfig eingesperrten um die Zeit die meiste Unruhe. Ueber das Meer setzen sie mit Hülfe eines günstigen Windes, da sie sonst einen so weiten Weg aus eignen Kräften nicht würden endigen können. Indessen kommen doch auch viele dabey ums Leben.

In der Gefangenschaft pflanzen sich die Wachteln so wenig wie die Rebhühner fort. Man hält die Männchen in dunkeln Käfigen um ihres Schlages willen. In China und Italien läßt man sie wie die Haushähne mit einander kämpfen, denn sie sind sehr zänkisch und streitsüchtig. Man stellt nämlich zwey Männchen auf einen Tisch gegen einander über, und streuet in der Mitte Hirse hin, so fahren sie gleich auf einan-

der los. Dabey werden eben solche Wetten angestellt, wie bey den Hahnengefechten in England.

Die Wachteln lassen sich leichter schiessen und fangen, als die Rebhühner. Man bedienet sich dazu eines abgerichteten Wachtelhundes, oder einer Lockpfeife. Sie werden sehr fett. Auf den Genuß derselben erfolgen zuweilen Uibelkeiten, Erbrechen und andre schlimme Zufälle, welches daher rührt, weil diese Vögel oft den Saamen verdächtiger Gewächse, z. B. von der Trespe und Nieswurz, fressen. Ihr Alter erstreckt sich etwa auf fünf Jahre.

Die Lerche, Alauda.

Obgleich die Lerche eigentlich zu den Singevögeln gehört, so glauben wir doch sie hier eher unter die nutzbaren Vögel setzen zu können. Ausser der Ackerlerche (Feldlerche, Sanglerche,) die singend langsam in die Höhe steigt, und dann plötzlich wieder herunterfällt, kennt man noch die Wiesenlerche, welche auf den Wiesen sitzend ihre Stimme hören läßt. Diese ist oben schwärzlich braun, und unten gelblich weiß mit schwarzen Flecken, auch kleiner als die Ackerlerche; hingegen die Haubenlerche mit einem Federbusch auf dem Kopf, den sie willkührlich aufheben und niederlegen kann, ist grösser als jene beyden. Noch andre Gattungen sind die Baumlerche und die Haidelerche, welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt so benennt sind; die Pieplerche ist nur von der Grösse eines Zaunkönigs. Auch giebt es weisse, schwarze und mehrere in Gestalt und Farbe verschiedne Abänderungen. Sie sind über den größten Theil des Erdbodens verbreitet.

Unter allen diesen Gattungen ist die Ackerlerche die bekannteste und nützlichste; sie übertrift jene an

Schönheit des Gesanges und an Wohlgeschmack. Man sieht sie blos auf Saatfeldern und Wiesen, nie auf Bäumen oder in Gehölzen. Um Michaelis ziehen sie in grossen Schaaren in wärmere Länder, kommen aber schon im März zurück. Viele bleiben auch den Winter über bey uns, und zwar, wie man glaubt, größtentheils nur die Spätlinge, oder die von der letzten Brut. Sie paaren sich sehr zeitig im Frühling, machen ihr Nest in den besäeten Feldern, und bringen drey bis fünf Junge. Im Julius brüten sie zum zweytenmahl. Die Jungen ätzen sie mit Würmern und Ameisen-Eyern, welche nebst Saamenkörnern und Getraide auch die Nahrung der Alten sind. Vom häufigen Genuß des Hanfs sollen die Federn schwarz werden. Sie baden sich, wie die Wachteln und Hühner-Arten, gern im Sande, um das Ungeziefer los zu werden. Man kann sie leicht fangen und kirre machen, auch lernen sie die Stimmen anderer Vögel und fremde Melodien in kurzer Zeit. Wegen der geraden und langen Hinterzehe können sie sich auf keinen Zweig, und also auch nicht auf Queerhölzer im Käfig setzen. Sie leben zehn Jahr und länger.

Da sie nach der Ernte sehr fett werden und ihr Fleisch einen ausserordentlichen zarten Geschmack hat, so stellt man ihnen um die Zeit häufig nach. Am gewöhnlichsten fängt man sie des Abends im Dunkeln mit Netzen, welche Art des Fangens das Lerchenstreichen heißt. In fruchtbaren Gegenden, die reich an den feinern Getraidesorten sind, werden sie in erstaunlicher Menge und von besondrer Güte angetroffen. Die Leipziger Lerchen sind deshalb weit und breit berühmt. Man hat daselbst schon in einem Monath fast eine halbe Million gefangen, wovon verschiedene drey bis vier Loth schwer gewesen sind. Sonderbar ist es aber, daß man oft in der einen Nacht lauter fette und in der folgenden lauter magre bekommt. Man sagt, daß der Morgenwind in gewissen

Gegenden magere, der Abendwind aber fette herbeyführe. — Der Gewinn von einem solchen Fange ist nicht unbeträchtlich, denn das Schock wird in grossen Städten mit einem Reichsthaler bezahlt. Auch werden die Reviere, wo das Lerchenstreichen Statt findet, um nahmhafte Summen verpachtet. Desto unverantwortlicher ist es, wenn diese nützlichen Vögel im Winter oder zur Heckezeit von muthwilligen Knaben weggefangen werden.

Der Krammetsvogel, Turdus.

Zu diesem Geschlecht gehören etliche zwanzig Gattungen, in deren genauern Beschreibung die Naturforscher oft von einander abweichen. Wir führen nur einige der bekanntesten an.

Die Misteldrossel (Turdus viscinorus) (Schnarre), die größte unter ihnen, beynahe von der Grösse einer Taube, mit röhlich-braunem Rücken, weißgeflecktem Hals und gelblichem Schnabel. Sie findet sich in den meisten Ländern der sogenannten alten Welt, und nährt sich hauptsächlich von Mistelbeeren, deren Saamen sie ausstreuet und dadurch dies Gewächs vermehrt. Im Frühjahr singt sie sehr schön, bauet ihr Nest von Moos und Lehm an den Aesten der Bäume, und legt fünf bis sechs Eyer. Sie soll des Jahrs zweymahl brüten. Man kann sie sehr kirre machen und lange erhalten.

Die Weindrossel (Turdus iliacus) (auch Drossel schlechtweg) mit rothbraunen Flügeln. Sie thut besonders in Frankreich in den Weinbergen grossen

Scha-

Schaden, indem die Weinbeeren ihre liebste Nahrung sind. Von ihrer Stimme: Zip, Zip, hat sie auch den Nahmen Zippe erhalten.

Die Singdrossel, (Turtus musicus) deren innere Schwungfedern gelb sind, gleicht übrigens der Misteldrossel, nur daß sie viel kleiner ist. Sie erfüllt des Abends die ganze Gegend umher mit ihrem Gesang, bis es finster wird, und übertrifft an Anmuth die meisten andern inländischen Vögel, außer der Nachtigall.

Die Schwarzdrossel, (Turdus merula). oder Amsel. Das Männchen ist schwarz und hat einen gelben Schnabel; das Weibchen grau, an der Brust etwas röthlich. Sie lebt einsam, tief in Wäldern, bauet ihr Nest auf Bäumen, auch unter Dornensträuchern von Moos, Zweigen und Wurzelfasern, überzieht es mit Lehm, und füttert es dann mit Wolle oder Haaren aus. Der helle pfeifende Ton, besonders der Männchen, klingt sehr angenehm. Im Käfig lernen sie leicht Melodien. Man futtert sie mit Beeren, Gewürmen und Fleisch.

Die Rohrdrossel, (Turdus arundinaceus) oben schwärzlichbraun, unten gelblichweiß, hält sich im Rohr auf, klettert an den Halmen auf und ab, wie der Specht an den Bäumen. Sie bauet ihr Nest zwischen drey Schilfhalmen, die sie zusammenwebt, und das Männchen singt beständig bis in die Nacht, während der Zeit das Weibchen brütet.

Die Haubendrossel, (Ampelis garrulus), (Seidenschwanz, Pfeffervogel, Sterbevogel) gehört zwar zu einem besondern Geschlecht, ist aber doch den Drosseln in vielen Stücken ähnlich. Sie hat auf dem Kopf einen kleinen Federbusch, sieht an diesem Theil und dem Halse röthlich, am Leibe braun und grau aus, die Flügel sind schwarz, am Rande gelb

und der Schwanz aschgrau und ebenfalls schwarz und gelb gestreift. Im Herbst kommt sie aus den nördlichen Gegenden zu uns, geht den Wachholder- und Eibischbeeren nach, und wird auf diesen Zügen gefangen. Das Fleisch ist eßbar.

Der gemeine Krammetsvogel, (Ziemer, Turdus pilaris) ist etwas größer als ein Staar; Hals, Rücken und Hinterleib sieht bräunlich gesprengt aus, Kopf und Schwanz etwas dunkler, Brust und Bauch schmutzigweiß und roth und schwarz, zuweilen auch gelblich getüpfelt. Alle diese inländischen Arten sind Zug- und Strichvögel. Ihre vornehmste Nahrung sind Beeren, insbesondere Wachholderbeeren und Eberäschenbeeren, denen sie auf ihren Zügen nachgehen. Das Fleisch derselben hat einen angenehmen Geschmack, daher werden sie häufig gefangen und gegeßen, und in unsern Gegenden vorzüglich diese letztere Art.

Die Krammetsvögel sollen bey uns selten, in Rußland aber und andern nördlichen Ländern gewöhnlich brüten, und von da im Herbst zu uns kommen. Einige bleiben bis im März hier, wenn der Winter nicht zu strenge ist und sie Nahrung finden; die meisten aber verweilen nur etliche Wochen. Von uns ziehen sie dann weiter nach Frankreich, Italien, Griechenland und der Türkey, worauf sie endlich in ihre Heimath, in das nördliche Europa, zurückkehren, um da durch ihre Fruchtbarkeit den Verlust zu ersetzen, den sie durch die Nachstellungen der Menschen unterweges erlitten haben. Diese Wanderungen stellen sie alle Jahre an.

Da diese Vögel ihres delikaten Geschmacks wegen gut bezahlt werden, so würde es immer der Mühe lohnen, auf dürren Haideplätzen viel Wachholdern anzupflanzen. Sie fressen die Beeren derselben nicht

nur am liebsten, sondern bekommen auch gerade von diesen den angenehmsten Geschmack. Schaden thun sie weiter gar nicht, und ihr Fang kostet eben nicht sonderliche Mühe. Man fängt sie in Dohnen oder Schlingen von Pferdehaaren, noch besser aber auf einen ordentlichen Vogelheerd. Wenn alles recht darnach eingerichtet wird, so bringt eine solche Anlage noch mehr Vortheil, als das Lerchenstreichen. Die Römer hielten sie ehemahls in eigenen Vogelhäusern und mästeten sie. Sie werden zwar ziemlich zahm, pflanzen sich aber in der Gefangenschaft nicht fort. In einer Kammer unter aufgestellten Tannensträuchern befinden sie sich recht wohl, und lassen ihre natürlich schöne Stimme hören. Man füttert sie mit Hanfsaamen und Brotkrummen.

Der Ortolan, Emberiza hortulana.

Auch dieser Vogel ist als ein Leckerbissen auf den Tafeln der Reichen bekannt. Zu seinen Verwandten, welche alle den gemeinschaftlichen Nahmen Ammer führen, und ebenfalls eßbar sind, zählt man die Schneeammer, (Emberiza nivalis) die Goldammer (Emperiza citrinella) die Rohrammer (Emberiza schoeniclus) und die graue Ammer.

Die Schneeammer wohnt im äußersten Norden, ist schwarz und weiß gezeichnet, wird aber im Winter fast ganz weiß. Sie kommt auf ihren Zügen auch oft nach Teutschland. An Größe ist sie ohngefähr einem Sperlinge gleich.

Die Goldammer (der Emmerling) mit hochgelbem Bauch und Kopf und graugelblichem Rücken.

Die Brust ist braun, grün und gelb vermischt, die Schwanzfedern schwärzlich mit einigen weißen Flecken. Sie nistet auf Wiesen unter einer Erdscholle, brutet im März oder April und zum zweytenmahl im September Dem Sommer über frißt sie Raupen und andere Insekten, im Winter kommt sie mit den Sperlingen auf die Höfe und in die Scheunen.

Die Rohrammer (der Rohrsperling) macht ein künstliches Nest zwischen Schilfhalmen und hält sich auch da mehrentheils auf. Der Kopf sieht schwarz aus, der Leib grau und schwarz, die Schwanzspitzen weiß. Sie schlägt den Schwanz immer auf und nieder, noch lebhafter als die Bachstelze. Im Winter verbergen sich diese Vögel unten im Rohr und nähren sich vom Saamen desselben, von Insekten, deren Puppen und Eyern. Sie singen im Sommer, besonders des Abends, sehr angenehm; wenn sich aber ein Mensch oder Thier ihrem Aufenthalt nähert, so lärmen und schreyen sie gewaltig, mit einem Ton, der dem Geschreye der Sperlinge ähnlich ist, daher das Sprichwort: Er schimpft, wie ein Rohrsperling.

Die graue Ammer (Emberiza miliaria), hat diesen Nahmen von der Grundfarbe ihres Gefieders. Sie ist dabey über den ganzen Leib mit kleinen schwarzen Punkten, wie mit Hirsekörnern bestreuet, und heißt deßhalb auch Hirsenammer.

Ein ausländischer hierher gehöriger Vogel wird die Wittwe Emberiza (paradisaea) genannt, weil die Zeichnung desselben einige Aehnlichkeit mit der Trauerkleidung einer Frauensperson hat. Der Kopf ist schwarz und weiß gestreift, der Oberleib schwarz, die Brust braun, die Schwanzfedern von erstaunlicher Länge. Er wird der Seltenheit wegen zuweilen aus Afrika zu uns gebracht. Man hat ihm auch den Nahmeu Paradiesammer gegeben.

Der Ortolan (Gartenammer, Fettammer, Kornfink) dessen Brust und Bauch weißgelblich und braun gefleckt, Hals, Rücken und Flügel grünlich oder gelbbraun sind, hält sich in den wärmern Gegenden von Europa und Asien auf, und gehört zu den Zugvögeln. In der Farbe ändert er sehr ab; jedoch die Schwungfedern, wovon die drey vordersten eine weiße Spitze haben, und die Schwanzfedern sind beständig schwarz. Man trifft ihn häufig in Gärten — daher der Nahme Ortolan, (hortulana) — in Weinbergen und auf besäeten Feldern an. Er liebt vorzüglich Hirse und Heidekorn und wird davon außerordentlich fett. Gewöhnlich kommen diese Vögeln mit oder kurz nach den Schwalben an. Sie bauen ihr Nest auf Zäunen und Gesträuchen auch wohl auf der Erde ganz nachlässig und legen 4 bis 5 grauliche Eyer. Mehrentheils brüten sie zweymahl im Jahr, in Teutschland aber nicht, wo sie überhaupt seltner, als in den mehr südlichen Ländern Europens sind. Der Fang derselben geschieht am besten durch Lockvögel auf einem Vogelheerd im Julius und Anfang des Augusts, späterhin ziehen sie fort. Man mästet sie an verschiedenen Orten mit Hafer und Hirse, und setzt sie zu dem Ende in ein völlig dunkles Zimmer welches bey Tage und bey Nacht durch einen schwachen Lampenschein nur soviel Licht erhält, als sie brauchen um das Futter finden zu können. Hier legen sie in kurzem so viel Fett an, daß sie zuweilen daran ersticken. Ein so gemästeter Ortolan wird in Teutschland mit vier bis acht Groschen, und in Schweden gar manchmahl mit einem Dukaten bezahlt. Auf der Insel Cypern werden unstreitig die meisten gefangen, und da sind auch diese Vögel ein wirklicher Handlungszweig geworden. Um sie aufbewahren zu können, schneidet man ihnen dort Kopf und Füße ab, läßt den ausgeweideten Leib in heißem Wasser leicht aufwallen, und legt ihn dann mit Gewürz in Essig.

So sollen sie sich ein ganzes Jahr halten. Man packt sie auf diese Weise in Fäßchen und versendet sie nach England, Holland und Frankreich. Es hat Jahre gegeben, wo vierhundert solche Fäßchen, jedes mit drey bis vierhundert Stück angefüllt, von dieser Insel ausgeführt werden konnten.

Man pflegt aber auch die Ortolane des Gesanges wegen im Käfig zu halten. Sie singen beynahe Tag und Nacht.

Der Staar, Sturnus.

Von den fünf Gattungen dieses Geschlechts gedenken wir hier nur außer dem gemeinen (Sturnus vulgaris) noch des Wasserstaars (Sturnus cinclus), der sich von Wasserinsekten nährt und zu dem Ende sehr geschickt untertauchet. Er ist schwarz und mit einer weißen Brust bezeichnet.

Der gemeine Staar (die Sprehe) hat einen gelblichen Schnabel, eine schwärzliche, verschieden spielende Grundfarbe und über den ganzen Leib kleine weiße Flecken. Doch ändern sich diese Farben auch etwas nach der Jahreszeit. Er ist ein Zugvogel, kommt im März bey uns an, nistet in hohlen Bäumen und brütet zweymahl. Das erstemahl hat es fünf bis sieben, das zweitemahl drey bis fünf Junge. Insekten und Gewürme sind seine vornehmste Nahrung, er frißt aber auch Getraide, Sämereyen, Beeren, Kirschen u. s. w. Der Insekten wegen hält er sich gern unter Viehheerden auf, und setzt sich wohl den Schaafen auf den Rücken, um die Täken abzusuchen. Einige meinen zwar, daß die Staare

auch Aas verzehren; aber es ist wahrscheinlicher, daß sie nur nach den darin ausgebrüteten Würmern gehen. Im Herbst schwärmen sie in großen Schaaren herum, lassen sich des Abends zu Tausenden im Schilfrohr nieder, und treiben bis in die Nacht ein unaufhörliches Geschwätz. Hier sind sie leicht zu fangen. Gegen den Winter ziehen sie größtentheils nach Egypten.

Der Staar ist ein munteres, drolliges Thierchen, und wird theils deßhalb, theils wegen seiner Gelehrigkeit in Stuben und Käfigen gehalten. Wenn ihm die Zunge gelöset ist, lernt er fremde Stimmen nachahmen und Worte sprechen. Weil er aber lebhaft und flüchtig ist, vergißt er das Gelernte auch leicht wieder, und man muß es ihm daher oft von neuem vorsagen. Besonders soll dieß zur Zeit des Mauserns geschehen. Die Geselligkeit liebt dieser Vogel sehr, und er hält sich, wenn er nicht seines Gleichen findet, zu Tauben, Sperlingen und andern Vögeln, die auch in Schaaren beysammen zu seyn pflegen. Sie fliegen in gedrängten Haufen; darauf gründet sich eine List der Vogelsteller, die etlichen gefangenen Staaren lange mit Vogelleim bestrichene Faden an die Beine binden und sie fliegen lassen. Sobald diese unter den Häufen der Uibrigen kommen, werden mehrere vermittelst der Faden festgehalten und fallen dann, indem sie sich frey machen wollen, auf die Erde herab.

Durch Vertilgung der Insekten, vorzüglich der Heuschrecken, stiften diese Vögel großen Nutzen. Getraide und andere Früchten fressen sie nicht leicht eher als bis es ihnen an jener Nahrung mangelt. Das Fleisch der Jungen ißt man gern.

Der Kranich, Ardea grus.

Dieser und die drey folgenden Vögel haben einen sehr langen Hals, lange Füße und einen langen geraden Schnabel. Der Kranich ist unter ihnen der größte. Seine Höhe, wenn er mit aufgerichteten Kopfe steht, beträgt beynahe viertehalb Fuß. Der Körper selbst, Hals und Füße abgerechnet, hat ziemlich den Umfang eines Truthahns, ist aber länglicher geformt. Die Hauptfarbe des Leibes ist aschgrau, der obere Theil des Kopfes und die Schwungfedern sehen schwarz aus; am nakten Hinterkopf befindet sich eine warzige Haut. Er gehört zu den Zugvögeln, kommt im Frühjahre bey uns an, nistet in brüchigten Gegenden und legt zwey dunkelgraue mit hellbraunen Flecken gewölkte Eyer, so groß wie Schwaneneyer. Die Nahrung dieser Vögel besteht in Saatkörnern, Insekten, Muscheln und einigen Arten der Amphibien. Im Herbst ziehen sie wieder fort, größtentheils nach Afrika. Hier sollen sie an einigen Orten in unermeßlichen Schaaren sich niederlassen und die besäeten Aecker verwüsten: so, daß die Einwohner mit ihren Kindern fast beständig gegen sie zu Felde liegen müssen. Dieß hat vermuthlich zu der alten Fabel von dem Kriege der Pygmäen gegen die Kraniche Anlaß gegeben. Ihre Stimme ist stark und durchdringend, doch nicht unangenehm; von ferne aber, wenn sie in der Luft schweben, klingt ihr Geschrey oft furchterlich. Sie fliegen so hoch, wie die wilden Gänse, und sind selten mit der Flinte zu erreichen. Auch kann man sie sonst wegen ihrer Wachsamkeit schwer hintergehen, denn sie schlafen nur auf einem Fuß ruhend, und erwachen bey dem geringsten Geräusche. Ob sie gleich die Geseligkeit lieben, so sind sie doch sehr zänkisch. Zuweilen treiben sie allerley Muthwillen, machen possierliche Sprünge, werfen mit den Klauen Steine in die Höhe u. s. w. In

Pohlen richtet man sie jung zum Tanzen und zu andern Künsten ab, und läßt sie für Geld sehen. Eben daselbst mästet man die Jungen und speiset sie, welches auch die Tartaren thun. Das Fleisch der Alten ist nicht zu genießen. Diese schießt man, weil sie an den Saaten großen Schaden thun. Die Federn derselben werden zum Putze gebraucht, besonders von den Tartaren. Die Flügelfedern dienen zum Schreiben.

Der Storch, Ardea ciconia.

An Größe gleicht er einer halbjährigen Gans; die langen Beine und der lange Hals geben ihm aber ein weit größeres Ansehen. Die Farbe desselben ist weiß, nur die Schwungfedern und die Kreise um die Augen sind schwarz, und Füße und Schnabel roth. Es gibt aber auch schwarze und dunkelbraune Störche, die jedoch mehr in nördlichen Ländern als bey uns angetroffen werden. Sie sind kleiner als die weißen, sonst aber in der Lebensart ihnen ähnlich.

Der gemeine Storch kommt im Frühjahre hier an, bauet auf alten Mauern, Dächern, Schornsteinen und hohen Baumstämmen ein großes Nest von dürren ineinander geflochtenen Zweigen, schleppt Leinwand, Garn und andere weiche Materialien, deren er habhaft werden kann, hinein, und legt drey bis vier weiße Eyer. Da man ihn nicht nur für nützlich hält, sondern auch an mehrern Orten eine gewisse abergläubische Ehrfurcht für ihn hat: so ladet man ihm wohl zum Anbau ein, indem man ein altes Wagenrad auf das Dach legt, welches zur Grundlage des Nestes dient. Auch futtert man ihn, wenn er etwas zu früh ankommt. Allein seit einiger Zeit fängt

man hin und wieder an, ihn als einen schädlichen Raubvogel zu verfolgen, und das mit Recht. Denn er frißt zwar Schlangen, Frösche und anderes Ungeziefer, welches man sonst für seine einzige Nahrung hielt; aber auch junges Federvieh, Rebhühner, Schnepfen, Lerchen, Wachteln und ihre Eyer. Sie gehen dem Fischlaich und den Fischen begierig nach, und fangen die auf den Blumen sitzenden Bienen sehr geschickt weg. Kröten sollen sie nicht anrühren und von den Schlangen nur die unschädlichen, und auch diese nur im Nothfalle, verzehren.

Ehe sie im September ihre Reise nach Afrika und Egypten anstellen, versammlen sie sich zu hunderten auf einem freyen Platze, und ziehn sodann in Gesellschaft fort. Einige wollen sogar bey dieser Versammlung eine Art von Musterung beobachtet haben, und versichern, daß die Lahmen und Unvermögenden von den Anführern getödtet würden, weil sie doch die Reise nicht mitmachen könnten. Die Zahmen, die man in Gärten unterhält, vertragen unser Klima auch den Winter recht gut. Aber zur Zeit der allgemeinen Wanderung muß man sie wohl verwahren, sonst fliegen sie doch mit auf.

Das Fleisch derselben schmeckt schlecht und ist ungesund.

Der graue Reiher, Ardea cinerea.

Man kennt an achtzehn Arten von Reihern, welche in den Sitten und der Lebensart mit einander übereinkommen; die wenigsten aber sind einheimisch Der Pfauenreiher (Königsvogel) in Afrika hat.

einen schönen röthlichgelben Busch auf dem Kopf und rothe Kehllappen nach Art der Hühner. Der weiße Reiher in Ostindien ist mit einem langen schneeweißen Federbusch geziert. Der bunte Reiher (Nachtrabe, Quak-reiher) von der Größe einer Ente, mit weißer Brust, gelblichen Bauch, schwarzgrauem Rücken und aschfarbnen Flügeln und Schwanz, gehört zu den inländischen. Er läßt des Abends und des Nachts eine grobe quackende Stimme hören, welche schönes Wetter verkündigen soll. Aber der bey uns gemeinste und bekannteste, der jedoch auch fast überall auf der Erde angetroffen wird, ist der graue Reiher. Er hat ziemlich die Größe des Kranichs, der Rücken sieht bläulich, der Bauch weiß aus, an der Brust sind längliche, schwarze Flecken. Bey dem Männchen hängen etliche schwarzblaue lange Federn vom Kopf in den Nacken herunter. Der Hinterkopf ist schwarz und glatt. Er hält sich an Seen und Flüssen auf, bauet in der Nähe derselben auf hohen Bäumen, oft in Gesellschaft mit mehrern, sein Nest, und legt vier weiße mit grauen Flecken gezeichnete Eyer. Man sieht sie in fischreichen Gegenden in erstaunlicher Menge. Die Bäume, worauf sie nisten, verdorren oft von ihrem scharfen, ätzenden Auswurf. Sie nähren sich von Fröschen, Muscheln und Wasserinsekten; ihre gewöhnlichste und liebste Nahrung aber sind Fische, die sie (vorzüglich des Nachts) am Ufer oder vorn im Wasser stehend mit ihren glänzenden Füßen an sich locken und fangen. Es ist ein besonders merkwürdiger Instinkt, daß die kleinen Fischchen diesen ihren Feind nicht fliehen, vielmehr sich ihm nähern, und sich gern an seinen Füßen reiben und streichen. Die Fischer bedienen sich daher auch seines Fettes als eines vorzüglichen Köders zum Fischfang. Man schneidet nähmlich den Reiher in Stücken, kocht ihn mit Federn und allem in bloßem Wasser, schöpft das Fett nachher oben ab, und knetet es alsdann mit etwas Rinderblut und Semmelkrummen zu einem Teig.

Da die Reiher den Fischen und der Brut derselben so schädlich sind: so wird ihnen auch überall nachgestellt. Wenn sie mit Falken gejagt werden, welches die Reiherbaize heißt, wenden sie sich in der Luft oft plötzlich um, und spießen mit ihrem langen spitzigen Schnabel den herabstürzenden Falken auf.

Man braucht von den Reihern hauptsächlich die langen Brust- und Halsfedern, welche an die Federschmücker verkauft werden. Die Eyer wie auch die Jungen, hält man für eine Delikatesse, und man hegte sie deshalb vor Zeiten in Frankreich.

Die Rohrdommel, Ardea stellaris.

Sie gehört auch zu den Reihern, und gleicht an Grösse dem Quak-reiher. Der Rücken ist blaßgrau mit Querflecken, der Bauch weißgelblich und länglich braungefleckt. Weil diese Flecken fast wie Sterne aussehen, so heißt sie mit dem Kunstausdruck: der gestirnte Reiher (ardea stellaris). Sie hält sich im Schilf und auf sumpfigten Wiesen in den mildern Gegenden der nördlichen Erde auf, begibt sich aber gegen den Winter mehr nach Süden hin. Ihr Nest bauet sie auf der Erde, und legt vier bis fünf graulichweiße Eyer, die etwas ins Grüne spielen. Die Nahrung hat sie mit den Reihern gemein. Den langen Hals pflegt sie in die Brust einzuziehen und dann plötzlich wieder hervorzustrecken, um ihren Raub zu erhaschen. Sie ist träger Natur, und kommt nicht viel aus ihrem gewohnten Aufenthalt hervor. Am bekanntesten hat sie ihre starke, rauhe Stimme gemacht, die man des Nachts über eine Viertelmeile

weit hören kann. Bey regnigtem Wetter schreyen sie am häufigsten. Einige vergleichen dieß Geschrey mit dem Getöse einer Trommel, daher der Nahme Rohrdrommel; andere mit dem Brüllen eines Ochsen, und diese gaben ihr dem Nahmen Wasserochs. Man hat sonst geglaubt, daß sie dabey allemahl den Schnabel ins Wasser stecken müsse, um solche Töne hervorzubringen; sie hat aber, glaubwürdigen Zeugnissen zu Folge, in freyer Luft eine eben so starke Stimme.

Die Möwe, Larus.

Zu diesem Geschlecht rechnet man eilf Gattungen, die größtentheils an den Küsten der Nord- und Südsee leben; einige finden sich aber auch bey uns an Flüssen und Teichen. Ihr Schnabel ist gerade, messerförmig und an den Spitzen etwas umgebogen, die Flügel sind sehr lang, die Füße aber kurz. Sie schweben über dem Wasser, und wenn sie einen Fisch an der Oberfläche desselben erblicken, schießen sie mit der größten Geschwindigkeit auf ihn herab. Nicht weit vom Ufer nisten sie theils im Sande, theils im Schilf und Rohr. Die Alten sind von verschiedener Farbe und Grösse, die Jungen sehen aber im ersten Jahre alle grau aus. Die meisten Möwen geben, wenn man sie jagt, alles von sich, was sie an verdauten und unverdaueten Speisen im Leibe haben. Mit dieser Eigenschaft steht der Naturtrieb einer besondern Gattung von Möwen in genauer Beziehung. Diese, welche Struntjäger (Larus parasiticus) heißen, sind nicht fähig, sich selbst Fische zu fangen, sie jagen daher die andern Möwen so lange umher, bis sie die verschluckte Speise wieder wegbrechen, oder ihren Koth fallen fallen, welches die Nahrung der Struntjäger ist. Sie sehen auf dem Rücken braun, am Bauche weiß

und am Kopfe schwarz aus, und kommen an Größe den Raben gleich.

Die Seemöwe wohnt nur an der See, entfernt sich auch sehr weit vom Lande, und kommt nie auf die Flüsse und Gewässer des festen Landes. Sie ist die größte unter allen, denn sie hat ziemlich den körperlichen Umfang einer Gans. Rücken und Flügel sehen ganz schwarz, der untere Theil des Leibes weiß aus; daher sie auch Mantelmöwen heißen. Dieß sind eben die, deren Eyer in Holland am Strande der Nordsee in großer Menge gesammlet werden. S. die Einleitung.

Die Winter-möwe, wovon es wiederum verschiedene Abartungen gibt, ist so groß wie eine Holztaube, und hat einen grauen Rücken, schwarze Streifen um die Flügel und einen weißen Bauch. Sie wird hauptsächlich im nördlichen Europa angetroffen. Die, welche bey uns einheimisch ist und mit vielem Geschrey über den Flüssen, Landseen und Teichen schwebet, gleicht jener ziemlich an Größe und sieht, bis auf wenige schwarze Striche an den Spitzen der Federn, ganz weiß aus. Außerdem kennt man auch noch die aschgraue Möwe von der Größe einer Ente und andere Arten.

Die Meerschwalbe, (Sterna) macht zwar ein eigenes Geschlecht aus, sie ist aber doch den Möwen in vielem Betracht sehr ähnlich. Den Nahmen hat sie von ihrem gabelförmigen Schwanz, der dem Schwalbenschwanz gleicht. Eine Gattung davon sieht man auch zuweilen auf den Flüssen und Seen in Teutschland. Sonst ist die nordliche Erde ihr eigentliches Vaterland.

Die Federn der Möwen sind zum Theil weicher und schöner als Gänsefedern, und könnten bey

der ungeheuren Menge dieser Vögel einen vortheilhaften Handelsartikel abgeben. Denn auf der Südsee sieht man öfters so große Schaaren derselben, daß sie den Himmel, wie eine dicke Wolke verfinstern. Das Fleisch aber ist unschmackhaft.

Der Eisvogel, Alcedo ispida.

In der körperlichen Bildung hat der Eisvogel Aehnlichkeit mit den Spechten, besonders in Ansehung des Schnabels, er nährt sich aber, wie die vorherbeschriebenen Vögel, von Fischen und Wasserinsekten. Von den funfzehn Gattungen dieses Geschlechts, sind nur zwey in Europa einheimisch. Da sie im Winter auf dem Eise leben, um daselbst ihre Nahrung zu suchen, so hat man sie Eisvögel genannt. Wenn sie die Fische verdauet haben, so brechen sie die Gräten in einem Ballen wieder von sich, wie die Raubvögel die Knochen, Haare und Federn der verzehrten Thiere.

Diejenige Gattung, welche sich in Teutschland an Flüssen und Fischteichen findet, ist etwas größer als ein Sperling, und hat einen breiten, langen Kopf, lange Flügel und einen kurzen Schwanz. Der obere Theil des Leibes sieht himmelblau aus, doch sind die Flügel und der Kopf grün, der untere Theil ist bräunlichgelb. Gegen die Sonne schillert das Ganze ausnehmend schön. Die Stimme dieser Vögel ist abgebrochen, aber laut und pfeifend. Sie sitzen gemeiniglich auf Bäumen und Gesträuchen, welche über fischreiche Wasser herüber hängen, sehen mit scharfem Blick nach einer Beute, und schießen pfeilschnell auf dieselbe herab. Im Winter suchen sie solche Ströme und Flüsse auf, die nicht ganz zufrieren. Ihr Nest bauen sie in tiefen Höhlen an hohen

Ufern sehr künstlich. Sie geben ihm die Form eines Beutels mit einer engen Oeffnung. Das Aeußere desselben besteht aus Fischgräten, inwendig ist es aber mit Wolle, Federn und Moos ausgefüttert. Im Januar oder Februar brüten sie, nachdem sie sechs glänzend weiße Eyer gelegt haben.

Man versichert für gewiß, daß ein todter Eisvogel nicht verwese, sondern zusammentrockne, und so hart wie Holz werde.

Die Schnepfe, Scolopax.

Man kennt achtzehn Gattungen von Schnepfen, die meistens in Europa zu Hause sind. Sie lieben Sümpfe, Moräste und Brüche, nähren sich vorzüglich von Gewürmen, und geben ein wohlschmeckendes Fleisch. Man theilt sie in Wald- und Sumpfschnepfen; jene halten sich in morastigen Gegenden, in Gebüschen und Wäldern auf, diese mehr im freyen Felde an Sümpfen. Wir bemerken von den bey uns bekannten nur die Heerschnepfe und die große Waldschnepfe.

Die Heerschnepfe (Scolopax gallinago) (Beccasine, Bruchschnepfe) ist von der Grösse einer Wachtel, gelblich braun und schwarz gesprengelt, und hat an der Stirn vier schwarzbraune Streifen. Die Füße sind sehr lang und der Schwanz kurz. Sie nistet auf sumpfigen Wiesen und legt fünf bis sechs Eyer. Das Männchen fliegt sehr hoch, so daß man es kaum sehen kann, und weil die Stimme Meck, Meck, welche man besonders des Nachts von diesen Vögeln hört, dem Meckern der Ziegern ähnlich ist, so nannte man sie ehemahls auch die Himmelsziege. Das Weibchen erhebet sich fast gar nicht von der Erde.

Die

Die Waldschnepfe, Scolop. rusticola, (Beccasse, Holz- oder Bergschnepfe) ist beynahe so groß als ein Rebhuhn. Die Federn sind braun und weiß gefleckt, mit röthlichen Strichen am Halse, und einer schwarzen Kopfbinde. Diese Schnepfen kommen im Frühjahr gewöhnlich mit einem regnichten Abendwinde zu uns, halten sich in sumpfigten Wäldern und Büschen auf, streichen des Morgens und Abends an den Vorderhölzern hin, und suchen das Gewürme auf, indem sie den langen, spitzigen Schnabel in die Erde stecken, und es hervorziehen. Sie scheinen dasselbe durch den Geruch zu entdecken, weil sie es nie verfehlen. Im Sommer sieht man sie selten oder gar nicht, da leben sie an einsamen Orten im Walde, wo sie auf der bloßen Erde unter niedrigen Sträuchern drey bis vier röthliche Eyer ausbrüten. Gegen den Herbst kommen sie mit den Jungen wieder zum Vorschein, und suchen, wie im Frühjahr, ihre Nahrung an den Außenseiten der Gebüsche. Dann fängt man sie, oder jagt sie mit Hühnerhunden auf, und schießt sie. Das Eingeweide mit dem Koth hält man bekanntlich für einen großen Leckerbissen. Mit Anfang des Winters ziehen sie nach Frankreich und in andere wärmere Länder. In der Lebensart gleichen ihnen im Allgemeinen die Regenschnepfe, die Pfuhlschnepfe, die Strandschnepfe und die übrigen Gattungen.

Der Kiebitz, Tringa vanellus.

Der Kiebitz gehört zu denjenigen Vögeln, welche man wegen ihres Aufenthalts an dem Strande der Flüsse und anderer Gewässer, Strandläufer nennt. Diese haben mit den Schnepfen in der Lebensart vieles gemein. Zu demselben Geschlecht rechnet man

unter andern auch den Kampfhahn, (Hausteufel, Tringa pugnax,) der außerordentlich streitsüchtig und hitzig ist. Er hat lange rothe Füße, rothe Fleischdrüsen vorn am Kopf und um den Hals einen Kragen von langen Federn, die sich, wenn er zornig ist, wie ein umgekehrter Teller vorwärts empor sträuben, welches ihm ein furchtbar abentheuerliches Ansehen gibt. Doch ist dieß hauptsächlich nur von den Männchen zu verstehen. An Größe kommt es fast einer Elster bey. In Ansehung der Farbe hält man ihn für den einzigen wilden Vogel, der darin eben so vielfältig abändert, als unser Hausgeflügel, z. B. die Hühner. Er lebt in nordlichen Ländern. Im Herzogthum Bremen hält man die Männchen zur Vertilgung des Ungeziefers in verschlossenen Gärten; die Weibchen aber werden gegessen.

Der Kiebitz wird zwar an einigen Orten in Teutschland das ganze Jahr hindurch gefunden; doch soll er gewöhnlich im Winter nach Afrika ziehen. Sein Geschrey hat ihm den Nahmen gegeben. Er ist nicht so groß als eine Taube, hochbeinig, mit langen Flügeln und einem schwarzgrünen Federbusch auf dem Kopf. Der obere Theil des Leibes sieht röthlichbraun, zuweilen auch etwas grünlich, die Brust schwarz, der Bauch weiß aus. Er hält sich in sumpfigten Gegenden auf, frißt Wasser-insekten, kleine Fische und Gewürme, legt sein Nest auf Maulwurfshaufen, oder in Binsen und Schilf an, und brütet sechs bis acht grün und graugefleckte Eyer in vierzehn Tagen aus. Wahrscheinlich brütet er im Jahr mehr als einmahl. Wenn sich während der Zeit ein Mensch oder Thier dem Nest nähert, so fliegt er ihm mit einem lärmenden Geschrey um den Kopf, als wenn er diesen Feind verjagen oder vom weitern Vordringen abhalten wollte, und verräth gerade dadurch, was sonst nicht so leicht entdeckt worden wäre. Die Jungen führt er eine Zeitlang,

wie eine Henne die Küchlein führt. Die, welche im Winter bey uns bleiben, ziehen sich in dicke Gebüsche zurück. Man kann ihn leicht zahm machen und im Garten umher laufen lassen, den er von Regenwürmern und andern Ungeziefer fleißig reinigt. Sein Fleisch wird zwar gegessen, aber man genießt noch gewöhnlicher und lieber die Eyer von ihm, welche im April und May gesammlet und auf den Tafeln der Vornehmen zum Nachtisch aufgesetzt werden. In Holland gibt es eine erstaunliche Menge derselben.

Das Wasserhuhn, Fulica.

Wir übergehen hier noch verschiedene andre Sumpf- und Wasservögel, die theils ausländisch, theils auch sonst für uns weniger merkwürdig sind, z. B. die Regenpfeifer (Charadrius), die am Strande der Flüsse hin- und herlaufen, eine pfeifende Stimme haben, und bey regnichtem Wetter am lustigsten siud *);

*) Doch verdient aus diesem Geschlecht der Mornell (Mornell-Kiebitz, Possenreisser, Charadrius morinellus), der das unter den Vögeln seyn soll, was der Affe unter den Säugetbieren ist, mit wenigem hier angezeigt zu werden. Man findet ihn sehr häufig in England. Als Zugvogel durchstreift er auch Frankreich und andere Länder, ist aber im gemäßigten Norden eigentlich einheimisch. Er hat die Größe einer Amsel, sieht auf dem Rücken braungrau, an der Brust rötblich, am Bauche weiß, am Kopfe schwarzbunt aus, Insekten, Schnecken und dergleichen Gewürme sind seine Nahrung. Durch seinen Vorwitz, seine albernen Possen und affen-artige Nachahmungssucht geräth er den Menschen sehr leicht in bie Hände. Wenn man Netze aufstellt, oder wenn man einen von ihnen schießt, fliegen die andern alsbald herbey und betrachten alles genau und mit Verwunderung. In England fängt man sie ohne Mühe d s Abends beym Schein der Fackeln. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

die Meer=elster (Haematopus), an Farbe und an Größe einer Elster ähnlich, die von Schnecken, Muscheln und Austern lebt; die Spornflügel (Parra), deren Flügel mit spitzigen Stacheln besetzt sind, womit sie sich gegen ihre Feinde wehren; die Säbelschnäbler (Recurnirostra) mit aufwärts gebogenem, säbelförmigem Schnabel, womit sie die Wasser=insekten geschickt zu fangen wissen; die Rallen (Rallus), den Wasserhühnern ähnlich, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit über das Wasser hinlaufen, zu welchen man auch den sogenannten Wachtelkönig (Rallus rex) zählt, der größer als eine Wachtel, aber an Farbe ihr ziemlich gleich, jenen Nahmen von der alten Sage bekommen hat, daß er der Anführer der Wachteln bey ihren Wanderungen sey.

Von den Wasserhühnern kennt man sieben Gattungen. Sie haben einen rundgewölbten Schnabel und eine kahle Stirn, halten sich auf Teichen auf, und nähren sich von Wasserkräutern und deren Samen. Das schwarze Wasserhuhn mit einem weißen Fleck auf dem Kopf, von der Größe einer Ente, ist nur den Sommer über bey uns, und zieht im Winter nach Frankreich. Es nistet im Schilf, und legt birnförmige, graue mit schwarzen Pünktchen bezeichnete Eyer. Eine kleinere Gattung ist der Grünfuß, ein wenig größer als eine Wachtel, oben schwarz, und unten grau, welcher zweymahl brütet. Man ißt das Fleisch der Wasserhühner, nachdem man ihnen vor der Zubereitung die Haut abgezogen hat.

Die Nachtigall, Motacilla luscinia.

Unter den Vögeln, welche wir mehr um ihres angenehmen Gesangs, als um ihrer wirklichen Nutzbarkeit willen schätzen, hat die Nachtigall von jeher die erste Stelle behauptet. Dieß Vögelchen, von so bescheidner Farbe und schlichtem Ansehen, ergötzt durch seine reitzenden Töne alle gefühlvolle Herzen. Es zieht sich, gleich dem wahren Verdienst, gern in ein dunkles, stilles Plätzchen zurück, und erfüllt von da weit umher die Flur mit seinem Gesang. Seine Nahmensschwester in Nord-amerika, die Virginische Nachtigall, die eben wegen ihrer anmuthigen Stimme mit diesem Titel beehrt worden ist, und deren karmosinrothes und blaues Gefieder dem Auge ausnehmend gefällt, weicht ihm doch an bezaubernder Harmonie des Gesangs.

Die Nachtigall kommt am Ende des Aprils zu uns, man weiß aber nicht genau woher, muthmaßlich aus Asien. Die Männchen sind meistens vierzehn Tage eher hier, als die Weibchen. Des Abends und den größten Theil der Nacht hindurch, wenn andere Vögel schweigen, läßt sie sich am stärksten hören. Sie singen um die Wette, so, daß die eine anfängt, wenn die andre aufhört. Eine scheint die andere aufmuntern, unterrichten und übertreffen zu wollen. Die regelmäßige Abwechselung ihrer Töne läßt sich einigermaaßen mit dem Klange gewisser Worte ausdrücken.

Bald nach ihrer Ankunft paaren sie sich, und machen ein Nest nahe an oder auf der Erde, mehrentheils gegen die Morgensonne (um den Tag über Schatten zu haben) im dicken Gebüsch. Uiberhaupt lieben sie Schatten und niedrige Stäucher an flies-

senden Wassern. Sie legen vier bis fünf olivengrüne Eyer. Wenn die Weibchen brüten, singen die Männchen am schönsten und lebhaftesten, gleichsam als ob sie jenen die Langeweile damit verkürzen wollten. Sobald die Jungen da sind, schweigen sie etliche Wochen, indem sie mit der Futterung beschäftiget sind. Nachher singen sie wieder eine kurze Zeit und hören dann um Johannis auf, an einigen Orten früher, an andern später. Man sagt, daß sie zuweilen mehr als einmahl brüten. Auch soll es zwey Abarten geben, eine große und eine kleine; diese letztere sieht röthlicher aus, als jene, schlägt mehr bey Tage, und heißt daher Tageschläger; die erstere ist langgestreckt, und wird wegen ihres nächtlichen Gesangs Nachtschläger genannt. Weißlichte Nachtigallen, die man zuweilen bemerkt hat, sind noch grössere Seltenheiten, als weiße Sperlinge. Am Ende des Augusts verlassen diese lieblichen Sänger unsere Gegenden wieder. Gewöhnlich kehren sie im folgenden Frühling an den Ort zurück, wo sie vorher genistet hatten; aber sie dulden die Jungen nicht in der Nähe, die sich etwa da anbauen wollen, wo sie geboren sind.

Da die Nachtigallen nicht nur in aller Absicht unschuldige Vögel sind, sondern auch zum Genuß der edlern Freuden des Menschen einen nicht geringen Beytrag geben, so ist in vielen Ländern ihr Leben und ihre Freyheit durch obrigkeitlichen Schutz gesichert. In Holland z. B. wird der Raub einer Nachtigall oder die Zerstörung ihrer Brut mit hundert Gulden bestraft. Jedoch ist es fast überall unverwehrt, zu seinem Vergnügen eine Nachtigall im Gebauer zu halten. Liebhaber wenden sich alsdann an einen Forstbedienten, der unter eben den Bedingungen das Recht hat, sie zu fangen und zu verkaufen, als andres gehegtes Wild. Sie sind aber sehr zärtlich, und schwer in der Gefangenschaft zu erhalten,

besonders wenn sie nicht schon jung von Menschen auferzogen sind. Oft verhungern sie aus Eigensinn und Mißmuth über den Verlust ihrer Freyheit. Die beßte Nahrung sind frische Rinderherzen und Semmel klein gehackt, und besonders die sogenannten Ameisen-eyer. Spinnen und Mehlwürmer fressen sie ebenfalls sehr gern, die ihnen zuweilen in Krankheiten statt einer Arzeney dienen; desgleichen Fliederbeeren. Wegen der saftigen Nahrung saufen sie wenig, und im Stande der Freyheit gar nicht. Der Käfig muß halb bedeckt seyn, weil sie die Dunkelheit lieben, und die Stangen, worauf sie sitzen sollen, wählt man etwas dick, damit die Klauen nicht zu lang wachsen. Jede Nachtigall fängt ihren Gesang desto später an, und setzt ihn desto länger fort, je älter sie in dem Käfig geworden ist. Sie leben zehn Jahr und drüber. Wenn sie das Podagra bekommen, bestreicht man die Füße mit Butter, und gegen die Darre braucht man weißes Baumöl, womit man den Bürzel beschmiert. Uiberhaupt werden viele Krankheiten bey ihnen verhüthet, wenn man sie die ganze Zeit über, da sie nicht singen, frey in der Stube herumlaufen läßt.

Die Grasmücke, Motacilla curruca.

Die Grasmücken gehören mit der Nachtigall zu Einem Geschlecht. Eine Gattung führt auch den Nahmen von ihr, und heißt Baumnachtigall. Sie sieht oben graubraun aus, die Flügeldeckfedern sind an den Spitzen weiß, die Brust bläulich-grau, der Bauch schmutzig-weiß. Man nennt sie auch die braungefleckte Grasmücke. Ihr Gesang, den sie spät bis in die Nacht hören läßt, ist ganz angenehm. Die fahle Grasmücke, etwas größer als eine Nachtigall,

bekannt durch die Kukuksbrut, deren sie sich so treuherzig annimmt, singt mehr im Winter, als im Sommer, doch nur leise und schwach. Die kleine Grasmücke (Weidenmücke, Rohrsänger) hält sich gern am Ufer unter Schilf, Rohr und Weidenstämmen auf. Außer der grauen und weißlichen Farbe hat sie auch was von der gelblichen an sich. Sie ist beynahe so klein als ein Zaunkönig, und ihre Stimme ein nicht unangenehmes Zwitschern. Im März kommt sie sehr zeitig bey uns an, macht nach Verhältniß ihres Körpers ein großes Nest, und bringt sechs bis acht Junge. Am Ende des Oktobers zieht sie in wärmere Länder. Noch eine besondere Gattung Grasmücken, die man ihres nachtigall-ähnlichen Gesangs in Käfigen hält, ist der Klosterwenzel (Mönch, (Motacilla atricapilla). Er hat eine schwarze Platte auf dem Wirbel, sieht oben muschelförmig und unten aschgrau aus. Sein Nest legt er meistens in hohlen Bäumen an.

Das Rothkehlchen, Motacilla rubecula.

Gehört ebenfalls zur vorhergehenden Familie und hat sich durch seinen sanften Gesang und durch das Fliegenfangen beliebt gemacht. Man rechnet auch noch dahin das Braunkelchen, welches schwarz, an der Kehle und Brust bräunlich und auf den Flügeln mit einem weißen Strich gezeichnet ist; das Weißkelchen, oben grau, unten röthlich, hat eine weiße Binde um die Kehle; das Schwarzkelchen, auf dem Rücken weißgrau, am Bauch und Schwanz roth, an der Kehle schwarz; das Blaukelchen mit einem blauen Streif an der röthlichen Brust; das Rothschwänzchen, dessen Rücken und Flügel grau, Bauch und Schwanz aber roth sind. Alle diese Vögel haben in der Lebensart vieles miteinander gemein.

Das Rothkelchen bleibt zuweilen den ganzen Winter über in unsern Gegenden, zuweilen aber läßt es sich erst im März wieder sehen. Es hält sich in jungen Gehölzen und Gärten auf, nistet nahe an der Erde in dicken Gebüschen, legt vier bis fünf rothgefleckte Eyer, und heckt des Jahrs zweymal. Es hat das Schicksal der Grasmücke, daß es manchmal auch einen jungen Kukuk mit ausbringen und auffüttern muß. Im Sommer leben sie meistens von Insekten, im Herbst von Beeren. Sie sind sehr zänkisch und beissig, und vertragen sich nicht nur unter einander nicht, sondern tödten auch andre kleine Vögel. Uebrigens kann man sie, wie bekannt, leicht zahm und außerordentlich kirre machen. Eine besondre Neugier ist ihnen, so wie der ganzen Femilie der Nachtigallen, eigen, daher sie ohne viel Mühe gefangen werden.

Die Bachstelze, Motacilla alba et flava.

Da sich die gemeine sogenannte weiße Bachstelze der Insekten wegen gern an Bächen aufhält, und ziemlich lange Beine — Stelzen — hat, um im Nothfall ihren Raub bis vorn ins Wasser verfolgen zu können: so ist ihr jener Nahme beygelegt worden. Sie heißt auch Ackermännchen, weil sie auf frischgepflügten Aeckern Würmer sucht. Am Kopf sieht sie schwarz, am Bauche dunkelweiß und auf dem Rücken aschblau aus. Im März kommen sie hier an, bauen ihr Nest auf Dächern, in Baumhöhlen und Holzstößen, legen vier bis sieben Eyer, und brüten zuweilen dreymal im Jahr. Es sind sehr lebhafte und muthige Vögel, die ihren Feind herzhaft verfolgen. Sie haben einen leich-

ten, hüpfenden Gang, und bewegen den Schwanz immer auf und nieder. Wenn sie im Herbst in wärmere Gegenden ziehen wollen, so versammlen sie sich auf den Dächern oder Steinhäufen, machen ein lautes Geschrey, und fallen fast jeden vorbeyfliegenden Vogel neckend an.

Die gelbe Bachstelze (Kuhstelze) ist etwas kleiner als die weiße, hat einen aschfarbigen Kopf, gelbgrünlichen Rücken, gelben Unterleib und schwarze Flügel. Sie macht ihr Nest auf der Erde am Ufer der Bäche, oder in das Gemäuer bey Mühlen, und bringt ebenfalls fünf bis sieben Junge. Man sieht sie häufig unter den Viehheerden, wo sie die herumschwärmenden Insekten wegfängt. Im Herbst läßt sie, eben so wie jene, einen leisen, angenehmen Gesang hören, und man kann sie zu dem Ende im Käfig mit Milch und Semmel unterhalten. Von diesen ziehen nicht alle weg.

Der Steinschmacker (Motacilla oenanthe), von der Größe einer Feldlerche, ist auf dem Kopf und Rücken aschfarbig, an den Seiten schwarzgefleckt, und hat über den Augen weiße Streifen Das Weibchen sieht aber bräunlich und an der Brust ein wenig rothgelb aus. Er sitzt meistens auf Steinhaufen und Felsen, wo er einen kurzabsetzenden Gesang anstimmt. Gewöhnlich nistet er auch in Steinhaufen oder Felslöchern, und brütet des Jahrs zweymal. Im Herbst werden diese Vögel sehr fett. Man fängt sie in England in Schlingen in ungeheurer Menge, und verkauft das Stück für achtzehn Kreuzer. Sie sind ebenfalls Zugvögel.

Der Zaunkönig, Motacilla troglodytes.

Man hat dies kleine Vögelchen vermuthlich spottweise und im Gegensatz des grossen Adlers so benannt. Es wiegt kaum drey Quentchen, ist kurz vom Leibe, trägt den Schwanz steif in die Höhe, und läßt die Flügel etwas herabhängen. Die herrschende Farbe ist oben dunkelbraun mit schwärzlichen Querstrichen, unten etwas weißlich. Im Sommer halten sich diese Vögel in Gebüschen auf, und nähren sich da von allerley Insekten und Gewürmen. Ihr Nest machen sie von weichem Moos in der Form eines Backofens, und lassen an der Seite eine kleine Oeffnung. Es ist nach Verhältniß ihres Körpers ziemlich groß. Sie hängen es an Holzstöße, Büsche, auch wohl an Strohdächer der Bauernhäuser. Im May legen sie sechs bis acht weiße mit röthlichen Pünktchen bestreuete Eyer, die nicht viel größer als eine Erbse sind. Sie brüten im August noch einmahl. Im Winter kommen sie in die Gärten und Höfe, flattern in den Zäunen, Reishaufen und Holzstößen umher, und suchen die Larven und Eyer der Insekten auf, wodurch sie uns ausserordentlich nützlich werden. Ihr Gesang, besonders zur Zeit der Paarung, ist angenehm und stärker, als man von einem so kleinen Vogel erwarten sollte. Im Käfig werden sie mit Insekten und Mohnsaamen gefüttert, da da sie den auch mitten im Winter eben so lebhaft als im Felde singen. Läßt man sie aber frey in der Stube umherlaufen, so verlieren sie sich bald.

Das Goldhähnchen, Motacilla regulus.

Dies soll der kleinste europäische Vogel und nur halb so schwer als der vorhergehende seyn. Oben sieht es olivenfarbig, unten bräunlich weiß aus, und auf dem Kopf ist es mit einer goldgelben, roth untermischten und schwarz eingefaßten Krone von Federn geziert. In der Lebensart gleicht es dem Zaunkönig. Es findet sich auch bey uns in Wäldern, nistet in dichten Fichtenbüschen nahe an der Erde, und legt fünf bis sieben rothgefleckte Eyerchen. Spät im Herbst ziehen einige weg, viele aber bleiben hier, und suchen im Winter gleichfalls in Gärten ihre Nahrung. Seine Stimme klingt hell und anmuthig.

Der Kanarienvogel, Fringilla canaria.

Seit dem sechszehnten Jahrhundert hat man diesen Vogel, der auf den kanarischen Inseln zu Hause gehört, in Teutschland gezogen, und er ist nunmehr so gemein, daß man ihn für einheimisch halten kann. Die natürliche Farbe desselben ist weißlich gelb mit grünlichen Schwanz- und Schwungfedern; aber durch Vermischung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeischen werden unzählig viel Abänderungen hervorgebracht. In ihrem Vaterlande nisten die Kanarienvögel an den Ufern kleiner Flüsse und Graben, und nähren sich hauptsächlich von den Kanariensaamen, den das Kanariengras gibt. Man bauet dies Gewächs in verschiednen Ländern und auch in Teutschland, z. B. in Thüringen, mit Vortheil an, da die ausgebreitete Zucht

dieser Vögel den Absatz des Saamens vermehrt und vervielfältigt hat. Ausserdem ist das Zuckerrohr ein Leckerbissen für sie, und man sieht sie in den Zuckerpflanzungen jener Inseln eben so ungern, als unsre Sperlinge in den Getraidefeldern.

Eine helle und angenehme melodische Stimme hat diese Vögel hauptsächlich empfohlen. Dazu kommt nun noch die schöne Farbe und niedliche Bildung, die Gelehrigkeit, die einnehmende Vertraulichkeit, zu welcher sie sich gewöhnen lassen; und was sonst noch die Liebhaberey von ihnen rühmen mag. In Ansehung des Gesanges haben sie vor den Nachtigallen den Vorzug, daß sie uns zu allen Jahrszeiten damit ergötzen, nur die Zeit der Mause ausgenommen. Auch können sie dahin gebracht werden, daß sie des Abends und des Nachts singen, wenn man den Tag über den Käfig verfinstert, und ihnen des Nachts bey der Lampe zu fressen gibt. Sie lassen ihre schmetternde Stimme nie stärker hören, als beym Klang musikalischer Instrumente, oder wenn Menschen und andre Vögel in ihrer Nähe singen, oder sonst bey lärmendem Getöse. Fremde Melodien lernen sie leicht nachpfeifen, auch einzelne Worte aussprechen.

Aller dieser Eigenschaften wegen haben die Kanarienvögel in ganz Eruopa erstaunlichen Beyfall gefunden. Um sie in grösserer Menge, und also auch wohlfeiler, zu bekommen (denn man bezahlte anfangs das Stück mit mehr als zehn Thalern), hat man sie in Hecken sich fortpflanzen lassen. Sie sind sehr fruchtbar. Die Weibchen brüten in Einem Sommer drey bis fünfmahl, und bringen jedesmahl nach vierzehn Tagen vier bis sechs Junge aus. Durch eine Art von Kultur, da man auf ihre Erziehung und auf eine vollkommnere Ausbildung ihrer Stimme viel Sorgfalt verwandte, sind sie wirklich veredelt worden. Solche in Hecken erzogne singen schöner, als die ursprünglich wilden in ihrem Vaterlande, und man kauft daher

auch jene lieber. Eben dies behaupten Kenner von einigen Bastart=Arten, die im Gesang und in der Dauerhaftigkeit weit vorzüglicher seyn sollen, als die ächten Kanarienvögel selbst. Auch pflanzen sich diese Bastarde, als Ausnahmen von der in der ersten Thierklasse angezeigten Regel, öfters weiter fort. Von der Zucht und Wartung dieser beliebten Fremdlinge findet man in besondern Schriften ausführlichen Unterricht, wie z. B. in Heroieux Nachricht von Kanarienvögeln, welche zu Frankfurt und Leipzig 1758 übersetzt erschienen ist. Die Kanarienhecken werden nicht nur von Liebhabern zum Vergnügen unterhalten, sondern noch viel häufiger von Vogelhändlern, welche die Zucht dieser Vögel als ein Gewerbe betreiben. Vorzüglich gibt man sich in Tyrol und in der Gegend des Schwarzwaldes damit ab, und versendet jährlich eine große Menge durch eigne Träger nach England, Rußland und in die Türkey. In Konstantinopel sollen sie die meisten Abnehmer finden. Die Träger, wovon jeder drey bis vierhundert Stück auf seinen Rücken ladet, kaufen sie auch an andern Orten in Teutschland und in der Schweitz, wo man dergleichen Hecken hält, auf, um sie wieder mit Vortheil in jenen entfernten Ländern zu verhandeln. In London bezahlt man ihnen für das Stück ohngefähr einen Thaler und acht bis sechszehn Groschen.

An und für sich sind die Kanarienvögel im Käfig leichter zu erhalten, als die Nachtigallen, denn diese ertragen den Verlust ihrer Freyheit nicht so gelassen. Allein, die allzuzärtliche Behandlung jener Ausländer hat ein ganzes Heer von Krankheiten und Zufällen über sie gebracht, wovon die wenigen weder ihnen selbst im Stande der Natur, noch den Nachtigallen und andern in Freyheit aufgewachsnen Vögeln zustoßen. Etwas mehr Abhärtung gegen die Eindrücke der freyen Luft, beständig reines Wasser und einfache Nahrung, sind die vornehmsten Mittel zur Erhaltung ih=

rer Gesundheit. Einige haben daher die Hecken im Sommer nicht mit Fenstern, sondern nur mit Drathgittern verwahrt, ja wohl gar diese Weichlinge ganz im Freyen nisten lassen, nachdem dieselben so zahnt gemacht waren, daß sie dabey in das Vogelhaus ein- und ausflogen. Eine muntre und dauerhafte Nachkommenschaft bestätigte die Erwartung eines glücklichen Erfolgs von diesem Versuch. Es gibt auch wirklich in Spanien, Frankreich, Italien, in der Schweitz und in Teutschland eine Art wilder Kanarienvögel, welche von den ächten abstammen, aber freylich theils durch das veränderte Klima, theils durch Vermischung mit andern Vögeln, nach und nach ausgeartet sind. Doch ist ihr Ursprung nicht zu verkennen. Sie haben in den verschiednen Ländern, auch nach den verschiednen Abartungen, verschiedne Nahmen, als Cini, Serin, Fädeule, Hirngrill, Schwederle u. s. w.

Die Kanarienvögel lieben frisches reines Wasser, nicht nur zum Trinken, sondern auch zum Baden. Bey grosser Hitze im Sommer gibt man es ihnen täglich etlichemahl, und setzt auch zuweilen ein flaches Gefäß zum Baden hin. Im Winter darf das Trinkwasser doch nicht über einen Tag alt werden. Man legt auch wohl zur Stärkung etwas Stahl, und zum Wohlgeschmack und zur Kühlung Süßholz hinein. Zu gutes und zu häufiges Futter macht sie krank; allein in der Angabe des eigentlich dienlichen stimmen nicht alle überein, wie es denn auch wirklich nach Beschaffenheit der Umstände abgeändert werden muß. In einer gewissen Vorschrift wird eine Mischung von acht Loth Hanf, zwey Loth Kanariensaamen, zwey Loth Rübsaamen und einem Loth Hafergrütze als das beste gewöhnliche Futter empfohlen. Zuweilen gibt man ihnen auch etwas Grünnes, als Sallatblätter, Hühnerdarm und dergleichen; nur nicht, wenn sie mausern oder Junge haben. Eingeweichten Zwieback und Zu-

cker fressen sie bekanntlich sehr gern, doch soll man vor letzterm nur sparsam reichen.

Der Krankheiten dieser Vögelchen sind, wie gesagt, sehr viel. Die Verstopfung der Drüse über dem Bürzel haben sie mit andern Vögeln gemein, und man kurirt sie auf eben die Art, wie bey diesen. An dem Mausern sterben sie sehr häufig, wobey man ihnen wenig Hülfe leisten kann. Einige Tropfen weißer Wein auf Zwieback oder Zucker dient ihnen dann zur Stärkung. Eine Entzündung der Eingeweide, welche man den Bruch nennt, ist fast allemahl tödtlich. Sallatsaamen, Melonensaamen und andere kühlende und abführende Mittel helfen doch nur selten. Damit sie nicht von Ungeziefer und Mieten geplagt werden, muß man den Käfig fleißig reinigen und mit frischem Sande bestreuen. Gegen die fallende Sucht braucht man etwas warmgemachten rothen Wein, womit man sie wöchentlich einigemahl besprützt. Allein, die meisten Krankheiten, wenn sie heilbar sind, werden von der Natur öfters besser als von der Kunst besorgt.

Der Hänfling, Fringilla cannabiana.

Unter allen Vögeln paart sich der Hänfling mit dem Kanarienvogel am leichtesten, und die davon entstehenden Bastarde zeugen auch meistens wieder Junge; zwey Umstände, welche die Verwandtschaft dieser Vögel sattsam beweisen. Von den verschiednen Arten der Hänflinge bemerken wir nur als die bekanntesten: den Bluthänfling, den grauen Hänfling und den rothplattigen Hänfling. Dieser letztere

hat

hat auch noch andere Nahmen, als Flachsfink, Carminhänfling u. s. w. Er ist nur halb so groß, als der erste, und auf dem Kopf zeigt sich ein rother Fleck. Man findet ihn besonders in nördlichen Ländern; im Winter kommt er häufig nach Teutschland. Der graue Hänfling (Steinhänfling) übertrifft den Bluthänfling an Größe und im Gesang, und ist etwas dunkler von Farbe; bey dem Männchen sieht man ein mattes) Roth an dem Bürzel. Der Bluthänfling (Leinfink), fast in ganz Europa und Nordamerika einheimisch, unterscheidet sich besonders durch den rothen Fleck, den das Männchen an der Brust hat. Im Herbst verliert sich derselbe, wenn sie mausern, und erscheint erst im Frühjahre wieder.

Diese Vögel lieben zwar den Hanfsaamen, wenn man sie aber allein damit futtert, sterben sie bald. Man muß daher auch andere Sämereyen, als Kanarienfutter und Rübsaamen, darunter mischen. Ihr natürlicher Gesang ist angenehm! sie fangen ihn gewöhnlich mit einer Art von Vorspiel an. Sie nisten gern an Hügeln und auf Bergen in dicken Gebüschen und stachlichten Gesträuchern, und brüten des Jahrs gemeiniglich zweymahl. Das Weibchen futtert die Jungen aus dem Kropf. Im Herbst ziehen die meisten in wärmere Gegenden, doch sieht man sie in Teutschland an einigen Orten auch mitten im Winter noch. Sie sind eben so gelehrig wie die Kanarienvögel und werden zum Vergnügen im Käfig gehalten. Wenn man Junge im Nest aufziehen will, rührt man zerquetschtem Rübsamen mit Wasser zu einem Brey, und futtert sie damit.

Der Fink, Fringilla caelebs et montifringilla.

(Buchfink und Bergfink).

Der Nahme Fink soll aus dem einfachen Ton Pink, Pink, welchen dieser Vogel öfters hören läßt, entstanden seyn. Man unterscheidet vornähmlich den Bergfinken und den Buchfinken. Jener heißt auch Tannenfink, Mistfink, Winterfink, Gegler u. s. w. und ist etwas größer als der Buchfink, und schöner gezeichnet. Er hält sich im Sommer in gebirgigten nordlichen Gegenden auf, und brütet auch da; im Herbst kommt er zu uns, weil ihn vermuthlich die allzuheftige Kälte und der Schnee aus seiner Heimath vertreibt. Sie nähren sich von allerley Gesämen in Wäldern und auf dem Felde, streichen, wenn tiefer Schnee fällt, aus einer Provinz in die andere, und kehren gleich wieder zurück, sobald der Schnee geschmolzen ist. Weil sie keine Wärme vertragen können, so verlassen sie im Frühjahr unser Land, um im kältern Norden zu nisten.

Der Buchfink (Gartenfink, Rothfink) ist unter uns bekannter, als der vorhergehende, und wird in ganz Europa angetroffen. Seinen muntern Gesang fängt er noch zeitlicher an als die Nachtigall. Das Weibchen macht zwischen den Aesten und an den äußersten Zweigen der Bäume ein sehr festes künstliches Nest, und legt im May fünf bis sechs Eyer. Die Jungen werden mit Raupen und andern Insekten gefuttert, welche die Alten nebst Körnern und Sämereyen ebenfalls fressen. Einige bringen den ganzen Winter bey uns zu, die meisten aber ziehen im September und October nach Italien und in andre mildere Gegenden. Die Muthmassung, daß nur die Weibchen fortzögen und die Männchen zurückbleiben,

hat sich noch nicht bestätiget. Im Frühling, wenn die Männchen anfangen zu singen, werden alle Farben an ihnen lebhafter, und der Schnabel färbt sich himmelblau. In ihrem Gesange herrscht ungemein viel Mannigfaltigkeit und Abwechselung, daher man eine Menge Nahmen erfunden hat, um das Characteristische jeder Singart damit zu bezeichnen; dergleichen sind z. B.: Reitzu, Mitsoviel, Zitzigall, Malvasier, Disderet u. s. w. Fast in jedem Bezirk von etlichen Meilen hört man einen andern Finkenschlag, ja zuweilen hat Ein Fink drey bis vier Abänderungen seines Gesangs. Außerdem drücken sie Traurigkeit, Zorn und Freude mit verschiedenen Tönen aus, und kündigen Veränderung des Wetters mit einer zirkenden Stimme an. Künstliche Melodien lernen sie nicht. Man hält sie aber ihres natürlichen Gesanges wegen im Käfig, und da sie weit stärker schlagen, wenn sie blind sind, so begeht man zuweilen die Grausamkeit und blendet sie auf eine sehr schmerzhafte Weise. Man berührt nähmlich die Augenlieder etlichemahl mit einem glühenden Drath, doch ohne den Augapfel zu beschädigen, worauf sie sich zusammenziehen und ganz verschließen. Besonders bedient man sich solcher geblendeter Finken als Lockvögel auf Vogelheerden, weil sie unermüdet singen und vor nichts erschrecken. Sie werden von Bartholomai bis zu Ende des Octobers in großer Menge gefangen. Ihr Fleisch schmeckt zwar bitter, soll aber doch gesund seyn.

In der Gefangenschaft futtert man sie mit Lein- oder Rübsaamen; denn ob sie gleich den Hanf gern fressen, bekommt er ihnen doch nicht wohl. Im dunkeln Käfig schlagen sie so stark, als wenn sie geblendet sind.

Der Stieglitz, Fringilla carduelis.

Von Farbe einer der schönsten inländischen Vögel. Er hat mit dem Finken gleiches Vaterland, und heißt auch Distelfink, weil er den Distelsaamen liebt. Den Nahmen Stieglitz leitet man ebenfalls von diesem Gewächs her, und schreibt ihn seinem Ursprunge gemäß (von Stechen) Stichlitz oder Stechlitz. Roth, Gelb und Schwarz sind die Hauptfarben, womit sein Gefieder geschmückt ist. Sein Nest gleicht dem Finkennest, und er befestigt dasselbe auch an den äußersten Zweigen. Das Weibchen brütet des Jahrs zweymahl und bringt jedesmahl drey bis vier Junge aus. In der Gefangenschaft sollen sich die Männchen eher mit fremden Weibchen, z. B. mit einer Kanarien-Sie als mit einem Weibchen ihrer eigenen Art paaren.

Ihr Gesang ist nicht so anmuthig, als der Gesang der Hänflinge, sie lernen aber allerley Künste, und sind deßhalb beliebt. Man lehrt sie z. B. sich stellen als ob sie todt wären, eine kleine Kanone abfeuern, ihr Futter in einem Eimer in die Höhe ziehen u. s. w.

Da sie nicht Sämereyen allein, sondern auch Insekten fressen, und die Bäume von Blattläusen reinigen, so sollte man diese nützlichen Vögelchen nicht schießen und unöthig fangen, denn zum Essen sind sie zu klein.

Der Zeisig, Fringilla spinus.

Ein kleiner niedlicher Vogel, der bey uns meistens nur im Herbst bemerkt wird. Oben sieht er grün mit schwarzen und gelben Strichen und Fleckchen, unten

weißgelb aus. Seine liebste Nahrung ist der Saame der Erlen, daher heißt er auch Erlenfink. Er hängt sich wie die Meise an Baumzweigen und Saamenkapseln und Gewächse, und streuet durch das Aufhaken den Saamen umher. In Hopfengärten thut er viel Schaden, wenn er etwas zeitig ankommt. Von seinem Sommeraufenthalt hat man widersprechende Nachrichten. Einige wollen ihn mitten in Teutschland das ganze Jahre hindurch, und also auch im Sommer gesehen haben; andere meinen, er ziehe im Frühjahr von uns in die nördlichen Länder und brüte daselbst. Vermuthlich ist beydes richtig, denn man weiß auch von andern Zugvögeln, daß sie nicht alle jedesmahl die gewöhnliche Reise mit machen. Von den zurückbleibenden Zeisigen behauptet man, daß sie zwar hier nisten und brüten, aber daß ihr Nest noch nie oder doch höchst selten entdeckt worden sey. Der gemeine Aberglaube träumt daher von einem Stein, vermöge dessen sie das Nest unsichtbar machen könnten.

Sie lassen sich ebenfalls zu verschiedenen Künsten abrichten, lernen Lieder nachpfeifen, Worte sprechen und werden außerordentlich kirre. In der Gefangenschaft zeigt einer für den andern viel Zärtlichkeit und Freundschaft.

Der Fliegenschnäpfer, Muscicapa.

Das Geschlecht der Fliegenschnäpfer ist sehr zahlreich. Man kennt mehr als zwanzig Gattungen, wovon sich aber die meisten in warmen Ländern aufhalten. Ihr Schnabel ist lang und dünne, fast dreykantig und an der Spitze etwas eingekrümmt. Sie nähren sich bloß von Fliegen, Mücken und dergleichen Insekten. In Teutschland und dem gemäßigten Eu-

ropa überhaupt, gibt es nur zwey Gattungen dieses Geschlechts, den grauen und den schwarzen Fliegenschnäpfer. Der erste ist etwa so groß als ein Rothkehlchen, der andere etwas kleiner. Beyde sind nicht ganz grau und schwarz, sondern nur am obern Theil des Körpers; am Bauch sehen sie weiß aus, auch finden sich am Kopf, Hals, an den Flügeln und am Schwanz weiße Streifen und Flecken.

Da sie nur von Insekten leben, so sind sie natürlich in unsern Gegenden Zugvögel. Sie kommen gegen das Ende des Aprils und ziehen im September dahin, wo ein wärmeres Klima ihnen hinlängliche Nahrung verschafft. Ihr Nest legen sie in niedrigen Baumstämmen an, auch unter Dächern und an andern bequemen Oertern in der Nähe von Gebäuden. Zuweilen brüten sie zweymahl, und legen jedesmahl drey bis vier Eyer. Man hat auch schon einen jungen Kukuk in ihrem Neste gefunden. Sie lassen ihre Stimme selten hören, welche nur außer der Paarungszeit in einer Art von Schmatzen besteht, und sind den ganzen Tag mit nichts, als dem Fang der Insekten beschäftigt. Zu dem Ende setzen sie sich gern so, daß sie eine freye Aussicht haben, und wenn sie eine Fliege erblicken, schießen sie darauf los, kehren aber gewöhnlich auf ihren Standort zurück. Weil sie noch eifriger und geschickter im Fliegenfang sind, als die Rothkehlchen so hält man sie statt dieser in Zimmern. Sie werden aber nicht so leicht kirre.

Der Dohmpfaff, Loxia pyrrhula.

In Betracht seines dicken Schnabels zählt man diesen Vogel zu dem Geschlecht der Kernbeisser. Er führt

auch die Nahmen Gimpel, Blutfink, Gieker u. s. w. und ist beynahe so groß wie ein Krammetsvogel; doch gibt es auch etwas kleinere Abarten. Die sonderbare Benennung Dohmpfaff, hat vermuthlich ihren Grund in der Zeichnung des Oberleibes, denn der Kopf ist gleichsam mit einer schwarzen Kappe bedeckt, die Flügel und der Schwanz umhüllt ein schwarzer Mantel, welchen einige weiße Streifen, wie Säume zieren. Das Wort Gimpel bedeutete ehemahls einen Schleyer der Weiber; und kann also wohl eine ähnliche Beziehung haben, als das erste. Da indeß der Vogel wirklich ein etwas einfältiges Ansehen hat, so nannte man nachher auch einen einfältigen Menschen Gimpel. Der Unterleib des Männchens sieht roth, und bey dem Weibchen röthlich grau aus.

In Teutschland nisten diese Vögel nicht häufig. Die meisten überwintern nur bey uns, ziehen im Frühling in gebirgigte, nordliche Gegenden. Sie bauen ihr Nest auf niedrige Gebüsche und junge Schläge, die so dick stehen, daß man kaum durchkommen kann. Vier bis sechs Eyer brüten sie in vierzehn Tagen aus, und futtern die Jungen aus dem Kropf, wie die Hänflinge. Ihre Nahrung besteht in allerley Saamen und Beeren; doch sollen sie von den Beeren auch nur den Saamen heraussuchen und das Fleisch liegen lassen.

Der Dohmpfaff ist ein stiller, melancholischer Vogel, der auch selbst in der Freyheit wenig Lebhaftigkeit zeigt. Seine Stimme gleicht einem sanften Flötenton; er wechselt aber mit einem nicht ganz angenehmen, abgebrochenen Geschrey ab. Durch Unterricht läßt sich die Stimme noch sehr verbessern, auch lernt er leicht fremde Melodien pfeifen, und Worte aussprechen. Das Weibchen pfeift beynahe eben so schön, als das Männchen; ein seltner Fall! Sie werden in der Gefangenschaft ungemein vertraulich, und leben bey Hanf und andern Sämereyen einige Jahre

im Käfig. Man kann sie sicherer und länger erhalten, wenn man Männchen und Weibchen beysammen läßt, denn Freundschaft und Liebe äußern auf diese gutmüthigen Geschöpfe einen wohlthätigen Einfluß.

Der Grünfink, Loxia chloris.

(Grünling)

Ein ganz gemeiner Vogel, der sich durch nichts besonderes in seiner Lebensart auszeichnet. Die Hauptfarbe ist gelblich grün. Er nistet in dichten Gesträuchen, und legt sechs blaßgrüne etwas rothgefleckte Eyer. Seine Nahrung besteht größtentheils in Körnern und Gesäme. Im Winter hält er sich an den Zäunen und Landstrassen auf, kommt auch wohl mit den Goldammern in die Höfe. Man fängt sie häufig und ißt sie. Zur Frühlingszeit singen sie doch auch, wiewohl nur schwach.

Die Meise, Parus.

Von den vierzehn Gattungen, woraus dieses Geschlecht besteht, sind acht in Europa, und von diesen die meisten in Teutschland einheimisch. Sie nähren sich größtentheils von Insekten, fressen aber auch Saamen, Beeren und Früchte. Man sieht sie in beständiger Bewegung und Unruhe, indem sie von einem Baum zum andern fliegen, und auf alles picken, wie die Spechte und Baumläufer. Die meisten legen achtzehn bis zwanzig Eyer. Zu bemerken sind:

Die Haubenmeise mit einem schwarz und weißbunten Federbusch auf dem Kopfe, und einem schwar-

zen Ring um den Hals. Der übrige Theil des Leibes ist hellgrau und weiß. Sie fliegen gemeiniglich schaarenweise beysammen.

Die Kohlmeise (Brandmeise) hat einen schwarzen Kopf, weiße Schläfe, eine gelbliche Kehle, weiße Brust, einen grünen Rücken und gelben Bauch. Das Männchen ist beynah so groß wie eine Lerche. Außer der gewöhnlichen Nahrung nehmen sie auch Fleisch und andere Speisen an, tödten kleine Vögel und fressen ihnen das Gehirn aus. Man weiß auch Beyspiele, daß sie schlafenden Kindern nach den Augen gehackt haben. Sie sind überaus neugierig, tragen, was sie bekommen können, in einen Winkel, und zerrupfen es. Man muß sie deshalb in Zimmern, wo sie frey herumfliegen, wohl hüten. Die Männchen singen im Frühjahr ganz artig.

Die Blaumeise (Pimpelmeise) ist eine der kleinsten, aber nützlichsten Arten, indem sie im Herbst und Winter fleißig die Bäume besucht, und die Brut des Ungeziefers vertilgt. Kopf und Flügel sind blau und weiß gezeichnet.

Die Tannenmeise (Waldmeise, Holzmeise), deren Kopf schwarz, der Rücken grau und der Bauch schmutzigweiß ist, hält sich gewöhnlich in Tannenwäldern auf, kommt aber doch im Herbst in die Gärten zur Aufsuchung der Insekten.

Die Schwarzmeise (Moormeise, Schneemeise) hat unter allen den kürzesten Schnabel; der Schwanz aber ist länger als der ganze Körper. Kopf, Brust und Unterleib sehen größtentheils weiß, der Rücken und Schwanz braun, die Flügel schwarz und weiß aus. Sie macht ein sehr künstliches sackförmiges Nest, und bekleidet es von außen mit den nähmlichen Moosen, womit der Baum, woran sie

sie es befestigt, bewachsen ist. Man hat schon zwanzig Eyer darin gefunden.

Die Beutelmeise (Pendulin, Remitz) wird vorzüglich in Südeuropa angetroffen. Die unterscheidende Farbe am Kopf, an den Flügeln und am Schwanz ist roth- und schwarzbraun. Ihr Nest webt sie aus Wolle, Hanf und dergleichen sehr fest, und hängt es an einen dünnen Zweig wie einen Beutel auf; wodurch die Jungen gegen Raubvögel und andre Thiere gesichert werden. Man sammlet diese Nester an einigen Orten, z. B. in Pohlen, Rußland, Italien, und verkauft sie als ein wirksames Mittel gegen böse Hälse.

Die Schwalbe, Hirundo.

Wir beschließen die Reihe der inländischen Vögel, die man des Nutzens und des Vergnügens wegen hegt, mit demjenigen Geschlecht, wovon die bekanntesten Gattungen sich selbst zu unsern Hausgenossen aufdrängen. Auch sieht man diese Zudringlichkeit in Wirthschaftsgebäuden und Ställen nicht ungern, ohngeachtet der Unsauberkeit, womit sie den Ort ihres Aufenthalts beschmutzen.

Die Schwalben unterscheiden sich durch ihre Bildung und Lebensart von den übrigen Vögeln sehr merklich. Ihr aufgesperrter Mund ist so weit, daß ihr eigner Kopf beynahe hinein ginge. Die meisten haben lange Flügel und einen getheilten Schwanz, der unter dem Nahmen Schwalbenschwanz bekannt ist. Man erblickt sie fast nie gehend, sondern immer fliegend oder sitzend. Sie nähren sich bloß von Insekten, und ziehen gegen den Winter theils in wärmere Länder, theils verbergen sie sich

hier in Sümpfen und Höhlen, wo sie bis zur Mitte des Frühlings in einer Erstarrung liegen. Wahrscheinlich sind die, welche ziehen und welche zurückbleiben, verschiedene Gattungen. Die inländischen kennen wir unter den Nahmen: Rauchschwalbe, Hausschwalbe; Uferschwalbe und Mauerschwalbe.

Die Rauchschwalbe (Feuerschwalbe), deren Kehle schmutzigroth und die Schwanzfedern weißgefleckt sind, hat ihren Nahmen vielleicht von der Farbe, indem sie wie geräuchert aussieht. Sie hält sich mehrentheils in Städten auf, bauet ein offnes Nest an die Dachgiebel, Ställe, Scheunen und Rauchfänge. Man sieht sie gemeiniglich im Frühjahr eher als die andern. Von der letzten Brut (denn sie brüten zweymahl) bleiben oftmahls einige so schwach, daß sie den Alten im Herbst nicht folgen können, wenn sie fortziehen. Diese findet man hin und wieder auf freyem Felde todt.

Die Hausschwalbe (Mehlschwalbe, Fensterschwalbe) ist etwas größer, hat einen bläulich schwarzen Rücken, ungefleckte Schwanzfedern, einen weißen Bauch und befiederte Füße. Sie läßt sich erst im May sehen, und fängt gegen Johannis an zu brüten. Ihr Aufenthalt ist mehr in Dörfern als in Städten; auch bauet sie ein wie ein Backofen zugerundetes Nest außerhalb der Häuser an hervorstehenden Balken, an den Kirchenfenstern u. s. w.

Die Uferschwalbe (Erdschwalbe), kleiner als die beyden vorigen, sieht oben schwarzgrau, unten weiß aus, hält sich am Ufer und über dem Wasser auf, nistet in trocknen Sandbergen, Hügeln und Ufern.

Die Mauerschwalbe (Steinschwalbe, Thurmschwalbe), die größte unter allen, ist ganz schwarz und nur an der Kehle weiß, hat kurze Füße mit

vier vorwärtsgerichteten Zehen, daher sie sich an Mauern und Wänden sehr gut anklammern kann. Sie nistet in Mauerlöchern, Thürmen, hohlen Bäumen, die nicht weit von Gebäuden stehen, und verbirgt sich auch im Winter darin. Gewöhnlich fliegt sie nur des Morgens und Abends nach Nahrung aus.

Die Kunst und Festigkeit, womit die beyden ersten Arten ihre Nester von Erde, Lehm, Mist und Stroh verfertigen, ist in der That zu bewundern. Man muß Gewalt brauchen, um ein solches Nest los zu reißen und zu zerbrechen. Auch findet man bey genauer Besichtigung die einzelnen Theile ziemlich regelmäßig über einander geschichtet, indem das Ganze fast aus lauter viereckigen Stücken besteht. Wenn sie es einmahl fertig haben, lassen sie sich aus dem Besitz desselben nicht so leicht vertreiben, als andre Vögel. Ja, selbst nach einer gänzlichen Zerstörung bauen sie es öfters wieder an der nämlichen Stelle auf. Man erzählt, daß einst ein Sperling, der sich in ein Schwalbennest gesetzt, und durch die vereinigte Macht einer ganzen Schaar von Schwalben nicht wieder daraus habe vertrieben werden können, zuletzt lebendig von denselben eingemauert worden sey. Sie bedienen sich auch, wie bekannt, desselben Nestes mehrere Jahre lang. Meistens legen sie 6 und mehr Eyer, und das Weibchen wird im Brüten von dem Männchen unterstützt. Ein rührendes Schauspiel ist es, wenn nach der Ausbrütung das Männchen oder Weibchen durch einen Zufall umkommt, wie sauer es dem einzelnen wird, das ganze Nest voll Junge mit Futter zu versorgen.

Wenn sie sitzen, lassen sie manchmahl einen nicht unangenehmen, ganz eignen Gesang hören. Im Fliegen zwitschern sie nur, und bey Erblickung eines Raubvogels machen sie ein durchdringendes, abgebrochnes Geschrey, auf welche Loosung alle aus

der ganzen Nachbarschaft herbey eilen und ihn muthig verfolgen.

Ohne Zweifel gehören die Schwalben zu den allernützlichsten Vögeln, ob wir sie gleich weder essen, noch sonst etwas von ihnen benutzen. In Spanien und einigen andern Ländern sollen sie als eßbare Vögel öffentlich verkauft werden, welcher Gebrauch eben nicht löblich ist, da sie lebendig weit nutzbarer sind, und es an bessern Nahrungsmitteln nicht fehlt. Der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist die Verunreinigung der Gebäude, wo sie nisten; auch sagt man, daß in ihren Nestern gern Wanzen hecken.

Der Adler.

Obgleich unter den eigentlichen Raubvögeln und denen, die hier mit ihnen zusammengestellt sind, sich verschiedne befinden, welche uns unmittelbar nützen können: so hat doch das ziemlich einstimmige Urtheil über ihre Gemeinschädlichkeit sie dem Banne preis gegeben. Man duldet und hegt sie nicht, sondern verfolgt sie vielmehr, und sucht ihre Zahl zu vermindern, wo nicht gar die ganze Gattung auszurotten. Ob immer mit Recht und aus wohl abgewogenen Gründen? Das ist eine andere Frage.

Die Nahmen der größten Raubvögel sind ehemahls theils mit einander verwechselt, theils unnöthig gehäuft worden, indem man anfangs einer Gattung mehrere Nahmen gab, und in der Folge aus diesen Nahmen wieder einzelne Gattungen schuf. Auch hat vielleicht zu dieser Verwechslung die auffallende Ungleichheit der Geschlechter beygetragen, denn die Männchen der Raubvögel sind fast um ein Drittel kleiner als die Weibchen, und weit unan-

sehnlicher in Betracht der Schönheit des Gefieders. Jetzt begreift man unter jener allgemeinen Benennung folgende vier Familien: die Geier. die Falken, die Eulen, die Würger. Raubvögel, deren Kopf unbefiedert, der Schnabel gerade und nur an der Spitze hackenförmig gebogen ist, nennt man Geier; bey den Falken hingegen ist der Kopf mit Federn besetzt, der Schnabel gekrümmt, und an der Wurzel mit einer Wachshaut versehen. Die Falken theilen sich wiederum in zwey Familien. Zu der einen gehören alle die, deren Füße befiedert sind; zu der andern die mit nackten Füßen. Die erstern unterscheiden sich auch durch ihre vorzügliche Größe, und heißen Adler; die letztern behalten den gemeinschaftlichen Nahmen Falken.

Da die Geier in Teutschland nicht leicht gefunden werden: so folgt ihre Beschreibung erst in der zweyten Ordnung, und wir betrachten hier zunächst die Adler und die eigentlich sogenannten Falken.

Der Nahme Adler ist aus Edel-Aar zusammengezogen, denn Aar nannte man vor Zeiten jeden Raubvogel, und die anerkannten Vorzüge dieses Vogels zu bezeichnen, setzte man das Wort Edel oder Adel davor. Indeß hat man nachher doch zuweilen auch andre Raubvögel Adler genannt, z. B. in der bekannten Stelle: Wo ein Aas ist, da sammlen sich die Adler. Die eigentlichen, wahren Adler fressen nie Aas. Einer solchen Verwirrung können die vorher angegebenen Kennzeichen am besten vorbeugen. Nach denselben sind die Goldadler und der gemeine Adler die beyden Hauptgattungen, von welchen der Fischadler schon etwas abweicht, indem seine Füße nicht bis auf die Zehe, sondern nur etwa die Hälfte herab mit Federn besetzt sind. Von allen dreyen gibt es noch einige Abänderungen in Ansehung der Farbe und der Größe.

Der Fisch-adler (Falco ossifragus) (Fischaar, Beinbrecher) ist größer als ein Puter, nur nicht so dick, sieht bräunlich, am Schwanz aber weiß aus. Er nährt sich hauptsächlich von Fischen, und fastet lieber lange, ehe er andere Thiere anfällt. Sein Aufenthalt ist daher in der Nähe fischreicher Seen und Meere in Europa und Nordamerika. Man hat ihn den Nahmen Beinbrecher gegeben, weil er im Stande ist mit seinem Schnabel Knochen zu zerbrechen. Uiberhaupt soll er dem Goldadler an Größe und Stärke ziemlich gleich kommen, an Wildheit aber ihn übertreffen. Er horstet (nistet) in Wäldern auf großen Bäumen, wo er von Ruthen und Zweigen ein plattes Nest macht, dasselbe mit Moos ausfuttert, und darin zwey bis drey Junge erzieht. Es gibt aber auch kleinere Arten von der Größe eines gemeinen Huhns, und verschiedene, die den Nahmen Fisch- oder Meer-adler führen, gehören gar nicht zur Familie der Adler.

Von dem gemeinen Adler kennt man nur zwey Arten, den schwarzen (Falco malanaëtus) und den braunen (Falco fulvus); weiße Adler sind eine Seltenheit, wie weiße Sperlinge. Als Mißgeburt hat man ein- oder etlichemal einen zweyköpfigen, sogenannten doppelten Adler gesehen. Der gemeine Adler wird noch nicht völlig so groß wie ein Puter; allein die edle Stellung des Körpers, das Feuer seiner großen Augen, die furchtbaren Klauen und Fänge, geben ihm ein weit vollkommneres Ansehen. Besonders scheint er im Fluge viel größer als er wirklich ist, weil seine Flügel von ungemeiner Länge sind. Man findet diesen kühnen Raubvogel in den gemäßigten Gegenden von Europa und Amerika, auch in Teutschland ist er nicht selten. Er bauet sein Nest ebenfalls auf hohen Bäumen von Reisholz und Zweigen, welches platt und von solchem Umfang seyn soll, daß drey bis vier Menschen

darin Platz haben. Das Weibchen legt nur zwey Eyer. Gewöhnlich stößt er auf Hasen, Gänse und dergleichen schwächere Thiere; bisweilen wagt er sich auch an junge Rinder, Pferde u. s. w. Wenn er noch jung ist, läßt er sich, wiewohl mit vieler Mühe, zur Jagd abrichten.

Der Gold=adler (Falco chrysaëtos) (Steinadler), der König der Vögel, wie ihn schon die Alten nannten, ist der größte, schönste und mächtigste dieser Gattung. Er übertrifft noch an Höhe den Fischadler. In aufrechter Stellung ist er drey bis vier Fuß hoch, die Breite der ausgefalteten Flügel von einer Spitze zur andern beträgt über sechs Fuß, und das Gewicht des ganzen Körpers achtzehn bis zwanzig Pfund. Er ist mit einem fünf Zoll langen und an der Wurzel beynahe zwey Zoll breiten Schnabel bewaffnet. Von Farbe sieht er schwarzbraun aus, und die großen blitzenden Augen umgibt ein goldgelber Ring. Er horstet auf hohen Gebirgen zwischen Felsen (daher der Nahme Stein=adler), und bauet von Zweigen und Stöcken ein festes Nest auf Lebenszeit. Die gemäßigten und warmen Länder der alten Welt sind sein Vaterland, auch wird er zuweilen in Teutschland angetroffen. Man findet aber in einem gewissen Distrikt nie mehr als ein Paar, denn sie leiden in ihrem Jagdrevier so wenig ihres Gleichen, als andere Raubvögel; außer der Begattungszeit leben auch Männchen und Weibchen von einander getrennt. Selbst ihre eigne Jungen treiben sie fort, wenn sie kaum im Stande sind, sich zu erhalten. Vor ihrer fürchterlichen Stimme sollen alle Vögel sich entsetzen und fliehen, wie das Wild vor dem Brüllen des Löwen. Sie sind kühn genug, Hirsche anzufallen, und stark genug, sich ihrer zu bemeistern. Wenn sie Junge haben, tragen sie ihnen Hasen, Lämmer, junge Rehe u. s. w. reichlich zu, welchen Vorrath sich diejenigen fleißig zu

Nutze

Nutze machen, die ein solches Nest entdecken. Ihr Gesicht ist scharf; sie erblicken den Raub von einer unvermeßlichen Höhe, und schiessen pfeilschnell auf ihn herab. Kein Vogel schwingt sich so hoch in die Luft als der Gold-Adler, der auch in einer Viertelstunde eine Meile weit fliegt.

Uebrigens haben die Adler in Ansehung ihrer körperlichen und sittlichen Eigenschaften viel Aehnliches mit dem Löwen. Ein königlicher Anstand, ein gedrungener nervigter Körper, ein feuriges geistvolles Auge, edler Stolz bey der Wahl ihrer Beute, indem sie kleinere Thiere und Aas verachten, eine Stärke, die ihrem Muth entspricht, und Mäßigung im Genuß ihres Raubes; denn wenn sie nicht Junge zu versorgen haben, lassen sie von ihrer Mahlzeit immer etwas für andre Thiere liegen. Sie werden sehr alt, und selbst in der Gefangenschaft hat man einen schon hundert Jahr erhalten.

Der Falk, Falco.

Die Falken sind nicht nur kleiner als die Adler, sondern haben auch zum Theil ganz nackte, zum Theil kaum halbbefiederte Füße, und einen kürzern Hals. Ausser einigen minder merkwürdigen Abänderungen werden folgende Gattungen dahin gerechnet: der Weihe, der Habicht, der Sperber und der Edelfalke.

Der Weihe (Gabelgeyer, Milan, Taubenfalke, Hühnerdieb, Falco miluus) ist noch nicht so groß als ein gemeines Huhn, am Körper braunroth, am Kopf weißlich, der Schwanz scheerenförmig, wie ein Schwalbenschwanz. Wenn er sich aufschwingt, beschreibt er

in der Luft kreisende Wirbel, bewegt aber doch im Fliegen die Flügel fast gar nicht, daher er auch der Schwimmer heißt. Er ist ein Zugvogel, kommt im Frühjahr zu uns, und nistet auch hier in Wäldern auf hohen Bäumen. Den Gänsen, Enten, Hühnern, stellt er vorzüglich nach, doch frißt er auch Aas, Schlangen u. s. w., und wird dieserhalb an einigen Orten in heißen Ländern gehegt. Im Herbst ziehen sie in großen Schaaren nach Afrika und Asien.

Der Habicht *) Taubengeyer, Falco palumbarius) hat auf dem Kopf nur wenig Federn, sieht am obern Theil des Leibes braun, unten weiß oder gelb gefleckt aus, und ist mit kürzern Flügeln, als andre dieser Gattung, versehen. Man kennt in Ansehung der Größe drey Abarten, den großen, den mittlern und den kleinsten. Der erste wird völlig so groß und wohl noch etwas grösser als eine Henne; doch nur das Weibchen, denn das Männchen ist um ein Drittheil kleiner. Er lebt gern in einsamen Gegenden und dichten Wäldern, macht sein Nest in starken hohlen Bäu-

*) Von einem fischenden Habicht in Nord-Amerika erzählt man, daß er nicht nur für sich, sondern auch für einen andern größern Raubvogel, den man Adler nennt, Fische fangen müsse. Dieser letztere sey nämlich unfähig, sich seine Nahrung aus dem Wasser zu holen, und begleite daher jenen Fischhabicht bey seiner Jagd, und schwebe drohend über ihn, sobald er einen Fisch erhascht habe. Der Fischhabicht, aus Furcht, von dem Adler zerrissen zu werden, lasse sodann den Fisch fallen, den dieser, mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit herabschießend, auffange, noch ehe er wieder die Fläche des Wassers erreiche. Noch sonderbarer aber ist es, daß ein Fischhabicht, der sich etwa in der Stille vorher allein gesättigt hat, den Adler herbey ruft, wenn derselbe nicht von selbst erscheint; dann erschwingt sich, mit einem Fisch im Schnabel, hoch in die Luft, und flattert laut schreyend so lange umher, bis sein Gast kommt und die Beute in Empfang nimmt, die jener für ihn fallen läßt.

men, und legt vier rothgesprenkelte Eyer. Das Vaterland hat er mit dem Weihen gemein. Da die Habichte schwer zu schiessen sind, so fängt man sie in Kasten, welche vermittelst eines starken Netzes gleichsam in zwey Stockwerke getheilt sind. In das unterste setzt man eine Taube oder ein Huhn mit hellen Farben, damit der Raub ihm besser in die Augen fällt.

Der Sperber (Vogelfalke, Finkenhabicht, Falco nisus) ohngefähr von der Grösse einer Elster. Der Rücken ist braun, der Schwanz mit schwarzen Querstrichen gezeichnet, die Brust weiß mit braungrauen Wellenlinien durchzogen. In Teutschland und in dem größten Theil von Europa ist er einheimisch, kommt aber auch mit einigen Abänderungen in den übrigen Erdtheilen vor. Das Weibchen bauet sein Nest auf hohen Bäumen, alten Thürmen, Mauern und Felsen, und legt vier rothgelb gefleckte Eyer. Die Sperber sind das Schrecken des kleinen Geflügels, der Rebhühner, Wachteln, Tauben, Lerchen, Finken u. s. w. Sie haben einen äußerst schnellen Flug, und sind zum Angriff keck und muthig, wenn gleich der Raub für sie zuweilen zu groß ist. Man pflegt sie zur Jagd abzurichten. Die Lerchen haben eine solche Furcht vor diesem Vogel, daß sie sich nicht getrauen aufzufliegen, wenn man ihn auf der Hand hält, und er einige Bewegungen mit den Flügeln macht, daher man sie auf die Weise vor sich hin ins Netz treiben kann. Auch nehmen sie oft auf freyem Felde, wenn sie einen Sperber in der Nahe bemerken, ihre Zuflucht zu Menschen, verbergen sich in oder unter einem Wagen, u. s. w.

Der Edelfalke (Falco gentilis) mit aschgrauem Rücken, weißem Bauch, dunkelbraun gefleckтem Halse und gelben Füßen, erreicht die Größe eines Haushahns, und ist nach dem Adler der stärk-

sie dieser Gattung. Man nennt ihn auch Geyerfalk, weil er sogar die Geyer anfallen soll. Es gibt verschiedne Spiel-Arten von ihm, die theils kleiner, theils anders gezeichnet sind, z. B. der Baumfalke von der Größe eines Krammetsvogels, der Thurmfalke, der Rohrfalke u. s. w. Weiße Falken sind selten und werden ganz besonders geschätzt; in nördlichen Gegenden, vorzüglich in Island, gibt es dergleichen Ueberhaupt ist der Edelfalke unter einem kältern Himmelsstrich größer, muthiger und stärker. Es findet sich aber auch in dem gemäßigten und südlichen Europa, und in Teutschland ist er gar nicht unbekannt. Sein Nest macht er gewöhnlich auf Felsen in Höhlen und Ritzen, legt sehr früh im Jahr vier Eyer, und hat schon in der Mitte des Mayes ausgewachsene Junge, die er, wie der Adler, bald von sich treibt. Auf den Raub stößt er nicht, wie der Habicht und andre Raubvögel, von der Seite, sondern in gerader Linie herab. Er schwebt sehr hoch in der Luft, und spähet, vermöge seines scharfen Gesichts, Rebhühner, Fasanen und dergleichen Geflügel aus. Da er sehr große Flügel hat, so ist sein Flug auch außerordentlich schnell. Man weiß ein Beyspiel, daß ein Falke in sechszehn Stunden hundert und acht und zwanzig Meilen weit geflogen ist. Man richtet bekanntlich die Falken zur Baize (zur Jagd) ab. Es geschieht dieß vornehmlich durch Verhinderung des Schlafs, und kostet ungemein viel Mühe. Man legt dem Vogel lederne Fesseln an die Füße, setzt ihn dann in einen hölzernen Reifen, welcher an einer Schnur frey hängt und leicht bewegt werden kann. Sobald er nun schlafen will, stößt man den Reifen an, wodurch der Falke genöthigt wird, sich fest zu halten und also beständig zu wachen. Wenn er drey bis vier Tage und Nächte auf diese Weise behandelt worden ist, so wird er gleichsam verrückt, vergißt seinen vorigen Zustand und seine Freyheit, und

bequemt sich ganz nach dem Willen des Jägers. Allein alle diese angewandte Mühe ist nach einem Jahre verloren; denn wenn der Falke sich mausert, wird er zur Baize untüchtig und ist nachher nicht mehr zu gebrauchen. Ob er von neuem abgerichtet werden könne, hat man noch nicht versucht. Man sieht aber hieraus, daß bey dem Mausern zugleich eine große Veränderung in der Vorstellungskraft des Vogels vorgehen muß. Von den Isländischen Falken wird hingegen versichert, daß sie mehrere Jahre brauchbar seyn.

Die Falkenbaize ist eine kostbare Belustigung großer Herren; denn sie müssen einen abgerichteten Falken zuweilen mit hundert Thalern bezahlen. Jedoch ist sie mit weit weniger Gefahr und Grausamkeit verbunden, als die gewöhnliche Parforcejagd. Der Falkonier trägt den Vogel, dessen Kopf mit einer ledernen Kappe verdeckt ist, auf der Hand. Wenn nun ein jagdbares Wild, z. B. Haasen, Rebhühner u. s. w. sich zeigt, nimmt er die Kappe ab, worauf der Falke sogleich sehr hoch in die Luft steigt, dann plötzlich herabstürzt, und, nachdem er das Wild getödtet, sich ruhig wieder auf die Hand des Jägers setzt. Sie können auch größere Thiere, z. B. Rehe, überwältigen, wenn man sie darauf abrichtet, ihnen die Augen auszuhacken.

Nach Island wird jährlich von Koppenhagen aus ein Schiff geschickt, um Falken zu holen. Man erhielt von daher schon in einem Jahr hundert und acht und vierzig, worunter zwölf weiße waren, davon der König das Stück mit zwölf Thalern bezahlte; ein bunter gilt zehn, ein grauer nur fünf bis sieben Thaler. Auch kam ehemahls aus Holland gegen den Herbst alle Jahr ein Falkenfänger nach dem Herzogthum Bremen, wo er in etlichen Monathen zuweilen sechs bis zehn Stück fing, sie

nachher abrichtete und in Frankreich für einen recht schönen fünf bis sechshundert holländische Gulden erhielt.

Die weichen Federn am Halse und an der Brust des Falken sind fast so schön als Eiderdunen, und man bezahlt für das Pfund zwey Thaler.

Die Eule, Strix.

Dieser nächtliche Raubvogel ist durch seine sonderbare Gestalt von andern Vögeln hinlänglich ausgezeichnet. Der grosse katzen-ähnliche Kopf, die ebenfalls grossen Augen, die mehr vorwärts, wie beym Menschen, stehen und im Dunkeln leuchten, der mit Federn bewachsene Schnabel und die ganze Stellung des Leibes sind unterscheidende Kennzeichen. An den befiederten Füßen kann ein Zeh vor- und rückwärts gelegt werden. Auch ist der obere und untere Theil des hakenförmigen Schnabels eben so wie bey den Papageyen beweglich, womit sie einen knarrenden oder knackenden Ton hervorbringen. Das Gesicht der Eule ist am Tage schwächer als in der Dämmerung, wenn es aber stockfinster ist, kann sie eben so wenig sehen, als andre Thiere. Sie hat ein überaus feines Gehör und einen leisen Flug, der wälzend ist, als ob sie vom Winde getrieben würde. Dieses Geschlecht theilet sich in zwey Familien. Einige haben an beyden Seiten des Kopfes aufrechtstehende Federn, die den Ohren der Säugethiere gleichen, und die sie willkührlich niederlegen und aufrichten können; sie heißen deshalb Ohr-Eulen oder gehörnte Eulen. Die andern, welchen diese Federbüsche fehlen, nennt man glattköpfige Eulen.

Von den Ohr-Eulen ist eine groſſe, eine mittlere und eine kleine bekannt. Die erste führt von ihrem Geschrey den Nahmen Uhu oder Schubut (Strix bubo), scheint in ihrem dicken Federkleide beynahe die Größe einer Gans zu haben, sieht oben rothbraun, am Bauche gelb und schwarz gefleckt aus. Sie findet sich meist in ganz Europa, hält sich an hohen Felsen, einsamen Thürmen, alten Schlössern und in dichten Wäldern auf. Ihr drey Fuß weites Nest bauet sie an eben diesen Oertern von Wurzeln und Reisern und belegt es inwendig mit Baumblättern. Das Weibchen soll drey weiſſe kugelrunde Eyer legen. Des Nachts gehen sie auf Raub aus, wobey ihnen ihr stiller, geräuschloser Flug, den sie mit der ganzen Gattung gemein haben, sehr wohl zu statten kommt. Sie stoßen Hasen, Kaninchen, Fledermäuse, Schlangen, Krö-ten, Frösche, Insekten, Krähen und andere Vögel, welche letztere sie auf ihren Schlafstellen überfallen. Auch Aas verschmähen sie nicht. Ihre Stärke ist ausserordentlich, und man hat schon gesehen, daß ein gemeiner Adler im Kampf mit einem Schuhut verloren hat. Zur Zeit der Begattung jagen sie sich des Nachts in der Luft umher, streiten mit einander und schreyen dabey fürchterlich; von fern lautet ihre Stimme wie Hundegebell. Dieß hat zu der bekannten Fabel vom wilden Jäger Veranlassung gegeben. Sie können das Tageslicht ziemlich vertragen, und kommen bisweilen aus ihren Löchern hervor, da sie denn sogleich von einem Schwarm andrer Vögel umgeben und von allen Seiten geneckt werden. Sobald aber die Dämmerung einbricht, verschwinden diese kecken Spötter plötzlich. Man bedient sich deshalb auch dieser Eulen zum Herbeylocken andrer Vögel, die man fangen oder schiessen will, und hält sie in Fasanerien, bey Vogelheerden und Krähenhütten.

Die mittlere Ohr-Eule ist etwa so groß wie eine Krähe, von Farbe röthlichgelb und braun und grün gestreift. Sie bauet sich selbst kein Nest, sondern legt ihre Eyer in die Nester der Krähen, Elstern, Raben u. s. w. Man braucht sie, wie die vorhergehende, zum Vogelfang. Am Tage machen sie gar lächerliche und komische Geberden, wenn sie einen Menschen oder ein Thier erblicken.

Die kleine Ohr-Eule, die einzige dieses Geschlechts, von welcher man gewiß weiß, daß sie jährlich in wärmere Länder zieht. Sie hat nur die Größe einer Drossel, und sieht schön buntgesprenkelt aus. Ihr Nest legt sie in hohlen Bäumen an, und nährt sich größtentheits von Feldmäusen.

Zu den glattköpfigen Eulen gehören die Nacht-Eule, die Stein-Eule, das Käutzchen und die Tag-Eule.

Die Nacht-Eule (große Baum-Eule, Nachtraabe), so groß, zuweilen noch etwas größer als ein Haushahn, braun, grau, auch etwas weiß von Farbe, hält sich des Sommers in hohlen Bäumen, des Winters in alten Gebäuden, Scheunen u. s. w. auf. Sie legt ihre Eyer ebenfalls in fremde Nester, schwärmt des Nachts herum, und fängt Ratten, Mäuse und Vögel. Ihre tranrige Stimme, die einem Geheul gleicht, wird vom Aberglauben für eine Ankündigung des Todes gehalten.

Die Stein-Eule (Kirch-Eule, Schleyer-Eule, Strix ulula) ist ziemlich um ein Drittel kleiner als die vorhergehende, oben gelb, grau und braun mit weißen Flecken, unten weiß und schwarz punktirt. Diese wohnt in Städten, verbirgt sich am Tage auf Thürmen, Kirchen uüd andern hohen Gebäuden, und bauet gar kein Nest, sondern legt die Eyer auf bloße Steine oder Schutt in den Ritzen der Mauern. Außer der gemeinen Nahrung der andern

Eulen, pflegen diese auch gern das Oel aus den Lampen, wenn sie dazu kommen können, wegzunaschen. Sie haben eine kreischende, grausige Stimme, und schnauben auch am Tage unaufhörlich, welches fast wie das Schnarchen eines schlafenden Menschen klingt. Alle Eulen haben die Gewohnheit, so zu schnauben, wenn sich ein Mensch oder Thier ihnen nähert, von dem sie einen Angriff erwarten.

Das Käutzchen (der Todtenvogel, Strix Passerina) kommt an Größe der kleinen Ohr-eule bey, ist braun und weiß gefleckt, und hat in der Lebensart viel Aehnlichkeit mit der Stein-eule, jedoch macht sie eine Art von Nest für ihre Jungen. Zuweilen fliegt sie auch am Tage aus, und sucht Schwalben zu erhaschen.

Die Tag-eule (Strix nyctea) ist in den nördlichen Erdstrichen einheimisch, und verirrt sich nur bisweilen zu uns. Sie wird so groß als der Schubut, sieht schön aus, weiß von Farbe mit braunen Flecken. In ihrem Vaterlande streift sie bey Tage herum und stellt den Birkhühnern und andern Geflügel nach. Ihr Flug ist schneller und rauschender als der übrigen Eulen.

Die Eulen sind nicht nur in Ansehung ihrer Gestalt und Lebensart, die zum Theil noch nicht genug beobachtet ist, merkwürdig, sondern gehören auch überhaupt mehr zu den nützlichen als schädlichen Vögeln. Sie befreyen uns von den beschwerlichen Mäusen und anderm Ungeziefer, und können zu dem Ende auch in Häusern statt der Katzen gehalten werden. Man sollte sie daher, nur die Schubuts ausgenommen, lieber hegen als vertilgen. Aber Gespenstergeschichten und allerley Aberglauben haben sie häufig veranlaßt, besonders auch die durch ihr beständiges Blasen und Schnauben berüchtigte Stein-eule.

Der Würger, Lanius.

An dem Beyspiel dieser kleinen Vögel sieht man, wie viel auch eine geringe Stärke, wenn sie von Muth beseelt wird, auszurichten vermag. Von den mehr als dreyßig Gattungen dieses Geschlechts ist keine größer als eine Amsel, einige aber nur wie eine Lerche, und dennoch überwältigen sie weit größere Vögel, und vertheidigen sich herzhaft gegen mächtige Raubvögel. Besonders ist von Seiten der Kühnheit der tyrannische Würger (Lanius tyrannus) in Nordamerika berühmt, der, wenn das Weibchen brütet oder Junge hat, sogar Adler und Habichte eine Viertelmeile weit vom Neste entfernt hält. Unglaublich scheint es, daß diese sich wirklich vor ihm fürchten und fliehen. Man will gesehen haben, wie er sich einem Adler auf den Rücken gesetzt, und ihn durch unaufhörliches Schreyen und Hacken so ermüdet hat, daß dieser gern gewichen ist, um ihn nur los zu werden.

Bey uns kennt man den grauen, den rothköpfigen Würger und den Neuntödter.

Der graue Würger (der Wächter, die Bergelster, Lanius excubitor) ist so groß wie ein Krammetsvogel, hat einen grauen Rücken, schwarze mit einem weißen Fleck gezeichnete Flügel und einen keilförmigen, weißgeränderten Schwanz. Er lebt in gebirgigten, waldigten Gegenden, macht auf hohen Bäumen ein festes Nest von Haidekraut und weichen wollichten Pflanzen, und futtert es inwendig mit Moos und Haaren. Das Weibchen legt sechs bis acht hellgrüne Eyer. Die Jungen werden anfangs mit Insekten, nachher mit Fleisch gefüttert, und auch, wenn sie erwachsen sind, noch von den Aeltern geschützt und gepflegt. Sie tödten nicht nur Sperlinge, Lerchen u. s. w., sondern manch-

mahl auch wohl Krähen und Elstern. Nach Fleisch sind sie sehr begierig, ob sie gleich auch Insekten fressen. Den Nahmen Wächter sollen sie davon haben, weil sie gegen den Ueberfall grosser Raubvögel beständig auf ihrer Hut sind, und andere Vögel durch ein lautes Geschrey von der Ankunft derselben benachrichtigen. Berg=elstern nennt man sie, weil sie mit dem Schwanz eben die Bewegungen machen, wie die Elstern.

Der rothköpfige Würger (Finkenbeisser, Lanius collurio) hat auf dem Kopf einen rothbraunen Fleck, der Rücken ist schwarzbraun, bey dem Weibchen grau, Brust und Bauch sind meistens weiß. Er ahmt die Stimme verschiedener Singvögel sehr geschickt nach, lockt sie damit an sich, und fängt sie. Am meisten verfolgt er die Finken, und wenn er einen erhascht hat, hält er ihn mit der einen Klaue, indem er auf dem andern Fuß stehet, und zerfleischt ihn. Man kann ihn auch im Käfig mit Fleisch und Insekten erhalten, wo er durch seine sonderbaren Töne, durch Pfeifen und Knarren, Zwitschern u. s. w. belustiget. Er zieht im Herbst in warme Gegenden. und kommt im Frühjahr zurück.

Der Neuntödter (Dorntreter, Lanius collurio minor) etwas kleiner als der vorhergehende, dem er aber in der Lebensart ähnlich ist. Man sagt, daß er zuerst neun Vögel oder Insekten tödte, ehe er anfange davon zu fressen. Doch behaupten Einige dieß auch von der ganzen Gattung der Würger, und geben ihnen deshalb den gemeinschaftlichen Nahmen Neuntödter. — Vermuthlich ist diese Meinung daher entstanden, weil er wirklich eine Menge Käfer und Fliegen um sein Nest herum auf Dornen spießt, die er dann nach und nach für sich oder seine Jungen weghohlt. Auch macht er die Stimmen anderer Vögel nach, und zieht ebenfalls im Herbst weg.

Der Rabe, Corvus.

Man rechnet zu diesem Geschlecht auch die Krähen, Dohlen, Elstern und Heher, welche in der Bildung des Schnabels nnd der Füße, so wie auch in der Lebensart, einander ähnlich sind. Als einen Nahmensverwandten des eigentlichen Raben bemerken wir zuerst den Waldraben (Corvus graculus), der sich auf hohen Gebirgen in Teutschland, in der Schweiz und in Italien aufhält. Er ist von der Größe eines Huhns, hat einen sehr langen bogenförmigen rothen Schnabel, einen langen Hals, rothe Füße und einen kurzen Schwanz. Die schwarze Farbe der Federn schillert mit einem schönen grünen Wiederschein. Seine Nahrung besteht in allerley Gewürmen und Insekten. Er nistet auf alten Thürmen, Ruinen, oder in den Ritzen steiler Felsen, wo man mit Lebensgefahr die Jungen aus dem Neste hohlt, welche für eine große Delikatesse gehalten werden.

Der Kolkrabe (Goldrabe, große Galgenvogel, (Corvus corax) ist noch etwas größer als der Waldrabe, und soll von seiner kohlschwarzen Farbe den Nahmen Kohlrabe oder Kolkrabe erhalten haben; wiewohl man auch in der Farbe einige Abänderungen und zuweilen ganz weiße findet. Er ist in ganz Europa zu Hause, nistet auf den höchsten Bäumen, und brütet sehr früh im Jahre. Man hat schon im Februar Eyer im Neste gefunden. Diese sind so groß wie kleine Hühner-eyer, von Farbe schmutziggrün mit kleinen braunen Flecken; gemeiniglich liegen vier bis sechs in einem Neste. Das Männchen soll dem brütenden Weibchen Nahrung zutragen, und sich nie weit vom Neste entfernen. Die sich einmahl gepaart haben, bleiben gewöhnlich zeitlebens beysammen. Sie leiden in

der Nähe kein andres Nest. Unter allen Vögeln haben sie den schärfsten Geruch, denn sie wittern das Aas in großer Entferunng. Sie fallen auch junge Lämmer, Hasen, Gänse, Hühner u. s. w. an, und bemächtigen sich ihrer, fressen aber auch allerley Saamen, Insekten, Fische, Krebse. Sachen, die sie nicht genieſſen können, stehlen sie dennoch und verbergen sie, besonders blankes Metall und dergleichen. Man kann sie sehr zahm machen, und wenn man ihnen die Zunge löset, lernen sie ziemlich gut Worte nachsprechen. Auch sind sie sonst gelehrig und schlau. Ihr Leben sollen sie auf hundert Jahr bringen. Man fängt sie unter andern mit papiernen Tüten, die inwendig mit Vogelleim bestrichen sind, und worinn ein Stück Fleisch liegt.

Die Flügelfedern dienen zum Zeichnen und Schreiben, und zum Befiedern der Tangenten des Flügels (eines musikalischen Instruments.)

Die Krähe.

Diesen Nahmen führen drey hieher gehörige Gattungen von Vögeln: die schwarze Krähe (Gorvus corone), die Saatkrähe (Corvus frugilegus) und die graue Krähe (Corvus cornix).

Die schwarze Krähe (Rabenkrähe) ist am ganzen Leibe bläulichschwarz, kaum halb so groß als der Rabe, und findet sich am häufigsten in Südeuropa. Die Nahrung und übrige Lebensart haben sie meistentheils mit den Raben gemein. Nach Vo-

gel=eyern sind sie sehr begierig, und suchen deshalb im Frühjahr die Rebhühner=nester auf.

Die Saatkrähe (Ackerkrähe) hat eine dunkelschwarze Farbe, eine kahle weißliche Haut um den Schnabel und einen etwas zugerundeten Schwanz. Sie ist kleiner als die beyden andern. Man findet sie in vielen Ländern Europens in erstaunlicher Menge. Ihre Nester bauen sie nahe bey einander, und man sieht oft auf Einem Baum wohl zehn bis zwanzig derselben. Sie wählen dazu gern die Nachbarschaft bewohnter Oerter, vielleicht aus Furcht vor Raubvögeln, welche ihnen sehr nachstellen. Wenn sie mit dem Bau beschäftigt sind, muß immer eine von dem Paar zurückbleiben, indeß die andre Materialien herbeyhohlt, sonst fallen die übrigen das angefangene Nest an und zerstören es. Die Weibchen legen drey bis fünf grünliche Eyer mit braunen Flecken, und futtern die Jungen aus dem Kropf. Ihre Nahrung besteht in verschiednen Getraidearten, Insekten und Würmern. Wegen des Schadens, den sie auf besäeten Aeckern, besonders Erbsenfeldern, anrichten, sucht man sie an einigen Orten gänzlich zu vertilgen; da sie aber zugleich Engerlinge, Kornmaden und andre schädliche Insekten fressen, so wird die Ausrottung dieser Vögel nicht überall gebilligt. In England hat man auch den dazu gegebenen Befehl schon längst wieder zurückgenommen. Gegen den Winter ziehen sie — doch nicht alle — aus Teutschland und den nördlichen Ländern mehr nach Süden, kommen im Frühjahr zurück, und bedienen sich gewöhnlich ihrer alten Nester wieder, die sie etwas ausbessern. Die Eyer und die Jungen werden hin und wieder gegessen. Letztere sollen fast wie junge Tauben schmecken.

Die graue Krähe (Nebelkrähe, Mantelkrähe, weil sie gleichsam einen grauen Mantel übergeworfen

hat), die gemeinste in unsern Grgenden, ist ein wenig größer als die beyden vorhergehenden, sieht aschgrau aus, nur der Kopf, die Flügel und der Schwanz sind glänzend schwarz. Diese bauen ihr Nest nicht so hoch und nicht so dicht bey einander als die Saatkrähen. Man findet es nicht nur in Büschen, sondern auch in Obstgärten. Das Weibchen legt vier bis sechs hellgrüne, braungefleckte Eyer. Im May und Junius haben sie Junge. Zuweilen brüten sie des Jahrs zweymahl. Die Alten rauben junge Hühner und Enten, und tragen sie oft lebendig ins Nest zu den Jungen. Sonst fressen sie auch Mäuse, allerley Gewürme, Muscheln, Schnecken und Fische Man sieht sie häufig auf feuchten Wiesen an Flüssen, Sümpfen u. s. w., um diese Nahrung aufzusuchen. Vogel-Eyer, Wallnüsse, Kirschen und Birnen sind ihnen ebenfalls angenehm. Im Herbst zieht wahrscheinlich ein Theil nach südlichen Ländern; viele aber bleiben hier und begeben sich dann in die Städte und Dörfer, wo sie in den Gassen, auf den Misthaufen, in Ställen und Scheunen ihrem Futter nachgehen. Im Nothfall behelfen sie sich mit Körnern, und pflücken die Aehren zu dem Ende aus. Aas riechen sie sehr weit, und verzehren es mit Appetit. Ihr Fleisch wird deshalb nicht gegessen, und ist sogar den Hunden zuwider. Auf frischgepflügte Aecker fallen sie haufenweise, und reinigen sie von Insekten und Gewürmen. In eben der Hinsicht sind sie auch den Wiesen nützlich, indem sie Millionen von Heuschrecken, Raupen und Raupenlarven verzehren. Da sie nun nicht so begierig nach Körnern sind als die Saatkrähen, so verdienen sie noch eher geschont zu werden. Sie haben auch eine Vorempfindung von Veränderung des Wetters, und kündigen sie durch ein dumpfes, heiseres Krächzen an. Bey Sturm und Regen scheinen sie sich wohl zu befinden, sie tummeln und jagen sich dann oftmahls in der Luft umher, schreyen laut, und lassen sich vom Winde, ohne Wi-

derstand zu thun, eine Strecke mit fortführen, erheben sich dann wieder u. s. w.

Die Dohle, Corvus monedula.

Lebhaft und munter, von Farbe schwarz und grau, kaum so groß als die Taube. Im südlichen Europa ist sie seltner als im nördlichen. Sie fliegen schaarenweise beysammen, und mischen sich gern unter die Krähen. In hohlen Bäumen, Thürmen und alten Mauern legen sie ihre Nester an, und man sieht sie da öfters zu hunderten. Das Weibchen legt fünf bis sieben Eyer, die auf einem weißgrünen Grunde braune Flecken haben. Sie leben von Insekten, Saamen und Früchten. Nach Aas fliegen sie zwar, suchen aber nur die Maden davon ab; doch fressen sie in der Gefangenschaft Fleisch. Gegen den Winter ziehen einige weg, andre bleiben hier und nähren sich von Körnern, die sie auf Misthaufen und um den Ställen finden. Man kann sie leicht zahm machen und sprechen lehren, sie stehlen aber wie die Raben. Die Jungen sind eßbar. Zwey Verwandte unsrer gemeinen Dohlen die Bergdohle uud die Steindohle, werden in Teutschland selten oder gar nicht gesehen. Die erste findet sich unter andern in der Schweiz, und thut den Getraidefeldern viel Schaden. Beyde sind größer als die gemeine Dohle.

Die Elster, Corvus pica.

Die Elster (Atzel, Aglaster, Heister) ein schwarz und weißbunter Vogel mit kurzen Flügeln und langem

gem keilförmigen Schwanz, etwas kleiner als die Nebelkrähe. Sie hält sich auch gern in der Nähe von Städten und Dörfern auf, und wird in einigen Gegenden sehr häufig, in andern seltner angetroffen; jedoch ist sie in dem größten Theil von Europa einheimisch. Ihr Nest ist künstlicher als ein Krähennest, denn sie bedeckt es oben mit Dornen und kleinen Zweigen, und läßt nur an der einen Seite eine enge Oeffnung. Das Weibchen legt sieben bis acht verhältnißmäßig ziemlich kleine Eyer, deren Grundfarbe grünlich und mit feinen braunen Flecken besprengt ist. Zur Brutzeit vertheidigen sie ihr Nest muthig gegen größere Vögel, die sich demselben nähern, verlassen es aber ganz, wenn ihm ein Mensch zu nahe gekommen ist. Die Jungen wachsen langsam, und bekommen erst im zweyten Jahr den langen Schwanz; sie werden von Einigen gegessen. Die Elstern sind sehr schlaue Raubvögel, und stellen dem jungen Federvieh auf den Höfen begierig nach. Andre kleine Vögel überfallen sie in ihren Nestern, und wenn sie die Alten verfehlen, erhaschen sie doch die Jungen oder verzehren die Eyer. Ueberhaupt fressen sie alles, wovon sich die Krähen nähren; sogar Aas ist ihnen nicht zuwider. Auch stehlen sie glänzende Sachen wie die Raben. Wegen ihrer kurzen Flügel können sie nicht hoch und weit fliegen, ohne dazwischen zu ruhen. Wenn sie sich setzen, bewegen sie den Schwanz sehr lebhaft aufch und nieder. Ihre heisre, schäkernde Stimme, die sie oft hören lassen, hat sie zum Sinnbild der Schwätzer gemacht. Man sagt daher in einigen Gegenden von einem Plauderer: Er hat Elster-Eyer gegessen. Sie lernen auch die Stimmen andrer Thiere nachahmen und Worte aussprechen.

In der Gefangenschaft werden sie sehr zahm und dreist, gehen unter Hunden und Katzen umher und necken sich mit ihnen. Es gibt auch ganz weiße Elstern.

Der Heher.

Unter diesem Namen begrift man zwey Arten: den Nußheher (Eichelheher, Hazler, Holzschreyer, Holzheher, (Corvus caryocatactes) und den Tannenheher.

Der Nußheher (Eichelheher, Hazler, Holzschreyer, Holzheher) ist etwas dünner und länger als eine Dohle. Die Hauptfarbe der Federn ist ein Gemisch von Grau und Röthlichbraun, die Kehle sieht weißlich, der äußerste Theil des Hinterleibes ganz weiß aus, an den Flügeln befinden sich blaue und schwarze Streifen. Die Federn auf dem Kopf kann er wie einen Busch aufrichten und niederlegen. Er hat einen starken schwarzen Schnabel, und lange, gekrümmte Nägel. Sein Vaterland ist vorzüglich das gemäßigte Europa. Er nistet gern auf Eichen, weiß aber das Nest sehr künstlich zu verstecken. Es ist gemeiniglich von dürren Zweigen und inwendig mit Heidekraut ausgefuttert. Man findet zur Brutzeit fünf bis acht gründlichgraue Eyer darin. Die Nahrung dieser Vögel sind Eicheln, Haselnüsse, Kastanien, Erbsen, Bohnen, allerley Beeren und Gesäme. Zuweilen fangen sie auch kleine Vögel nud fressen sie. Von Eicheln und ähnlichen Früchten sammlen sie sich einen Wintervorrath in hohlen Bäumen. Sie sind sehr muntre und muthwillige Vögel, die allerley komische Stellungen machen. Man sieht gewöhnlich nur zwey in Gesellschaft beysammen, und wenn man sich ihnen nähert, fliegen sie mit einem kurzen aber heftigen Geschrey nicht weit davon nach einem andern Baum. Dieß Geschrey gleicht theils der Stimme der Elstern, theils den Katzengeschrey. Man kann sie auf eine possierliche Art fangen, wenn man einen lebendig auf den Rücken legt, uud beyde Flügel mit zwey hölzernen Hacken an der Erde befe-

stigt, so daß die Füße frey in die Höhe stehen. In dieser ängstlichen Lage macht er ein unaufhörliches Geschrey, worauf die andern im Busch sich aufhaltenden Heher herbey eilen, und sich ihm aus Mitleiden oder Neugier nähern. Sobald der liegende aber einen mit seinen Klauen erreichen kann, packt er ihn so fest, (vermuthlich um sich an ihm aufzuhelfen) daß er nicht anders als durch die Hand des Vogelstellers befreyet wird. Nach einer kleinen Weile geht es einem zweyten und dritten eben so u. s. w. Auf eben die Art soll man auch die Rabenkrähen fangen. Die Nußheher werden der Gefangenschaft leicht gewohnt, und lernen sehr vernehmlich Worte nachsprechen.

Der Tannenheher (Nußbeisser, Marcolph Corvus glandarius), fast von der nämlichen Grösse als der vorhergehende, hat aber einen längern und ganz geraden Schnabel. Der Leib ist schwarzbraun mit weißen länglichten Flecken, Flügel und Schwanz schwarz, die Spitzen der Schwanzfedern weiß. Er liebt die gebirgigten Gegenden, die mit Tannenwäldern besetzt sind, und kommt zuweilen nach Art der Strichvögel in die Ebnen herab. In Teutschland nisten sie seltner, als in den südlichen Ländern von Europa. Da sie meistens in einsamen und entlegenen Gebirgen wohnen, so ist von ihrer besondern Lebensart wenig bekannt. Sie nähren sich von Tannensaamen, Hanf, Eicheln, Beeren, Insekten. Haselnüsse verschlucken sie ganz. Mit ihrem langen Schnabel sollen sie Löcher in die Bäume bohren, man hält sie deshalb für schädlicher, als die Nußheher.

Der Birkheher, Coracias garrula.

Obgleich dieser Vogel den Nahmen Heher führt, so macht er doch ein eigenes Geschlecht aus, daß man Racker nennt, und wozu sechs Gattungen gezählt werden. Nur Eine davon ist bey uns einheimisch, und das ist der Birkheher, der auch Roller, Mantelkrähe, Blaukrähe u. s. w., heißt. Er hat wirklich in Betracht seiner Lebensart und selbst in der Größe und Bildung des Körpers mit den Hehern und Elstern einige Aehnlichkeit; aber an Schönheit der Farbe übertrifft er die meisten Europäischen Vögel. Kopf, Hals, Brust, Bauch und Steiß sind bey dem Männchen blaugrün, der Rücken und die Schultern rothbraun, die Grundfarbe der Flügel violet, die Schwungfedern schwarz. Er findet sich in verschiedenen Gegenden von Europa und nistet auch in Teutschland, gehört aber zu den Zugvögeln Sein Nest legt er in hohlen Bäumen in den dicksten Wäldern an, und wählt am liebsten die Birken oder Eichen dazu. Er nährt sich von Fröschen, Insekten, Eicheln, Beeren und Getraidekörnern. Im Herbst sieht man sie auf den Getraidegarben, welche Mandeln heißen, sitzen, und die Körner aus den Aehern picken, daher der Nahme Mandelkrähe. Sie werden um die Zeit ungemein fett. Da sie sehr scheu sind, lassen sie sich schwer schießen und fangen. Eingesperrt leben sie kaum etliche Tage. Auch empfehlen sie sich nur durch ihr schönes Gefieder, denn die Stimme gleicht fast dem Geschrey eines Laubfrosches. In der Freyheit treiben sie doch bisweilen manchen Spaß. Sie erheben sich z. B. ziemlich doch in die Luft, fallen dann unter beständigen Taumeln und Wälzen herunter, und machen dabey ein klägliches Geschrey, als ob sie um Hülfe riefen. Dieß wiederholen sie etlichemahl.

Der Specht, Picus.

Dieses Geschlecht unterscheidet sich vornehmlich durch einen graden, vieleckigen und an der Spitze keilförmigen Schnabel, kurze Kletterfüße und einen sonderbaren Bau der Zunge, welche sehr lang, rund, spitzig und vorn mit kleinen Borsten besetzt ist. Vermittelst dieser Einrichtung der Körpers können sie sehr geschickt an den Bäumen herumklettern, die Rinde aufhacken und die darunter verborgenen Insekten fangen. Folgende, die jedoch nicht alle zu dem Einen Geschlecht gehören, führen diesen Nahmen.

Der Schwarzspecht (gemeine Specht, die Holzkrähe, Picus martius), ziemlich so groß als eine Krähe, am ganzen Leibe schwarz, nur am Kopf roth. Er nährt sich nicht nur vom Ungeziefer, sondern auch von Tannensaamen, bohrt zu dem Ende mit dem Schnabel ein Loch in den Baum, steckt den Tannenzapfen mit dem Stiel hinein, daß er fest steht, und öffnet alsdann die Schuppen des Zapfens mit dem Schnabel. Sein Nest macht er von Zweigen, Rohr und Pflanzenstengeln, und legt vier bis fünf glänzendweiße Eyer. Im Winter bleibt er zwar hier, zieht sich aber doch in die dicksten Waldungen zurück.

Der Grünspecht (Grasspecht Picus viridis), von der Größe einer Drossel, sieht gelblich grün aus und das Männchen hat einen rothen Fleck auf dem Kopf. Bienen, Wespen und dergleichen Insekten sind seine vornehmste Nahrung, daher man ihn von den Bienenstöcken zu entfernen sucht. Er nistet in der Erde, zuweilen auch in hohlen Bäumen. Die Eyer, deren man gegen sechs im Neste findet, sind schmutzigweiß mit röthlichen Streifen. Es gibt auch Abänderungen von Grünspechten, die nur so groß sind wie Sperlinge.

Der Buntspecht (Picus minor) ist schwarz und weiß gezeichnet, das Männchen am Hinterkopf und unter dem Schwanz roth. Er gleicht an Größe einer Amsel. Zur Zeit der Begattung macht er mit dem Schnabel an den Aesten der Bäume ein lautes Knarren. Man kennt ebenfalls eine kleinere Art von Buntspechten.

Der Blauspecht (Grauspecht Sitta europaea), dessen Schnabel und Füße etwas anders als bey den vorhergehenden gebildet sind, und welcher desfalls zu einem eignen Geschlecht gerechnet wird, der aber doch in der Gestalt und Lebensart den Spechten ähnelt, sieht oben bläulich grau, unten röthlichweiß, an den Flügeln braun aus. Er ist kleiner als ein Sperling, nistet in hohlen Bäumen, verklebt den Eingang mit Lehm bis auf eine kleine Oeffnung, und legt sieben bis acht fast kugelrunde, hellweiße Eyer. Seine Stimme läßt er oft des Nachts hören.

Der Mauerspecht (Certhia muraria) wird auch zum einem besondern Geschlecht gerechnet, die man Baumläufer nennt, und die aus mehr als zwanzig Arten besteht. Einige sind etwas größer als Sperlinge, andre kleiner. Die Baumläufer klettern mit erstaunlicher Geschwindigkeit an Bäumen und Mauern auf und ab, und suchen die Eyer und Puppen der Insekten. Sie sind nicht sonderlich scheu, und lassen sich zuweilen so nahe kommen, daß man sie greifen kann. Der gemeine Baumläufer sieht oben grau und am Bauche weißlich aus. Er macht sein Nest hinter abstehenden Baumrinden und in Baumhöhlen, und legt fünf bis sieben weiße, mit röthlichen Pünktchen gezeichnete Eyer. Der eigentliche Mauerspecht ist von lichtgrauer Farbe, und hat einen röthlichen Fleck an den Flügeln. Er hält sich gewöhnlich an Thürmen und alten Gebäuden auf, und an den

Mauern der Kirchhöfe. Im nördlichen Europa sieht man ihn selten.

Der Bienenfresser, Merops apiaster.

(Immenwolf.)

In Teutschland findet sich dieser Vogel seltener als in den südlichen Ländern Europens und in Asien, wo es auch mehrere Gattungen dieses Geschlechts gibt. Der, welcher sich bey uns in Sachsen, Bayern u. s. w. in kleinen Schaaren zuweilen sehen läßt, ist ohngefähr von der Größe eines Staars, sieht auf dem Rücken rothbraun, am Bauch und Schwanz grünlichblau, an der Kehle gelb aus, und hat zwey lange Schwanzfedern. In vielen Stücken gleicht er dem Eisvogel. Er macht sein Nest von Moos in Höhlen unter der Erde. Heuschrecken und andere Insekten, vorzüglich aber Wespen und Bienen sind seine Nahrung. Die lange Zunge dient ihm zum Fang derselben, indem er damit in die Ritzen der Bienenstöcke hineinfährt, und wie sich einige darauf setzen, sie nach sich zieht und verschluckt. Auf der Insel Candia fangen sie die Knaben mit Angeln in der Luft, indem sie Heuschrecken an leichte Angelhacken stecken, welche an Zwirnsfaden befestiget sind. Die noch lebenden Heuschrecken fliegen mit dem Hacken in die Höhe, wo sie von den Bienenfressen, wie bey uns die Fliegen von den Schwalben weggeschnappt, und die Vögel also daran gefangen werden.

Der Kernbeisser, Loxia coccothraustes.

Der Kernbeisser (Kirschfink, Dickschnabel,) wohnt hin und wieder in Europa, und brütet auch in Teutschland. Er hat mit dem Krammetsvogel ziemlich einerley Größe, die herrschende Farbe ist rothbraun, an der Kehle schwärzlich, am Bauch weiß, und auf den Flügeln sieht man einen weißen Strich. In dem dicken Schnabel besitzt er eine ausserordentliche Stärke, er beißt nicht nur Kirschkerne mit vieler Leichtigkeit auf, sondern wehrt sich auch damit gegen Hunde und Katzen. Sein liebster Aufenthalt sind Buchwälder, wo er auch im April und May auf den Gipfeln der höchsten Bäume nistet, und gemeiniglich vier bis fünf Junge ausbrütet. So bald die Kirschen zu reifen anfangen, kommen sie in die Gärten und plündern die Kirschbäume. Das Fleisch lassen sie fallen, und zerbeissen die Kerne in der Fuge. Sie sind ganz still dabey, so wie sie überhaupt selten ihre Stimme hören lassen; aber das laute Knacken verräth sie. Die Alten futtern die Jungen auf den Bäumen, wenn sie noch zu schwach sind, die Steine selbst aufzubeissen, mit dem Mark derselben. Mit Hülfe eines Lockvogels und vermittelst der Leimruthen kann man um die Zeit auf den Kirschbäumen sehr viele fangen. Wenn die Kirschzeit vorbey ist, kehren sie in die Wälder zurück, und nähren sich da von dem Saamen der Roth- und Weißbuche, von Eicheln, Schlehen u. s. w. Gegen den Winter ziehen die meisten weg, einige bleiben aber hier, nähern sich bey strenger Kalte den Wohnungen der Menschen, und suchen ihr Futter kümmerlich zusammen. Sie können auch in Vogelhäusern gemästet werden, und ihr Fleisch halten Einige so hoch als das Fleisch der Krammetsvögel.

Der Kirschvogel, Oriolus galbula.

Er führt noch eine Menge anderer Nahmen, als: Golddrossel, Bülow, Pirol, Pfingstvogel u. s. w. und ist ausnehmend schön gezeichnet. Das Männchen sieht golbgelb und schwarz aus, das Weibchen zeisiggrün und die Flügel schwärzlichgrau. An Größe gleichen sie den Amseln, auch ist ihre Stimme flötend wie bey diesen. Man findet sie vornehmlich in Süd=europa und Asien. Zu uns kommen sie in der Mitte des Maymonaths oder um Pfingsten, und fangen dann gleich an zu brüten. Das Nest befestigen sie zwischen zwey Aesten, wie ein Körbchen mit einwärts gebogenem Rande, damit bey dem Schwanken der Zweige die Eyer oder Jungen nicht herausfallen. Die Weibchen legen vier bis fünf schmutzigweiße Eyer mit schwarzen Flecken. Sie nähren sich von Insekten, Würmern, Beeren und Saamen; ihre liebste Speise aber sind Kirschen und Feigen. So wie die Kernbeisser nur die Steine nehmen und das Fleisch verachten; so fressen hingegen diese nur das Fleisch und lassen die Kerne fallen. Sie sind aber nicht so häufig als jene. Gegen Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers verlassen sie unsere Gegenden, und ziehen in wärmere Länder. In der Gefangenschaft leben sie nicht lange. Ihr Fleisch wird gegessen.

Der Sperling, Fringilla domestica.

Das Vaterland dieses bekannten Vogels, der auch Spaz und Lüning heißt, ist sehr ausgebreitet. Man findet ihn fast in der ganzen alten Welt, obgleich mit

einigen Abänderungen. In Ansehung der Farbe gibt es außer dem gemeinen auch zuweilen bunte, weiße und schwarze. Sonst unterscheidet man noch die Feld- und Baumsperlinge von den Haussperlingen. Jene sind kleiner, Kopf und Schwanz sehen braun, der Rücken grau und schwarzbunt, die Kehle schwarz, Brust und Bauch weißlich aus. Sie kommen selten in bewohnte Oerter und nisten in hohlen Bäumen, besonders in Weiden, die an den Landstraßen stehen. Die Eyer, deren sie fünf bis sieben legen, sind ebenfalls kleiner als die vom Haussperling, dunkelbraun und artig marmorirt. Vaterland und Lebensart haben sie mit diesem gemein, doch sind sie lebhafter und wilder.

Der Haussperling zieht sich eben so nach den Wohnungen der Menschen wie die Ratte und Maus. Er hält sich in den Scheunen, Kornböden, Höfen, Taubenhäusern u. s. w. auf, nistet auch da unter den Dächern und in Mauerlöchern, und brütet des Jahrs dreymahl. Sie brauchen nicht mehr als vier und zwanzig Stunden Zeit, um ein Nest ganz fertig zu machen, und wenn man ihnen die Eyer nimmt, so haben sie in acht oder zehn Tagen die volle Zahl wieder. Bey dieser erstaunlichen Fruchtbarkeit vermehren sie sich so sehr, daß sie zur Landplage werden, denn sie thun nicht nur auf den Getreidefeldern und Kornböden großen Schaden, sondern verzehren auch Kirschen, Weintrauben und andere Beeren, kratzen die Saaterbsen aus dem Acker, hacken die jungen Erbsen aus dem Schoten, und fressen selbst zarte Pflanzen und ihren Saamen. Dagegen ist freylich auch nicht zu läugnen, daß sie viel schädliche Würmer, Käfer und Raupen, besonders die grünen Wickelraupen vertilgen, und dadurch jenen Schaden, wo nicht ersetzen, doch einigermaßen vergüten. Man sollte daher nur auf ihre Verminderung, nicht aber auf ihre Ausrottung bedacht seyn, welche ohnehin

nicht wohl möglich ist. Denn wenn gleich die Rechnung übertrieben scheint, nach welcher ein Sperling im Durchschnitt des Jahrs für einen Gulden Getraide und andere Früchte verzehrt: so ist es doch immer rathsam, ihre Anzahl nicht zu stark anwachsen zu lassen. Sie sind sehr schlau, und lassen sich nicht leicht berücken. Am bequemsten fängt man sie in geräumigen Körben, die mit spitzigzulaufenden Eingängen versehen sind, ohngefähr wie die dräthenen Mausefallen oder Fischreusen, wo sie zwar hinein, aber nicht wieder heraus können. In diese Körbe streuet man allerley Getraidekörner, frischen Käse u. s. w.

Von Kirschbäumen, Erbsenfeldern u. s. w. kann man sie nicht anders als mit übergespannten Netzen abhalten, denn sie sind sehr keck und dreist und achten keinen aufgestellten Popanz. Doch scheuen sie ausgestopfte Raubvögel und Katzen noch am meisten. Auch versichert man, daß durch einige gläserne Flaschen die man an die Zweige der Bäume bindet, die Früchte von ihrer Gefräßigkeit gesichert werden.

Zweyte Ordnung.

Der Strauß.
Der Kasuar.
Der Geier.
Der Ibis.
Der Eider.
Die Indianische Schwalbe.
Der Taucher.

Der Strauß, Struthio camelus.

Unter den ausländischen nicht nur, sondern unter allen bekannten Vögeln ist der Strauß der größte, wenigstens der höchste. Er ragt wie ein Riese über die andern Geschöpfe dieser Klasse hinweg. Mit dem Kopf erreicht er eine Höhe von acht bis zehn Fuß, so, daß er ihn bequem auf den Kopf eines zu Pferde sitzenden Menschen legen kann. Der Hals allein ist über drey Fuß lang, aber verhältnißmäßig dünne; die starken, fleischigen Beine haben ziemlich eben die Länge. Den Umfang des Leibes, Hals und Füße abgerechnet, kann man dreymahl so groß, als den Körper der Trappen annehmen. Die Augen an dem verhältnißmäßigen kleinen Kopf sind nicht rund, wie bey andern Vögeln, sondern oval, wie beym Menschen, und an den Augenliedern finden sich ordentliche Wimpern. Er hat nur kleine Flügel, die er im Laufen, wie ein Mensch die Arme, ausstreckt und gleichsam damit rudert; fliegen kann er nicht. Am Ende jedes Flügels stehen zwey hornartige Stacheln, etwas länger als ein Zoll, deren Gebrauch man nicht weiß. Die Brust, so wie auch der Hinterleib, ist mit einer schwieligten Haut versehen, worauf er sich beym Liegen stützt. In den Beinen besitzt er eine große Kraft; die Schenkel sind so stark wie Mannsschenkel. An jedem Fuß hat er zwey vorwärts gerichtete Zehen,

und hinterwärts einen sehr kurzen Sprungknochen, der ihm statt des Hackens dient. Die ganze Bildung dieses Vogels, besonders der lange Hals, der gebogne Rücken, die Brustschwiele und die Gestalt der Füße gibt ihm einige Aehnlichkeit mit dem Kameel, daher man ihn auch den Kameelstrauß nennt. Was die Bedeckung und Farbe desselben betrifft, so ist der obere Theil des Kopfs ganz bloß, die Kehle und der Hals aber ist mit weißer haarähnlicher Wolle besetzt. Den übrigen Leib bedecken weiße, schwarze, und bey dem Weibchen auch aschgraue Federn, wovon aber jede Faser der Fahne wieder eine eigene kleine Feder ausmacht. Der Schwanz besteht aus einem dicken Büschel krauser Federn, welche man für die schönsten hält. Die Schenkel sind bey den Alten nackend, bey den Jungen, die ganz grau aussehen, findet sich eine ähnliche Bedeckung wie am Halse.

Das Vaterland der Strauße sind die Wüsten in Afrika und Arabien, wo man sie heerdenweise antrifft. Von fern sieht ein solcher Haufe wie eine Karavane von Kameelen aus. Sie leben von Datteln und andern Früchten aus dem Gewächsreich; verschlingen aber aus Freßbegierde zuweilen auch Steine und Stücke Metalle, die sie unverdauet wieder von sich geben. Doch hat man die Nachrichten hiervon auch sehr übertrieben, z. B., daß sie glühendes Eisen verschluckten. Sie können nicht einmahl jene unnatürliche Nahrung ohne Schaden oft zu sich nehmen. Zum Brüten machen sie kein Nest, sondern sie legen die Eyer in den bloßen Sand, den sie in Form eines Nestes zusammenschaaren. Die Zahl derselben beläuft sich auf etliche zwanzig. Sie brüten aber mehr als einmahl im Jahr, und mögen also wohl zusammen genommen an funfzig legen. Man sagt, daß sie nur des Nachts über den Eyern sitzen, und dieselben am Tage der Sonnenhitze überlassen.

Da sie in der Freyheit sich nur an wüsten Oertern aufhalten, so dürfte eine genaue nnd wiederhohlte Beobachtung hierüber ihre Schwierigkeiten gehabt haben. Von den zahmen versichern wenigstens die neuern Reisebeschreiber einstimmig, daß sie eben so wie andre Vögel Tag und Nacht, Männchen und Weibchen abwechselnd, brüten. Auch nehmen sie sich der Jungen an und futtern sie, bis sie selbst im Stande sind, sich Nahrung zu suchen, welches doch nur wenige Tage dauert.

Die Stimme derselben, welche sie besonders des Nachts hören lassen, besteht in kläglichen, ächzenden Tönen, die dem Wandrer ein Grausen erwecken. Bisweilen sollen sie ein starkes, abgebrochenes Geschrey ausstossen, welches einigermassen dem Brüllen des Löwen gleicht. Sie sind furchtsam, und ergreifen beym Anblick eines Menschen die Flucht. Ob sie gleich schneller laufen als der schnellste Pferd, so werden sie doch durch ein fortgesetztes Jagen und durch List gefangen. Wenn sie nicht entrinnen können, verbergen sie den Kopf in einem Strauch, da man denn hinan reitet und sie mit Stöcken todtschlägt. Einige haben dieß Verbergen des Kopfs einer Dummheit zugeschrieben, als ob der Strauß glaubte von seinen Feinden nicht gesehen zu werden, wenn er sie nicht mehr sähe Wahrscheinlicher ist es indeß, daß er dieß instinktmäßig thut, um den Kopf, als den schwächsten Theil des Leibes, gegen Verletzung zu sichern.

So furchtsam und scheu diese Vögel von Natur sind, so lassen sie sich doch leicht zähmen; auch pflanzen sie sich gezähmt in ihrem natürlichen Klima fort. Man hält sie theils der Seltenheit wegen in Menagerien, theils des Nutzens wegen als wirkliche Hausthiere. In Europa gewöhnen sie sich sogar an einen kalten Himmelsstrich, denn man hat selbst in Peters-

burg einen gehegt. Allein in Afrika unterhalten verschiedene Völker große Heerden derselben, wie wir die Hühner und Gänse. Das Fleisch ist zwar hart und schlecht, wird aber doch von Einigen gegessen. Die Eyer, welche beynahe so groß wie ein kleiner Kinderkopf sind, und wovon eins drey bis vier Pfund wiegt, sättigen mehr wie Hühnereyer, ob sie gleich nicht so angenehm schmecken. Aus der harten, dicken Schale macht man Trinkgeschirr und allerley andre Gefäße. Das Fett mit dem warmen Blut des Straußen vermischt, nennen die Landeseinwohner Straußbutter, und schätzen es nicht nur allein als ein wohlschmeckendes Essen, sondern auch als Arzeney sehr hoch. Die Haut wird zu Leder verarbeitet, und sodann verschiedentlich benutzt; es soll so dick wie Bockleder seyn. Den größten Vortheil geben aber die Schwanz- und Flügelfedern, womit auch in Europa weit und breit ein nicht geringer Handel getrieben wird. Die besten sind eine halbe Elle lang, und zieren die Turbans der Türken, Frauenzimmerhüte u. s. w. Die Straußwolle oder Straußhaare, welche am Halse, unter den Flügeln u. s. w. sich befinden, gebraucht man zu Hüten und groben Tüchern.

Wenn man ein Mittel ausfindig machen könnte, die zahmen Strauße so zu lenken und zu regieren wie die Pferde, so würden sie dem Menschen auch noch mit ihrer Stärke und Geschwindigkeit dienen. Sie laufen so schnell, daß der darauf sitzende Reuter in Gefahr ist zu ersticken, und es soll fast kein andres Thier auf der Erde ihnen im Lauf gleich kommen. Sogar zwey Menschen tragen sie, ohne daß diese Last sie an ihrer Schnelligkeit sonderlich hindert. Bisher hat man jedoch dergleichen Versuche nur aus Neugier oder zum Vergnügen aufgestellt, weil man die Kunst nicht versteht, sie zweckmäßig abzurichten.

Der Kasuar, Struthio casuarius.

Hat einen kürzern Hals und kürzere Füße als der Strauß, und ist daher auch nur halb so hoch; aber an Stärke und Umfang des Leibes gibt er ihm nicht viel nach. Auf dem Kopf sitzt ein hornartiges Gewächs, drey Zoll hoch, vorn schwarz und hinten gelb. Am Halse hängen zwey fleischige Häute; einen halben Zoll lang, die theils roth, theils bläulich aussehen. Die Flügel sind noch kleiner als beym Strauß, und haben bloße Federkiele ohne Bart. An den Füssen befinden sich drey vorwärts gerichtete Zehen. Der Kopf und die Hälfte des Halses haben eine nackte, bläuliche Haut. Der übrige Theil des Leibes und die Schenkel sind mit schwarzen Federn besetzt. Die Federn selbst ähneln den Pferdehaaren, und es entspringen immer zwey und zwey Schafte aus einem gemeinschaftlichen Kiel. Uiber dem Hintern hängen die längsten herab, welches ihm das Ansehen eines zottichten Thiers gibt.

Der Kasuar ist in Ostindien einheimisch, und kommt in Ansehung der Sitten und Lebensart meistens mit dem Strauß überein.

In Amerika findet sich ein sechs Fuß hoher Vogel, welcher in einigen Stücken dem Strauß und in andern dem Kasuar ähnlich ist, und deßhalb Straußkasuar auch Straußbastard oder Amerikanischer Strauß genannt wird.

Der Geyer, Vultur.

Unter dieser Benennung versteht man diejenigen Raubvögel, deren gerader Schnabel nur an der Spitze hakenförmig gebogen und der Kopf, zum Theil auch der Hals, unbefiedert ist. Von den Adlern und Falken unterscheiden sich die Geyer auch noch dadurch, daß sie in Gesellschaft beysammen sind, daß sie einen trägen Flug haben und das Aas verzehren. Folgende Gattungen sind vorzüglich zu bemerken: —

Der Condor (Cuntur, Greifgeyer, Vultur gryphus), der größte unter den fliegenden Vögeln, der den Goldadler zweymahl an Größe übertreffen soll, ist in Peru und Chili, in Südamerika einheimisch. Die ausgebreiteten Flügel sind von einer Spitze zur andern gegen sechzehn Fuß breit, und die Schwungfedern am Kiel beynahe fingersdick. Auf dem Kopf steht ein langer fleischerner Kamm, der aber nicht wie bey den Hühnern eingekerbt ist. Von Farbe sehen sie schwarz und weißbunt aus. Sie nisten zwischen hohen Gebirgen und Felsen, rauben Kälber, Schaafe u. s. w., fressen aber auch todte Fische, die das Meer auswirft. Da sie sogar auch Kinder von zehn bis zwölf Jahren anfallen, so pflegen die Einwohner von Peru, wie man sagt, die Figur eines Kindes von klebrichten Thon nachzubilden, und es nicht weit von ihrem Aufenthalte hinzustellen. Sobald ein Condor diese Gestalt erblickt, fliegt er hinzu, und schlägt seine Klauen ein, um das vermeinte Kind zu rauben, bleibt aber in der zähen Materie stecken und wird gefangen. Die eigentliche Geschichte dieses Vogels ist noch wenig bekannt und mit mancherley Fabeln vermischt. Wahrscheinlich ist dieß eben der Greif, von dem die Alten schon so viel Wunderdinge erzählen.

Der Geyerkönig (Kuttengeyer, Sonnengeyer, Vultur papa) hat die Größe eines Truthahns und wird wegen seiner Schönheit der König der Geyer genannt. Kopf und Hals sind kahl; den untern Theil des Halses umgibt ein dichter Kragen von langen aschgrauen Federn, in welchen er den nakten Hals und Kopf fast ganz zurükziehen kann. Die übrigen Federn am Leibe sind weiß, gelb und roth gemischt, der Schwanz aber schwarz. Sein Vaterland ist Südamerika, wo er sich von Aas, Schlangen, Eidechsen und andern Amphibien nährt. Er gibt einen häßlichen Geruch von sich.

Der Bartgeyer (Lämmergeyer, Goldgeyer, braunrother Geyer, Vultur balbatus) unterscheidet sich von andern durch einen starken bräunlichrothen Bart an der Kehle, dessen Federn den Borsten oder Haaren ähnlich sind. Auch ist sein Kopf mit kurzen Haaren besetzt; der Hals aber fast ganz kahl und am Ende ebenfalls mit einer Halskrause geziert. Die herrschende Farbe des Leibes ist graubraun. An Größe übertrifft er noch den Goldadler und seine ausgespannten Flügeln hat man acht bis neun Fuß breit gefunden. Er hält sich vornehmlich in den Tyroler- und Schweizergebirgen auf, und nistet in unzugänglichen Felsenhöhlen, daher man sein Nest noch nicht hat entdecken können. Seine vornehmste Nahrung sind Gemsen, Ziegen u. s. w.

Der Aasgeyer (Erdgeyer, Vultur percnopterus) in Palästina, Arabien, Egypten und Südeuropa, gleicht an Größe ohngefähr dem Raben. Das Männchen sieht braun, das Weibchen weiß aus, doch sind die Flügel etwas schwarz gestreift. Am Kopf und Halse sitzen nur wenige weiße Dunen. Sein Ansehn soll zwar widrig seyn; aber man hält ihn dennoch im Orient sehr werth, da er das Land von Mäusen, Schlangen u. s. w., besonders

aber vom Aase reinigt, welches dort häufig mitten auf die Strassen hingeworfen wird, und ohne den Dienst dieser Vögel liegen bleiben und die Luft vergiften würde. Sie finden sich zu dem Ende in großen Schaaren in der Nachbarschaft der Städte und Dörfer ein, wo sie gemeinschaftlich mit den Hunden die todten Körper verzehren. So folgen sie auch den Karavanen nach, um gleich in der Nähe zu seyn, wenn ein Kameel umfällt, oder wenn die Eingeweide geschlachteter Thiere weggeworfen werden. Dieser ungemeinen Nutzbarkeit wegen haben schon die alten Egyptier bey Lebensstrafe verboten, diese Vögel zu tödten. Und noch heut zu Tage setzt mancher fromme Türk in seinem Testamente gewisse Summen aus, wofür ihnen an bestimmten Tagen Fleisch gespendet werden muß.

Sowohl von diesen letztern, als auch noch von einigen andern Gattungen der Geyer benutzt man die Häute zu Pelzwerk. Die langen und dicken Federn werden behutsam ausgezogen, so daß nur die weichen Pflaumfedern daran bleiben. Nach der Zubereitung sollen sie so stark wie Ziegenfelle seyn. In Egypten füttert man die schönsten seidenen Kleider mit Geyerhäuten; auch in Frankreich und andern Orten werden sie getragen.

Der Ibis, Tantalus ibis.

Den Ibis rechnet man gemeiniglich zu der Gattung der Brachvögel, die sich unter andern durch einen von Federn entblößten Sack unter der Kehle auszeichnen, sonst aber in Ansehung ihrer Gestalt

und Lebensart mit den Sumpfvögeln viel Aehnliches haben. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt auf Brach-Aeckern soll die teutsche Benennung veranlaßt haben. Sie sind außerordentlich gefräßig, daher auch eine Art davon Nimmersatt heißt. Dieser Vogel wohnt in Amerika, ist so groß wie eine Gans, von Farbe weiß und schwarz, und lebt von Amphibien. Der Sack unter der Kehle ist zuweilen einen Fuß lang.

Der Ibis, welcher vorzüglich in Egypten angetroffen wird, gleicht in der Bildung dem Storch, ist zwar dem Leibe nach etwas kleiner, hat aber längere Beine und einen längern Hals. Der kahle Kopf ist mit einer rothen runzlichen Haut bedeckt; die Federn am Körper sehen röthlichweiß, die Schwungfedern schwarz aus. Auch gibt es ganz schwarze, die etwas kleiner sind als jene. Diese Vögel fressen Schlangen, Eidechsen, Frösche u. s. w., und reinigen Egypten besonders von dergleichen Thieren, welche nach der jährlichen Uiberschwemmung des Nils auf den Feldern zurückbleiben. Sie werden daher ebenfalls sorgfältig gehegt. Vor Zeiten verehrte man sie göttlich, balsamirte sie nach ihrem Tode zu Mumien ein, und setzte sie in besondern Gewölben bey. Eine Merkwürdigkeit erzählt man noch von ihnen. Sie sollen öfters von Verstopfungen geplagt werden, und alsdann mit dem langen Schnabel sich selbst Wasser in den Hintern sprützen, um sich Oeffnung zu verschaffen. Dieß soll die Menschen auch zuerst auf den Gebrauch des Klystirs geleitet haben. Allein diese Nachricht scheint einer Fabel nicht unähnlich. Vermuthlich frißt der Vogel, wenn er verstopft ist (wie auch andre Thiere in solchen Fällen thun), aus einem gewissen Instinkt abführende Gewächse oder dergleichen, uud wird so sein eigner Arzt.

Der Eider, Anas molliſſima.

Der Aufenthalt dieſes Vogels ſind die nördlichen Seeküſten, vorzüglich ſieht man ihn häufig um Island, Grönland, Norwegen und Schottland. Den Nahmen leitet man unrichtig von dem Eiderfluß im Holſteiniſchen her, wo er ſelten oder gar nicht hinkommt. Vielmehr iſt er von dem Worte Edder entſtanden, welches in der Nordiſchen Sprache eine Gans bedeutet, indem er zu der Gattung der Gänſe und Enten gehört, auch in Betracht der Größe zwiſchen beyden in der Mitte ſteht. Das Männchen iſt auf dem Kopf und am Hinterleibe ſchwarz, übrigens aber weiß; das Weibchen ſieht meiſtens grau aus. Vom Frühjahr bis zum Herbſt halten ſie ſich an den Küſten auf, wo ſie ihre Neſter zwiſchen Felſen bauen, und ſich ſelbſt die beſten Dunen ausrupfen, um ſie damit auszufuttern. Hierauf legen ſie fünf bis acht Eyer, und brüten dieſelben in Monathsfriſt aus. Ihre Nahrung beſteht in Muſcheln, Schnecken, Würmern und dergleichen. Den Winter über entfernen ſie ſich von den Küſten und begeben ſich auf die weite See.

Dieſe Vögel bringen jenen Ländern großen Vortheil. Das Fleiſch hat zwar einen thranigten Geſchmack, und wird nicht ſonderlich geachtet, auch iſt es in Island und Norwegen ſtreng verbothen, ſie zu tödten; aber die Eyer und vornehmlich die Federn ſind eine beliebte Waare. Mit Lebensgefahr laſſen ſich daher die Küſtenbewohner an Stricken herab, um die an den ſteilen Felſen ſitzende Neſter zu plündern deren Benutzung jedoch demjenigen zukommt, in deſſen Gebiet ſie ſich finden. Wenn ſie die zuerſt gelegten Eyer ausgenommen haben, ſo legen die Vögel zum zweitenmahl, und dieſe laſſen ſie dann ausbrüten. Doch lähmen ſie nachher den Jungen zuweilen die

Flügel, damit sie ihnen, wenn sie flügge sind, nicht entgehen können. Die Federn rauben sie aus dem Neste, noch ehe die Eyer darin liegen, zwey bis dreymahl — denn so oft ersetzen die Vögel den Verlust, geschieht es öfter, so verlassen sie das Nest ganz. Durch diesen dreymahligen Raub erhält man aus einem Neste etwa ein halb Pfund Dunen, die aber noch mit Moos, Stroh, Meergras u. s. w. vermischt sind. Man trocknet sie also, da sie auch durch die Ausdünstung der See etwas Feuchtigkeit angenommen haben, an der Sonne, schüttelt und schlagt sie dann mit einer Art von Fachbogen, wie die Hutmacher gebrauchen, um sie aufzulockern, und leset zuletzt alle Unreinigkeiten mit den Fingern aus. Auf diese Weise schwinden zehn Pfund ungereinigte zu drey Pfund gereinigte zusammen.

Man pflegt auch wohl von den getödteten Eidervögeln die Haut mit den weichen Federn zu Pelzwerk zuzurichten.

In Island und Norwegen sind sie zum Theil schon halb gezähmt, indem die Einwohner durch allerley Mittel sie dahin gebracht haben, daß sie nahe an ihren Wohnungen nisten, oder sich wenigstens der Nester bedienen, welche sie ihnen an bequemen Oertern selbst bereitet haben. Von dem Verkauf der Dunen siehe die Technologie *).

*) Vergleiche hiemit Beckmanns Vorbereitung zur Waarenkunde, St. 2. S. 268. u. f.

Die Indianische Schwalbe, Hierundo esculenta.

So häufig man den Nestern der Eider nachtrachtet, ihre Eyer und Federn zu erhalten; eben so begierig sucht man die von der Salangane oder der Indianischen Schwalbe, um sie ganz zu verzehren.

Die Salangane gehört der gemeinschaftlichen Kennzeichen wegen zur Familie der Schwalben, sie hat aber nur die Größe eines Zaunkönigs, und wiegt kaum ein halb Loth; doch ist der Schwanz so lang als der ganze übrige Leib. Von Farbe sieht sie schwarzgrau, etwas ins Grünliche spielend aus; nach dem Schwanze zu und am Unterleibe fällt das Schwarze mehr ins Mausefahle. Am häufigsten findet man sie auf den Inseln des Indianischen Meeres z. B. auf Java, Sumatra: auch auf der Halbinsel jenseits des Ganges, in Tunkin, weßhalb die Nester auch Tunkinsnester heißen; in China sollen sie aber gar nicht anzutreffen seyn. Sie bauen ihre Nester in den Vertiefungen und Höhlen der Klippen, und brauchen zur Verfertigung derselben eine Zeit von zwey Monaten. Sodann legen sie zwey Eyer und brüten sie in funfzehn bis sechzehn Tagen aus. Ihre Nahrung besteht in allerley Insekten, die über stillstehenden Wassern schweben. Mit Tagesanbruch fliegen sie aus ihren Löchern hervor, und kommen erst gegen Abend wieder zurück, ausgenommen, wenn sie brüten nnd Junge haben, da sie öfter ab- und zufliegen.

Sobald die Jungen flügge sind, fängt man an, die Nester einzusammlen, welches des Jahrs dreymahl geschieht, denn so oft bauen die Vögel wieder. An einigen Orten läßt man die Jungen nicht ausflie-

gen, sondern nimmt sie ebenfalls weg und verkauft sie, weil sie in Indien als eine besondere Delikatesse zu hohen Preisen bezahlt werden. Bey den Einsammlen selbst büßt Mancher sein Leben ein. Man bedient sich dazu der Stricke, der Leitern und Hängewerke von Bambusrohr. Da die Nester ein Eigenthum derjenigen Personen sind, die den Distrikt besitzen, wo diese Vögel bauen: so werden die ganze Zeit über Wachen ausgestellt, um Diebereyen zu verhindern. Dennoch reizt die Gewinnsucht Viele zu diesen halsbrechenden Unternehmungen, die um desto gefährlicher sind, weil sie des Nachts und heimlich geschehen müssen. Man besticht auch wohl die Wachen mit Geld, oder gibt ihnen Opium ein, u. s. w.

Man schätzt die Anzahl der jährlich gesammelten Nester auf mehrere Millionen, wovon die meisten nach China verkauft werden. Blos auf der Insel Java erhält man oft in einem Jahre am Gewichte drittehalb tausend Pfund solcher Nester. Sie sind von verschiedener Güte und also auch von verschiedenem Werthe. Dem Ansehen nach gleichen sie der Hausenblase oder einem Gummi. Einige sehen grau, andere röthlich, und noch andere weiß und hell durchscheinend aus; diese sind die besten, aber sehr rar. Man weiß noch nicht gewiß, was für Materie eigentlich dazu genommen ist. Der gemeinen Meynung zufolge, geben gewürzhafte, gallertartige Seegewächse den Stoff, der von den Vogel noch besonders bearbeitet wird. Ein neuer Beobachter glaubt, daß sie aus den besten und kräftigsten Uiberbleibseln ihrer genossenen Nahrung bestehen. Hierüber könnte wohl eine genaue chemische Untersuchung, die man noch nicht angestellt zu haben scheint, den sichersten Aufschluß geben

Die Größe und Schwere dieser Nestchen ist zwar nicht durchgängig gleich; aber im Durchschnitt

schätzt man eins auf ein halb Loth schwer; die Dicke auf einen Viertelzoll und die obere Breite drey Queerfinger. Es hat die Gestalt eines halben, nicht völlig regelmäßigen Zirkels. Der Preis eines solchen Nestchens (sie werden nach dem Gewicht verkauft) ist dort auf der Stelle sechs bis acht Groschen; in Europa sind natürlich diese Leckerbissen ungleich theurer. Sie werden mit Kalbfleisch und Hühnerbrühen gekocht und für sehr nahrhaft gehalten. Die Kochkunst gibt ihnen aber erst den recht angenehmen und kräftigen Geschmack, den sie an sich und ohne weitern Zusatz nicht haben sollen. Verständige Aerze versichern überdieß, daß sie schwerverdaulich sind.

Der Taucher, Colymbus.

Einige Geschlechter von Wasservogeln, die wiederum verschiedne Gattungen unter sich begreifen, werden mit dem Nahmen Taucher bezeichnet, weil sie unter das Wasser tauchen, um sich ihre Nahrung zu suchen. Sie können zum Theil tief und lange unter dem Wasser herumschwimmen. So heißt ein Geschlecht wegen des Schnabels, der dem Schnabel der Papageien ähnelt, Papageyentaucher (Alca). Die Nasenlöcher liegen bey ihnen hinter dem Schnabel, und die Füße stehen so weit nach dem Schwanz zu, daß sie fast ganz aufrecht gehen müssen, wenn sie an's Land kommen, welches aber selten geschieht. Sie halten sich an den nördlichen Seeküsten auf. Der See-papagey (Puffin, Alca arctica), der hierher gehört, ist et-

was größer als eine Taube, oben schwarz, unten weiß, und um den Hals geht ein schwarzer Ring. Er nistet in Höhlen unter der Erde, und das Weibchen legt nur Ein Ey. Diese Vögel schlafen auf dem Rücken liegend. Die Isländer fangen sie in großer Menge, theils des Fleisches wegen, theils wegen ihrer schönen weichen Dunen. Eine andere ebenfalls sehr nutzbare Art, die sich in Kamtschatka häufig findet, ist wegen des Fanges merkwürdig. Die Einwohner setzen sich nähmlich des Abends, in grosse Pelze gehüllt, ans Ufer, ziehen die Arme aus den weiten Pelzermeln, und sitzen unbeweglich still. Sobald es finster wird, kommen jene Vögel herbey, kriechen in die Ermel, die sie für eine bequeme Schlafstelle halten, und werden dann mit leichter Mühe ergriffen.

Die Grebe (Colymbus cristatus), die zu einer besondern Gattung von Tauchern grzählt wird, hat beynahe die Größe einer Gans, und sieht oben graubraun, unten perlenweiß aus. Der Schwanz fehlt ihr, und die Füße liegen, wie bey den Papageytauchern, ganz am Ende des Leibes. Man sieht sie fast nirgends, als auf dem Neuschateller- und Genfersee, und zwar nur im Winter; im Sommer lebt sie vermuthlich auf den höchsten Alpenseen, die im Winter zufrieren. Aus der Haut vom Bauche macht man prächtiges Pelzwerk zu Damenmuffen u. s. w. Das Stück kostet zwey bis drey Thaler, und ein ganzer Muff, wozu wenigsters fünf Häute gehören, kommt auf fünf und zwanzig Thaler zu stehen. Durch die häufigen Nachstellungen wird die Anzahl dieser Vögel jetzt sehr vermindert.

Eben so benutzt man in Norden die Polarente, das Taucherhuhn und andere hierher gehörige Wasservögel.

Auch in Teutschland finden sich hin und wieder solche Vögel, z. B. der Lorch oder Nork in den Seen bey Sonnenburg, dessen Bauchfell zu vier Groschen verkauft und zu Pelzwerk zugerichtet wird. Das Fleisch desselben genießt man ebenfalls; es wird vorher stark gebrüht, damit es den wilden Fischgeschmack verliert, und dann gekocht und gegessen. Es soll sehr zart und wohlschmeckend seyn.

Dritte Ordnung.

Der Pinguin.
Der Sturmvogel
Die Fregatte.
Der Anhinga.
Der Pelikan.
Der Kormoran.
Der Verkehrtschnabel.
Der Flamingo.
Die Löffelgans.

Der Dronte.
Der Pfefferfresser
Der Nashornvogel.
Der Madenfresser
Der Wendehals.
Der Kukuk.
Der Honigkukuk.
Die Nachtschwalbe.
Der Wiedehopf.
Der Kreuzschnabel

Der Papagei.
Der Indianische Staar.
Der Prediger.
Der Paradeisvogel.
Der Schneidervogel.
Der Kolibri.

Wir heben nun aus der Zahl der übrigen Vögel noch diejenigen aus, welche auch ohne besondere Rücksicht auf ihre mittelbare oder unmittelbare Nützlichkeit bemerkt zu werden verdienen. Den Anfang mögen einige Wasservögel machen, da sich die zweyte Ordnung mit denselben schloß.

Der Pinguin (die Fettgans, Aptenodytes) ein zahlreiches Geschlecht, findet sich in der Südsee in großer Menge. Eine Gattung davon, etwas größer als eine Ente, hat statt der Flügel blos häutige Lappen ohne Federn, womit sie zwar im Wasser rudern, aber nicht in die Luft fliegen kann. Die Füße liegen ganz nahe am Hintern, und sie schwimmt deshalb aufrecht, so daß nur der Schwanz und der hintere Theil des Leibes mit Wasser bedeckt ist;

die andere Hälfe des Leibes aber auf der Oberfläche des Wassers gerade in die Höhe steht. Sie nährt sich von Fischen. Eine andre Gattung von Pinguinen hat sehr lange Flügel und fliegt ungemein hoch.

Der Sturmvogel (Procellaria pelagica) kommt nicht leicht aus feste Land, sondern wohnt auf Klippen in der freyen See. Er heißt auch Petrel, weil er (wie Petrus) über das Wasser laufen kann, ohne einzusinken. Die kleinste Art ist so groß als eine Lerche, sieht schwarz und weiß aus, und fliegt bey einem bevorstehenden Sturm schaarenweise um die Schiffe. Dieser Vogel ist sehr fett, daher gebrauchen ihn die Einwohner der Insel Faroe und andre statt einer Lampe. Sie ziehen nähmlich einen Docht durch den Rachen und After, und stecken ihn an, der dann so lange brennt, als er noch Fett aus dem Leibe des Vogels an sich ziehen kann.

Die Fregatte (Pelecanus aquilus), von den schnellseegelnden Schiffeu dieses Nahmens so benannt, soll zuweilen an dreyhundert Meilen weit übers Meer fliegen, ohne dazwischen auszuruhen. Sie ist nur so groß als ein Huhn, hat aber ungeheure Flügel, die ausgespannt auf vierzehn Fuß breit sind. Das Männchen sieht ganz schwarz aus, das Weibchen am Bauche weißlich. Wenn Regen und Wind ihnen im Fluge beschwerlich fallen, so erheben sie sich so hoch, daß man sie ganz aus dem Gesichte verliert. Dennoch erblicken sie von einer solchen Höhe die fliegenden Fische, und schießen auf sie herab. Fast ein eben so guter Luftseegler ist der Albatros, der die Größe eines Schwans, aber etwas kleinere Flügel als die Fregatte hat.

Der Anhinga (Schlangenkopf, (Plotus anhinga) ist in Süd-Amerkia einheimisch und etwa so groß wie eine Ente. Der kleine, längliche Kopf sitzt

an einem über einen Fuß langen Halse, welchen er zusammen ziehen und schnell wieder ausdehnen kann. Auf diese Weise schießt er mit seinem spitzigen Schnabel wie mit einem Pfeil auf die Fische, und fängt sie.

Der Pelikan (die Kropfgans, Pelecanus onocrotalus) noch einmahl so groß als eine Gans (wiewohl es auch etwas kleinere gibt), von Farbe weiß und röhlich, lebt in den wärmern Gegenden des Erdbodens. Der beutelförmige Kropf, der an dem Unterkiefer des Schnabels hängt, und sich bis zur Größe eines Menschenkopfs ausdehnen läßt, faßt an zehn bis zwölf Maaß oder dreyßig Pfund Wasser. In denselben ladet er Speise und Trank für seine Jungen, und futtert sie daraus. Daher ist die Fabel entstanden, daß er sich die Brust aufhacke, und die Jungen mit seinem Blut ernähre, wenn er den Schnabel aufsperrt, und den Unterkiefer, worin sich die Oeffnung zu dem Sack befindet, an die Brust herunter hält, damit die Jungen dazukommen können. Der Anblick des rothen Schnabels und der blutigen Fische in dem Sack gab Veranlassung zu dem Irrthum, als ob die Jungen aus einer Oeffnung in der Brust selbst fräßen. Der Schnabel ist achtzehn bis zwanzig Zoll lang. Seine Stimme gleicht einigermassen dem Geschrey des Esels. Man kann ihn zahm machen und zum Fischfang abrichten.

Der Kormoran (See-rabe, Wasser-rabe, Pelecanus carbo), beynahe so groß als eine Gans (nämlich die größere Art), auf dem Rücken schwarz, an der Brust und am Bauch aschfarbig, wohnt in Europa und Asien, nistet auf Felsen und Bäumen, und nährt sich von Fischen. Von seinen Eyern behauptet man, daß sie nicht hart würden, wenn man sie auch noch so lange kochte!! Er vorzüglich (denn man bedient sich auch wohl andrer Wasservögel dazu) wird zur Fischerey abgerichtet, und in China eben so

dazu gebraucht, wie in Europa die Hunde zur Jagd. Auch in England geschah es ehemahls. Ein einziger Mensch kann wohl hundert solche Vögel regieren. Sie werden auf den Rand des Boots gesetzt, in welchem man auf den Fischfang ausfährt, und hier sitzen sie ganz ruhig, bis ihnen ein Zeichen von ihrem Herrn gegeben wird. Sogleich fliegen sie fort, verbreiten sich über das Wasser, und tauchen so oft unter, bis sie eine Beute erhascht haben, die sie unverzüglich ihrem Herrn überbringen. Ist der Fisch zu groß und zu schwer, so kommen sie einander zu Hülfe; der eine packt den Kopf, der andre den Schwanz u. s. w., und so tragen sie ihn ins Boot. Damit sie nicht in Versuchung kommen, die Fische selbst zu fressen, so wird ihnen ein ziemlich enger eiserner Ring um dem Hals gelegt, der sie hindert, die Bissen herunter zu schlukken. Wenn sie aber eine gewisse Anzahl gefangen haben, so bekommen sie ebenfalls ihren Antheil an der Beute. Sie sind sehr gefräßig, und verschlingen die kleinern Fische ganz, daher sie dieselben, wenn sie ihnen beym Fang nicht bequem in den Schnabel kommen, so geschickt in die Höhe werfen, daß sie mit dem Kopf in den aufgesperrten Rachen fallen.

Der Verkehrtschnabel (Wasserscherer, Rhinchops nigra) in Amerika einheimisch, der einzige Vogel, dessen Oberschnabel kleiner und kürzer ist, als der Unterschnabel, und in demselben wie ein Taschenmesser in seiner Schaale liegt. Er fährt mit dem Unterschnabel schnell über die Fläche des Wassers hin, um Insekten zu fangen, daher heißt er Wasserscherer. An Größe übertrift er eine Taube, die Farbe ist auf dem Rücken schwärzlich.

Der Flamingo (Flamant, Phoenicupterus ruber) noch größer als der europäische Reiher, mit dem er aber sonst viel Aehnlichkeit hat, wohnt in

den wärmern Erdstrichen außer Europa. Die Farbe der Alten ist scharlachroth, der Jungen im ersten Jahr grau, im zweyten röthlich grau. Er hält sich in sumpfigten Gegenden auf, und nährt sich von Amphibien, Insekten und Würmern. Sein Nest macht er auf einem Haufen Erde, den er zusammenscharrt, oben eine Vertiefung hineinmacht und dann zwey Eyer legt. Wenn er brütet, sitzt er auf diesem Hügel wie an einem Stuhl, indem beyde Füße an der Seite herabhängen. Die Federn dieses Vogels werden zum Putz gebraucht; die Zunge, welche hinten einen Klumpen Fett hat, ißt man als eine Delikatasse, das Fleiß aber soll zähe und unschmackhaft seyn.

Die Löffelgans (der Löffelreiher, Platalea leucorodia) hat hohe Füße, einen langen Hals, und einen fast platten Schnabel, der am Ende kreisrund, wie ein Löffel, gestaltet ist. An Größe gleicht sie einer Ente, an Farbe einem Schwan. Sie findet sich im südlichen und östlichen Europa, lebt von Fischen und Wasserkräutern, und nistet auf hohen Bäumen. Es gibt auch noch eine andre Art in Amerika, die am ganzen Körper rothe Federn hat.

Der Dronte (Didus ineptus) ist ein der Gestalt nach höchst seltsames Geschöpf. Er führt auch die Nahmen Dudu, Tölpel, Waldvogel, Einsiedler. Sein Körperbau weicht so sehr von dem gewöhnlichen Ebenmaaß und Verhältniß ab, daß man anfangs die Nachricht von ihm für eine scherzhafte Erdichtung hielt. Aber die Wirklichkeit desselben hat sich durch neuere glaubwürdige Zeugniße bestätigt. Er lebt auf der Insel Bourbon und Isle de France (bey Afrika), ist größer als ein Schwan, dick, fast würfelförmig und äußerst plump. Dieser mißt neun Zoll; ist außerordentlich dick, in der Mitte gebogen, wo zugleich zwey Wulsten in der

Quere herüber liegen, und vorn spitzig. Auf dem Schnabel sitzen die großen schwarzen Augen, welche mit weißen Ringen umgeben sind. Die Spalte des Schnabels geht bis hinter die Augen, und endigt sich nahe an den Ohren. Hier umgibt ein sonderbarer Federsaum die Wurzel des Schnabels, und tritt auf der Stirn in eine Art von Schnepfe hervor. Der Hals hat einen starken Kropf, die Flügel sind kurz und zum Fliegen unbrauchbar, der Schwanz besteht aus einem Büschel krauser Federn, die aber nicht am Hintern, sondern fast mitten auf dem Rücken empor stehen, die plumpen Flüße tragen den schweren Körper mit Mühe, daher das Thier sich nur langsam und ungeschickt fortbewegen kann. Die Farbe der Federn ist aschgrau mit ein wenig Weiß und Gelb gemischt. Man hat ihm bis jetzt noch nicht nutzbar gefunden, denn auch sein Fleisch ist unschmackhaft.

Der Pfefferfresser (Ramphastos tucanus), wird nur in Süd-Amerika angetroffen, und zeichnet sich durch seinen ungeheuer großen Schnabel von andern Vögeln aus. Er ist kaum so groß als eine Taube, allein der Schnabel vier bis fünf Zoll lang und so dick wie ein starker Mannsfinger, dabey aber doch inwendig hohl und also leicht. Es gibt mehrere Gattungen, wovon die meisten schöne Federn haben.

Der Nashornvogel (Buceros rhinoceros), ist in Indien einheimisch, hat die Größe eines Haushahns und einen gegen zehn Zoll langen Schnabel, auf welchem ein über sechs Zoll hoher hornigter Auswuchs steht. Er lebt von Aas, ist unflätig und verbreitet einen so häßlichen Geruch um sich her, daß weder Vögel noch andre Thiere ihm nahe kommen.

Der Madenfresser (Crotophaga), ein spechtartiger Vogel, so groß wie eine Amsel, nährt sich vom Ungeziefer, welches er den Thieren vom Rücken lieset. Diese scheinen ihn gut zu erkennen, denn sie leiden willig, daß er sich auf sie setzt, legen sich auch wohl dabey nieder, damit er es bequemer thun kann. Man findet ihn in Afrika und Amerika. Eine Gattung, welche Ani heißt, hat den besondern Trieb, daß sie gemeinschaftlich nisten und brüten. Es bauen nämlich an fünfzig solcher Vögel Ein grosses Nest in einer Hecke, die Weibchen legen alle ihre Eyer hinein, sitzen zusammen und abwechselnd mit ihren Männchen darauf, und futtern nachher auch die Jungen gemeinschaftlich, ohne daß jedes Paar seine eignen unterscheidet und vorziehet.

Der Wendehals (Tynx turquilla), etwas größer als eine Lerche, von Farbe braun und schwarz und wellenförmig gestreift, ist in ganz Europa einheimisch. Er hält sich meistens in hohlen Bäumen auf, wo er die Insekten und ihre Larven aufsucht, er nistet auch da, und legt acht Eyer. Sein Hals ist ungemein gelenkig, so daß er ihn um und um drehen und winden kann, wie eine Schlange. Einen Unerfahrnen, der ihn in der Hand hält, macht er durch diese Wendung leicht so bestürzt, daß er ihn wieder fliegen läßt.

Der Kukuk (Cuculus canorus) erscheint bey uns gegen Ende des Aprils, und verliert sich im August wieder, da er in wärmere Länder zieht, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er den Winter in hohlen Bäumen in einer Art von Winterschlaf zubringt, wie Einige meinen. Es finden sich in Teutschland zwey Gattungen von diesem Vogel, eine größere und eine kleinere. Bey jener ist die herrschende Farbe des Oberleibes aschgrau, bey dieser braun. Der aschgraue ist der gemeinste. Sie nähren sich blos

von Insekten und Würmern, wiewohl Herr Professor Blumenbach meint, daß sie auch kleine Vögel fressen. Im Anfange des Innius legen sie ihre Eyer — alle acht Tage etwan eins — fahren damit bis zur Mitte des Julius fort. Sie sind rundlich, schmutzigweiß mit braunen Flecken, und gewöhnlich etwas kleiner als die Eyer der Hausschwalben, welches im Verhältniß gegen die Größe des Vogels sehr merkwürdig ist. Das Kukuksweibchen legt dieselben in das Nest des Zaunkönigs, der Grasemücke, der Bachstelze und ähnlicher kleiner Vögel; doch sehr selten mehr als ein Ey in ein Nest. Man hat bemerkt, daß diese, wenn der Kukuk sich ihrem Neste nähert, eine außerordentliche Freude bezeigen, von dem Neste herunterfliegen um ihm Platz zu machen, und während dem, daß der Kukuk das Ey legt, vor ihm herumhüpfen und zwitschern. Der kleine Vogel wirft alsdann etliche von seinen Eyern aus dem Neste, um das Kukuks-Ey desto besser bebrüten zu können. Wenn nun der junge Kukuk ausgekommen ist, so wirft dieser die noch übrigen Eyer, so wie auch die vor ihm schon ausgebrüteten Jungen selbst heraus; nur in seltnen Fällen ziehen die Eltern eins oder einige ihrer ächten Kinder mit auf. So wie der junge Kukuk flügge wird, dehnt er das Nest weiter aus, und wenn er endlich ausgeflogen ist, so kommen auf sein Geschrey — welches mit dem Rufen der Alten gar nichts Aehnliches hat — alle kleine Vögel aus der Nachbarschaft zusammen, und wetteifern mit einander, ihm Futter zuzubringen. Eine weise Einrichtung der Natur, da die Pflege-Eltern allein nicht mehr im Stande sind, die Foderungen des heranwachsenden Jungen zu befriedigen. Diese Sorge der kleinen Vögel für die Ernährung des Kukuks dauert so lange, als er ihrer Unterstützung noch bedarf. Am Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers ziehen sie von uns in wärmere Länder. — Die Ursache, warum der Kukuk seine Eyer nicht selbst

ausbrütet, scheint nicht in einem besondern Bau des Körpers, welcher das Brüten unmöglich macht, zu liegen, sondern in dem heftigen Begattungstriebe, in der langsamen Entwicklung der Eyer zur gehörigen Reife — da sie nur alle acht Tage eins legen — und in seinem kurzen Aufenthalte in unsern Gegenden.

Der Kukuk wird für das Sinnbild der Undankbarkeit gehalten, denn man sagt, daß derselbe, wenn er im Neste herangewachsen sey, seine treuen Pflege-Eltern auffresse. Ein Augenzeuge versichert gesehen zu haben, daß ein ziemlich erwachsner junger Kukuk den Kopf der Grasmücke, die ihm Futter zugebracht, aus Gierigkeit fast ganz in seinen weiten Hals mit hineingezogen, und sie also beynahe gewürgt hätte. Dieser Fall ist sehr wohl möglich, und so kann der kleine Vogel zuweilen in den Rachen seines Wechselkindes den Tod finden, ohne daß dieses wirklich eine mörderische Absicht hat.

Der Honigkukuk (Cuculus indicator), in Südafrika einheimisch, braun und weiß gefleckt, etwas kleiner als der europäische, nährt sich am liebsten vom Honig der wilden Bienen. Da er aber die Nester derselben nicht selbst erobern und plündern kann, so zeigt er dem Honigdachs (s. die erste Klasse) oder einem Menschen den Weg zu den Bäumen, wo Bienenschwärme nisten, und wartet, ob bey der Zerstöhrung für ihn auch etwas abfalle oder liegen bleibe. Besonders pflegt er des Morgens und Abends diese Nester aufzuspüren. Die Einwohner gebrauchen ihn daher zu ihrem Wegweiser, wenn sie wilden Honig suchen und einsammlen wollen. Sie horchen im Walde auf die Stimme dieses Vogels, gehen ihm nach, und antworten ihm gleichsam durch Pfeiffen. Sobald der Vogel den Menschen erblickt, fliegt er unter beständigem Geschrey,

welches wie Tscherr, Tscherr lautet, in einer kleinen Entfernung vor ihm her, bis sie an den Baum kommen, wo die süße Beute verborgen ist. Hier setzt er sich dann auf einen Baum gegenüber, und erwartet Belohnung für seine Verrätherey. Man läßt ihm aber nicht zur Sättigung, sondern nur etwas Weniges auf der Erde liegen, damit er zum weitern Aufsuchen gereitzt werde.

Die Nachtschwalbe, (der Ziegenmelker, Nachtrabe, die Hexe, (Caprimulgus europaeus) ist in Ansehung des Schnabels und Rachens den Schwalben ähnlich, hat aber ziemlich die Gestalt und die Größe des Kukuks. Auf beyden Seiten des obern Theils des Schnabels stehen steife Borsten; die Ohren sind große Löcher, dicht hinter dem Schnabel. Die Farbe ist ein Gemisch von Schwarz, Braun, Gelb und Weiß, wie marmorirt. Sie lebt im gemäßigten Europa, und kommt wie die Eulen, nur des Nachts aus ihren Schlupflöchern hervor. Im Fluge, der sanft und geräuschlos ist, macht sie allerley Wendungen, fast wie die Fledermäuse, und fliegt dem Wandrer unabläßig um den Kopf, ohne sich verscheuchen zu lassen, als ob er, nach dem gemeinen Ausdruck, mit ihr behext wäre. Ihre Nahrung besteht in Nachtschmetterlingen und andern Insekten. Beym Mondschein ist sie am muntersten, und erfüllt die Luft mit einem eintönigen Geschrey, welches mit einem starken Klatschen der Zunge einige Aehnlichkeit hat. Im May legt sie zwey weiß und schwarzgefleckte Eyer auf die bloße Erde unter Heidekraut, und brütet sehr eifrig. Die fabelhafte Sage, daß sie des Nachts den Ziegen die Milch aussauge, hat ihr den Nahmen Ziegenmelker gegeben.

Der Wiedehopf (Kothhahn, Upupa epops). Schön von Farbe, aber widrig von Geruch. Er ist

etwa so groß wie eine Drossel, das Gefieder röthlich=gelb mit braunschwarzen Flecken. Auf dem Kopf hat er einen anderthalb Zoll langen Federbusch, den er nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann; das erstere thut er gemeiniglich wenn er gejagt oder erschreckt wird. Er lebt in dichten Wäldern, kommt aber auch in die Nähe bewohnter Oerter. Sein Geschrey, welches wie Hop, Hop, klingt, läßt er häufig ertönen, uud wurde ehemals vom Aberglauben als eine Anzeige eines nahen Krieges angesehen. Insekten und Würmer, die er aus den Mist hervorsucht, sind seine Nahrung, daher hält er sich am liebsten an unreinen Orten auf. Auch sein Nest bauet er auf eine Grundlage von Mist, vermuthlich um von den darin ausgebrüteten Insekten, bald Futter für die Jungen zu haben. Das Weibchen legt zwey hellgraue Eyer. Gegen den Winter zieht er in die wärmern Gegenden von Europa. Man kann ihn zahm machen, und im Hause herumlaufen lassen, da er denn Spinnen und andre Insekten wegfängt; auch ist er sehr possierlich und macht allerley lustige Sprünge. Aber eingesperrt lebt er nicht lange. Den übeln Geruch behält er, wenn er auch nicht mehr im Mist und Koth wühlen darf. Demohngeachter ißt man ihn in Italien, weil er zur Herbstzeit außerordentlich fett wird. Man schneidet ihm, sobald er getödtet ist, den Kopf ab, indem sich dadurch der Geruch etwas verlieren soll.

Der Kreuzschnabel (Krünitz, Loxia curuirostris) hat in der Größe und Bildung mit dem Kernbeisser viel Aehnliches. Am auffallendsten unterscheidet er sich indeß nicht nur von diesen, sondern auch von allen andern Vögeln durch den Schnabel, dessen gekrümmte Spitzen sich vorn kreuzweis übereinander legen. Bey einigen geht der untere Schnabel zur Rechten, bey andern zur Linken neben den obern Schnabel weg. Dieser Unterschied beruhet indeß

vermuthlich nur auf einem Zufall, wie etwa die Jungen gerade anfangs ihm beym Gebrauch auf die eine oder die andre Seite hingewöhnen. Die Hauptfarbe des Gefieders ist grau, braun und roth mit weiß und gelb schattirt; sie ändern sich aber nach dem Alter, dem Geschlecht und der Jahrszeit. Man trifft sie vornehmlich in den nördlichen Gegenden, in Tannenwäldern an, wo sie sich von dem Saamen der Tannenzapfen nähren, deren Schuppen sie sehr geschickt mit dem Schnabel aufbrechen, wozu ihnen die besondre Gestalt desselben die besten Dienste leistet. Sie bedienen sich des Schnabels auch zum Klettern, wie die Papageyen, und da sie diesen ebenfalls in Ansehung der schönen Farben und des ganzen Betragens ähnlich sind, so nennt man sie auch Tannenpapageyen. Eine andre Merkwürdigkeit dieses Vogels ist, daß er mitten im Winter, im Januar, brütet, welche Sitte er mit dem Eisvogel gemein hat. Er macht das Nest von dünnen Fichten- und Tannenreisern, und bekleidet es inwendig mit weichem Moos. Wolle, Federn und dergleichen findet man nicht darin. Einige sagen, daß er es von außen noch gegen das Eindringen der Näße und Kälte mit Harz überziehe. Es steht aber gewöhnlich schon an einem solchen Platz, wo es von den herüberhängenden grünen Zweigen der Fichten und Tannen gegen Schnee und Regen geschützt wird. Die Eyer, deren fünf bis sechs in einem Neste liegen, sind weiß und roth gefleckt. Uebrigens hat man, ob er gleich auch in Teutschland nistet, doch nur sehr selten das Nest entdeckt, weil er gerade zu einer so unbequemen Jahreszeit brütet, wo man sich nicht gern lange mit Nachsuchen in Wäldern verweilt. Im Herbst werden diese Vögel sehr fett, und sind eine gesunde, wohlschmeckende Nahrung. Die Männchen hält man auch wohl ihres possierlichen Betragens wegen im Käfig, und lehrt sie Lieder pfeifen.

Der Papagey.

Der Papagey (Psitacus) wohnt in den wärmsten Ländern der Erde, Europa ausgenommen, und zwar an einigen Orten in erstaunlicher Menge. Die Familie dieser Vögel ist so zahlreich, daß man schon neunzig Gattungen derselben kennt, die in Ansehung der Größe vom Huhn bis zum Sperling herabsteigen. Einige prangen mit den schönsten Farben, die kein Pinsel des Mahlers erreichen kann. Alle haben einen etwas dicken hakenförmigen Schnabel, dessen Obertheil sehr beweglich ist, und den sie zum Klettern und Anhalten statt eines Fußes gebrauchen können. Die Füße selbst sind zum Klettern recht eigentlich, wie bey den Spechten, eingerichtet. Sie nisten in Baumhöhlen, und nähren sich von den Saamen und Früchten verschiedner Gewächse, wodurch sie bey ihrer Menge den Pflanzungen oft sehr schädlich werden, daher die Eigenthümer derselben sie häufig verfolgen und tödten; zum Theil auch ihr Fleisch essen. In Betracht ihrer Lebensart und ihrer Eigenschaften, haben sie viel Sonderliches und Merkwürdiges. Sie sind ungemein possierlich und im Betragen den Affen ähnlich. Ihre Speise bringen sie mit dem einen Fuß zum Munde, unterdeß sie auf dem andern ruhen; auch scheinen sie — wider die Gewohnheit aller andern Vögel — dieselben gleichsam zu kauen und recht zu schmecken. Sie fressen fast alles, was Menschen genieſſen mögen, besonders lieben sie Zuckergebacknes, Kuchen in Wein getunkt u. s. w. Aber Petersilienkraut und der Saame davon ist ihnen ein Gift. Seufzen, lachen, sich räuspern, niesen, jähnen, haben sie mit den Menschen in einiger Aehnlichkeit gemein. Ihre Gelehrigkeit ist bekannt. Sie lernen wegen ihrer breiten fleischigen Zunge sehr vernehmlich und bis zur Täuschung Worte aussprechen. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich nicht fort, erreichen aber ein Alter von hundert Jahren und drüber. Man kauft sie in Europa theils wegen ihrer Schönheit und Spaßhaftigkeit, theils

weil sie die menschliche Sprache so geschickt nachahmen lernen, und zahlt für das Stück, nach der verschiednen Güte, zehn bis hundert Thaler. In ihrem Vaterlande genießt man nicht nur das Fleisch derselben, sondern benutzt auch die Federn zum Putz. Die verschiednen Gattungen werden überhaupt in Langschwänze und Kurzschwänze eingetheilt. Unter jenen zeichnet sich der indianische Rabe (Aras) durch seine Grösse und sein unbeschreiblich prachtvolles Gefieder aus; man sieht dergleichen in den Wäldern von Südamerika schaarenweise herumfliegen. Von den Kurzschwänzen bemerken wir nur den Kakadu, dem sein Geschrey diesen Nahmen gegeben hat. Er lebt in Ostindien, ist so groß wie ein mittelmäßiges Huhn, sieht ganz weiß aus, und hat einen Federbusch auf dem Kopf, denn er nach Gefallen aufrichten und niederlassen kann.

Der indianische Staar, (Gracula religiosa) welcher die Größe einer Amsel hat, lernt noch besser und deutlicher, als der Papagey, sprechen, und übertrifft in dieser Geschicklichkeit alle andre bekannte Vögel. Die Farben seiner Federn sind violet, grün, schwarz und weiß, in einer vortrefflichen Mischung. Er singt auch angenehm, und läßt sich den ganzen Tag mit Plaudern und Singen hören. Man findet ihn deshalb in den Häusern der Indianer noch häufiger und höher geachter als den Papagey.

Der Prediger*), in Südamerika einheimisch, so groß wie eine Taube, mit einem ungeheuren, alles Verhältniß übersteigenden Kopf, und

*) Dieser Vogel wird in Schlözers Erdbeschreibung von Amerika erwähnt, aber ohne Angabe der Geschlechtskennzeichen und der system. Benennung,

einem sechs bis sieben Zoll langen Schnabel. Er hat jenen Nahmen von der sonderbaren Gewohnheit erhalten, daß er des Abends, wenn andre Vögel auf den Bäumen um ihn herumsitzen und schlafen, unabläßig schwatzt und plappert, indem er immer den Kopf von einer Seite zur andern wendet. Man meint, er thäte dieß, um die Raubvögel abzuhalten.

Der Paradiesvogel (Paradisea) ist auf Neuguinea und den moluckischen Inseln zu Hause. Wegen seiner außerordentlichen Schönheit nannte man ihn Paradiesvogel; auch hat man eine Menge Fabeln von ihm erdichtet. Er ist von der Größe eines Staars, sieht aber im Fluge viel größer aus. Der eigenliche Paradiesvogel unterscheidet sich vorzüglich durch einige Seitenfedern, die unter den Flügeln hervorgehen, und über anderthalb Fuß lang sind, und zwey fadenförmige, kahle Schwanzfedern von drittehalb Fuß, welche nur am Ende eine gebogene Fahne haben. Man glaubte ehemahls, daß diese Vögel keine Füße hätten, weil die Kaufleute ihnen dieselben abschneiden, um sie bequem einpacken und verschicken zu können. Es gibt sehr viele Gattungen dieses Geschlechts.

Der Schneidervogel (Motacilla sartoria), von Farbe blaßgelblich, kleiner als ein Zaunkönig, wiegt nur ein halbes Quentchen. Sein Vaterland ist Indien. Den Nahmen hat er von der überaus künstlichen Art, wie er sein Nest verfertigt. Er nimmt nähmlich ein trocknes Blatt, und nähet dieß an ein grünes, welches noch am Baum sitzt, vermittelst sehr feiner Fasern von Gewächsen wie eine Tute zusammen. Der spitzige Schnabel vertritt die Stelle der Nähnadel, indem er damit die Löcher bohrt und die Fasern durchzieht. Sodann futtert er die Höhlungen mit Pflaumfedern und Baum-

wolle aus. Der Stiel eines einzigen Blattes trägt also nicht nur das Nest und die Eyer, sondern auch die brütende Mutter und die Jungen.

Die Kolibris sind als die kleinsten und schönsten unter allen Vögeln bekannt. Es gibt davon zwey Familien: die eigentlichen Kolibris (Trochilus) und die Fliegenvögel (Mellisuga). Jene haben einen gebognen, diese aber einen durchaus geraden Schnabel. Auch ist der Wuchs der Kolibris länger und gestreckter. Von beyden zählt man mehr als zwanzig Gattungen, die in Ansehung der Größe und Farbe verschieden sind. Sie finden sich größtentheils in Südamerika. Ihre Schönheit ist über alle Beschreibung. Grün, roth, blau und goldgelb sind die Hauptfarben ihres Schmucks. Eine Gattung hat auf dem Kopf einen glänzend schwarzen Federbusch; die Brust ist roth; Rücken, Flügel nnd Schwanz blaß: grün mit goldfarbigten Flecken bestreuet. Der kleinste Fliegenvogel kommt an Größe kaum einer Hummel bey. Der röhrenförmige Schnabel hat die Dicke einer großen Nadel, worin die Zunge wie ein Faden liegt. Sie schwärmen, wie die Bienen, mit einem summenden Geräusch um die Blumen, und saugen den Saft derselben, welcher ihre einzige Nahrung ist. In die größern Blumenkelche kriechen sie so tief hinein, daß man sie öfters darüber ertappt und fängt. Sonst fliegen sie ausserordentlich schnell, so daß man sie kaum sehen kann, und mit gerade ausgebreiteten Flügeln, wie die Bienen. Sie sind sehr streitbar und herzhaft, und fallen weit größere Vögel an. Ein gefährlicher Feind ist die große Buschspinne, der sie leicht zum Raube werden. Im heißesten Sommer brüten sie. Das Nest machen sie von Baumolle, rund wie eine Kugel, und hängen es gemeiniglich an einen Brombeerstrauch. Es ist nicht größer als eine wälsche Nuß. Die Eyer sind

kleinen Erbsen ähnlich. Man findet das Nest sehr selten, und es wird deswegen in den Naturalien=sammlungen höher geachtet als der Vogel selbst. Diesen fängt man, indem man ihn mit Wasser oder Sand beschießt. Jede andre Gewalt würde ihn zu sehr beschädigen. Ob er gleich im Tode von seiner Schönheit verliert, so wird er doch ein=balsamirt von dem Frauenzimmer statt Ohrgehän=ge getragen, indem man ihn mit den Füßen ein=hängt. Auch die einzelnen Federn von diesem und von den andern Arten, benutzt man zum Putz. Ehemahls brauchte man sie zur Verfertigung mo=saischer Gemälde.

Dritte Klasse.

Amphibien.

Das Wort Amphibien bedeutet zwar ursprünglich solche Thiere, die eben sowohl im Wasser als auf dem Lande leben können; aber hier wird es in einem etwas eingeschränktern Sinn genommen. Denn Amphibien in jener ursprünglichen Bedeutung des Worts gibt es in den übrigen fünf Klassen auch; selbst unter den Vögeln kennt man einige Gattungen von Tauchern, die auf dem Boden unter dem Wasser herumgehen, um Muscheln und dergleichen Nahrung zu suchen. Man kann also die Thiere nicht nach ihrem Aufenthalt in Klassen zusammenstellen, sondern nach dem Unterschied im Körperbau. Dieser Unterschied fällt nicht bey allen so in die Augen wie bey den Vögeln, vielmehr sind einige Thiere dem äußern Ansehen nach einander ähnlich, die doch nicht zu einer Klasse gehören, z. B. die Schlange und der Aal. Andre hingegen scheinen auf den ersten Anblick wenig Aehnlichkeit zu haben, z. B. der Wallfisch und das Pferd, ob sie gleich in wesentlichen Merkmahlen übereinstimmen. Man hat daher auch die wahren und unveränderlichen Kennzeichen der Amphibien hauptsächlich nur in der innern Einrichtung ihres Körpers zu suchen. Demnach rechnet man zu der dritten Klasse alle die Thiere, welche rothes kaltes Blut haben, und durch Lungen athmen, und diese versteht man jetzt unter dem Worte Amphibien. Jedoch wollen Einige sie lieber Knorpelthiere nennen, weil sie

statt der Knochen meistens Knorpel haben. Das kalte Blut unterscheidet sie von den Thieren der beyden ersten Klassen; es ist aber nicht eiskalt, sondern hat ohngefähr die Wärme der Luft oder des Wassers, worin sie leben. Das Athmen durch Lungen trennt sie von der nächstfolgenden Klasse, und verbindet sie gewissermaßen auch wieder mit den Säugthieren und Vögeln. Indeß sind die Lungen der Amphibien anders gebildet und weit lockerer, daher sie auch nicht so regelmäßig athmen und der freyen Luft viel länger entbehren können, als jene.

Diese angegebenen Kennzeichen hat man bey vier Geschlechtern von Thieren gefunden, aus welchen folglich die Klasse der Amphibien besteht, nähmlich bey den Fröschen, Eidechsen, Schildkröten und Schlangen. Die meisten von ihnen können im Wasser und auf dem Lande leben, aber nicht alle. Ihr Körper ist kalt anzufühlen, und entweder mit einer bloßen schlüpfrigen Haut, oder mit Schuppen, Schildern und harten Schalen dedeckt. Verschiedene haben ein finsteres, widriges Ansehen; einige hingegen sind lebhaft, artig gebildet und mit sehr schönen Farben geschmückt.

Die Fortpflanzung geschieht theils vermittelst einer wirklichen Begattung des Männchens mit dem Weibchen, welche bey einigen mehrere Tage und Wochen lang dauert; theils werden die Eyer (welche weichschaligt sind) von dem Männchen ausser dem Leibe der Mutter befruchtet, wobey keine eigentliche Paarung Statt findet. Die Mütter brüten die gelegten Eyer nicht selbst aus, wie die Vögel, sondern überlassen sie der Wärme des Wassers, der Luft, des Sandes, des Mistes. Einige bringen lebendige Junge zur Welt, wovon aber jedes noch in derselben Haut gehüllt liegt, welche die Eyer umgibt, daher man auch wohl diese zu

den eyerlegenden und nicht zu den lebendiggebähren=den Thieren zählt, weil die Jungen in Gestalt der Eyer zur Welt kommen. Bald nach der Geburt zer=reißt das Häutchen, und das vollkommene Geschöpf ist da. Die Frösche und einige Gattungen von Ei=dechsen gelangen erst einige Zeit nach der Geburt zu ihrer völligen Ausbildung; indem sich die Theile des Körpers, nach und nach entwickeln. Alle Amphibien wachsen langsam, und erreichen zum Theil ein sehr hohes Alter.

Merkwürdig ist die außerordentliche Lebenskraft dieser Geschöpfe. Sie halten eine ziemliche Zeit in fi=xer und phlogistisirter Luft *) aus, welche den mei=

*) Fixe oder feste Luft heißt sie darum, weil sie so fest mit den Körpern verbunden ist, daß sie nicht anders als durch eine Trennung der Bestandtheile derselben befreyet werden kann. Es gibt nämlich zwey Luftgat=tungen: die gemeine (athmosphärische) und die fixe Luft (Gas, Geist). Die gemeine Luft, welche wir ein= und ausathmen, findet sich zwar auch in den Zwischenräumen der Körper, die nicht allzudicht sind; sie kann aber aus denselben z. B. vermittelst der Luft=pumpe herausgetrieben werden, ohne daß das We=sen der Körper dadurch verändert wird. Allein die fixe Luft macht einen wirklichen Bestandtheil der Körper aus, etwan so, wie das Wasser ein Bestandtheil der Milch ist. Wenn man das Wasser (die Molken) von der Milch scheidet; so bleibt es nicht mehr Milch; und wenn man die fixe Luft von einem Körper absondert, so bleibt er nicht mehr der Körper, der er war. Will man also die fixe Luft aus einem Körper erhalten, so muß man seine Bestandtheile trennen. Die Natur selbst bewirkt dieß un=aufhörlich durch die Verwesung der festen, und durch die Gährung einiger flüßigen Körper. Die Kunst bedienet sich dazu verschiedener Auflösungsmittel. Sowohl von der Verschiedenheit der Körper, aus welchen die fixe Luft entwickelt wird, als auch von der Verschiedenheit der Auflösungsmittel hängt die Beschaffenheit dieser Luft ab. Man kennt schon über zwölf Arten der fixen

ren andern Thieren augenblicklich den Tod bringt. Kröten und Frösche findet man zuweilen lebendig in menschlichen Magen und in den Gedärmen; sie friren in Eisschollen ein, und leben nach dem Zerschmelzen

Luft, welche man hauptsächlich nach den Wirkungen, die sie auf thierische Körper äußert, zu unterscheiden und ihnen besondere Nahmen zu geben pflegt. Eine Art davon heißt die Luftsäure oder die fixe Luft insbesondere, und man versteht jetzt unter den Worten fixe Luft gemeiniglich nur diese eine Art, obgleich der Nahme eigentlich die ganze Gattung bezeichnet. Diese Luftsäure entwickelt sich von selbst aus allen gährenden Körpern, sie kann aber auch aus kalkartigen Körpern, welche man mit Vitriolsäure auflößt, gewonnen werden. Sie hat folgende merkwürdige Eigenschaften: 1) Alle lebendige Geschöpfe die sich in derselben befinden, sterben, einige schneller, andre langsamer. 2) Es brennt kein Feuer in ihr. 3) Sie ist mehr als noch einmahl so schwer, als die gemeine Luft. 4) Man kann sie, nicht aber die gemeine Luft, mit Wasser vermischen, dem sie einen säuerlichen Geschmack mittheilt, daher auch der Nahme Luftsäure. 5) Sie widersteht der Fäulniß, und man kann nicht nur frisches Fleisch lange darin erhalten, sondern sogar das schon etwas verdorbene Fleisch wieder verbessern, wenn man es etliche Tage in Luftsäure hängen läßt.

Die phlogistisirte Luft, ist eine andere Art der fixen Luftgattung. So wie die Luftsäure sich aus gährenden Körpern entwickelt; so wird hingegen die phlogistisirte Luft durch die Fäulniß entbunden, und steigt z. B. von todten thierischen Körpern, ferner von ausgelöschten Talglichtern, dampfenden Kohlen, starkriechenden Blumen u. s. w. auf. Durch Kunst erhält man sie vornehmlich aus verkalkten Metallen, z. B. Eisen, Zink, Zinn u. s. w. Folgende Eigenschaften sind von ihr bekannt: Es brennt kein Licht und lebt kein Thier in derselben, so wenig als in der Luftsäure; sie ist leichter als die gemeine Luft; sie läßt sich nicht mit Wasser vermischen; das Wachsthum der Pflanzen wird durch sie befördert; sie widersteht ebenfalls der Fäulniß; der Geruch derselben ist meistens sehr unangenehm.

zen wieder auf; ja, mitten in Baumstämmen und Steinen kann eine Kröte mehrere Jahr lang, ohne Verlust ihres Lebens, eingesperrt sitzen. Frösche hüpfen umher, nachdem ihnen schon das Herz ausgerissen worden, und Schildkröten, denen man das Gehirn aus dem Kopf genommen hat, leben doch noch Monath lang. Einige Gattungen der Amphibien, z. B. den Wassermolchen, wachsen sogar abgeschnittene Glieder von neuem. Auch können die Thiere dieser Klasse außerordentlich lange fasten, weil sie nur

Mit dieser phlogistisirten Luft muß man des ähnlichen Klanges wegen nicht die dephlogistisirte verwechseln, welche auch Feuerluft heißt. Sie findet sich in den Blasen der Seegräser, welche man bey starker Sonnenhitze auf denselben sieht. So kann man sie aus den frischen Blättern anderer Gewächse erhalten, wenn man diese in eine mit Wasser angefüllte gläserne Flasche thut, und sie umgestürzt dem Sonnenlicht aussetzt, da sich dann dergleichen Blasen oben sammlen. Am häufigsten wird sie aber aus gereinigtem Salpeter gewonnen, den man in einer Retorte über Kohlenfeuer schmelzt. Sie ist schwerer als gemeine Luft, und läßt sich mit dem Wasser nicht leicht vermischen. Ihre Wirkung auf thierische Körper steht der Wirkung der beyden vorhergehenden Luftarten gerade entgegen, denn die Thiere leben in derselben sieben bis achtmahl länger als in der gemeinen (wie man aus den Versuchen mit solchen Insekten weiß, deren Lebensdauer sich gewöhnlich nur auf etliche Tage erstreckt) und befinden sich weit munterer in jener, als in dieser. Anstatt daß in der Luftsäure und in der phlogistisirten Luft die Flamme sogleich verlischt, als man sie hineinbringt, so brennt sie vielmehr in der Feuerluft ungewöhnlich hell und stark. Ein schon ausgelöschter Wachsstock fängt in derselben, wenn er nur noch eine glühende Schnuppe hat, auf einmahl wieder an zu brennen. Dünner Eisendrath, woran man etwas glimmenden Schwam befestiget, schmilzt und brennt wie ein Zwirnsfaden ab, wenn er in die Atmosphäre der Feuerluft kommt. Auch Kohlen, Räucherkerzchen und dergleichen, die in gemeiner Luft blos glühen, brennen in dieser mit einer lebhaften bläulichen Flamme. Dem Wachsthum der Pflanzen ist sie aber nicht günstig.

wenig ausdünsten, und dennoch zehren sie nicht sonderlich dabey ab. Von den Schildkröten sagt man, daß sie über ein Jahr ohne Nahrung sich hinhalten.

Die Frösche, Schlangen und Eidechsen pflegen wie die Raubvögel, den Rest der genossenen Speisen wieder durch den Mund von sich zu geben, nachdem sie die Nahrungstheile ausgesogen haben.

Die Benutzung dieser Thiere besteht darin, daß verschiedne derselben dem Menschen zur Speise und zur Arzeney dienen. Von den Schildkrötenschalen verfertigt man allerley Kunstsachen, und der schönsten Schlangenhäute bedienen sich die Indianer zum Putz.

Schädlich werden hingegen einige besonders durch ihr Gift, welches heftiger ist, als bey den Thieren der übrigen Klassen. Doch sind bey weiten nicht alle die Amphibien giftig, die man im gemeinen Leben dafür hält, auch nicht alle in dem Grade, als man wohl glaubt.

Erste Ordnung.

Frösche.

Der Landfrosch.
Der Wasserfrosch.
Der Laubfrosch.

Die Kröte.
Die gemeine Kröte.
Die Feuerkröte.
Die Unke.

Eidechsen.

Die Kupfereidechse.
Die Landeidechse
Die Sumpfeidechse.
Der Wassermolch.

Schlangen.

Die Schuppenschlange.
Die Bruchschlange (Blindschleich)

Die Natter.
Die Otter.
Die Ringelnatter.
Die Hausschlange.
Die Viper.

Zweyte Ordnung.

Schlangen.

Die Klapperschlange.
Die Riesenschlange.

Eidechsen.

Das Krokodill.
Das Amerikanische Krokodill.
Der Wachhalter.
Der Leguan.
Der Stink.
Der Gecko.

Schildkröten.

Die Riesenschildkröte.
Die Schuppenschildkröte.
Die Mosaische Schildkröte.
Die Geometrische Schildkröte.
Die Gemeine Flußschildkröte.

Dritte Ordnung.

Die Pipa.
Das Chamäleon
Der Salamander.
Der Basiliske.
Der Drache.
Die Brillenschlange.

Erste Ordnung.

Der Frosch, Rana.

Dieß Geschlecht, zu welchem an zwanzig Gattungen gezählt werden, findet sich in allen Erdtheilen, und zwar die Gattung der gemeinen Frösche an einigen Orten in erstaunlicher Menge. Ihr Leib ist glatt und länglich, die Vorderfüße haben meistens vier gespaltene Zehen, und die vier bis sechs Zehen an den Hinterfüßen sind durch eine Schwimmhaut verbunden; sie gehen ihren Geschäften am Tage nach, können auch springen und auf dem Hintertheil, mit aufgerichtetem Vorderleibe, fast wie ein Hund sitzen. Die klebrige Zunge liegt zusammengerollt im Maule, weil sie grade ausgestreckt wegen ihrer Länge heraushängen würde.

Bey der Paarung im Frühjahr besteigt das Männchen den Rücken des Weibchens, welches sodann die

Eyer, die wie an einer Schnur zusammenhängen, von sich läßt. Das Männchen befördert die Geburt derselben mit den Hinterfüßen, und befruchtet sie mit einer weißen gallertartigen Feuchtigkeit. Die Eyer sind anfangs rund, wie Augen, werden aber in drey Tagen länglich, und scheiden sich nach drey Tagen von dem weißen Schleim, der sie umhüllte und zusammenhielt; auch kann man schon den Kopf und Schwanz erkennen. Etliche Tage darauf zeigt sich am Kopf eine Art von Flossen, die sich nach vierzehn Tagen wieder verlieren, an deren Statt der Rücken mit einer langen durchsichtigen Flosse besetzt wird. So entsteht die Gestalt eines kleinen schwärzlichen, dickleibigen und langgeschwänzten Fischchens, welches sich von Wasserpflanzen nährt; man nennt es in hiesigen Gegenden Kaulpadde. Nach zehn bis zwölf Wochen bekommt dieß Fischchen Hinterfüße, dann Vorderfüße; der Schwanz fällt ab, und der völlig ausgebildete Frosch hüpft aufs Land, und nährt sich dann von Insekten und Gewürmen. Erst im vierten Jahr hat er sein vollkommnes Wachsthum erreicht, und lebt ohngefähr bis ins zehn oder zwölfte Jahr.

In Südamerika ist der sogenannte Ochsenfrosch (Rana ocellata) einheimisch, der fast so groß wie ein Kaninchen wird, und eine starke brüllende Stimme hat.

Von unsern einheimischen sind hauptsächlich drey Gattungen bekannt: der Landfrosch, der Wasserfrosch und der Laubfrosch.

Der Landfrosch (Rana temporaria) hat einen braunen Rücken und einen weißlichen oder gelblichen braungefleckten Bauch, lebt im Sommer meist auf dem Lande, den Winter aber und die erste Frühlingszeit bringt er im Wasser zu. In warmen Frühlings-

nächten schreit er unaufhörlich. Seine Nahrung besteht in Land- und Wasserinsekten, und da er sehr weite Sprünge machen kann, so fängt er Schmetterlinge im Grase so geschickt, wie eine Katze die Mäuse. Besonders frißt er gern Schnecken und mästet sich recht damit; die kleinern soll er sogar mit den Schalen verzehren, so wie er auch hartschalichte Käfer ganz verschlingt. Weil er manchmahl auch giftige Insekten zu sich nimmt, so ist es nicht rathsam, ihn als ein Nahrungsmittel für Menschen zu empfehlen. Sonst kann man ihm als einen unschuldigen und durch Vertilgung der Insekten selbst nützlichen Geschöpf den Aufenthalt in Gärten wohl erlauben.

Der Wasserfrosch (Röling, (Rana esculenta) mit grünem, etwas hökrigem Rücken, über welchem zwey gelbe Streifen bis an die Schenkel hingehen, und weißem Bauch. Diese Gattung ist größer als die vorhergehende, hält sich auch mehr im Wasser auf, besonders in Teichen, Sümpfen und Bächen. Die Männchen quacken sehr laut, wobey sie zwey große Blasen aus den Maulwinkeln treiben. Durch Feuer oder Licht am Ufer kann man sie die ganze Nacht zum Schweigen bringen. Sie kommen auch ans Land, verbergen sich im Grase gegen die Sonnenhitze und lauren da auf Insekten. Was man aber kaum glauben sollte, wenn es nicht glaubwürdige Zeugen anführten: sie sollen sogar Mäuse und Sperlinge fangen, sich der jungen Enten auf dem Wasser und mittelmäßiger Fische bemächtigen und sie verzehren. Sie selbst werden von Sumpf- und Wasservögeln, von Krebsen und andern Feinden verfolgt. Hohlwurz (s. Gewächsreich) in das Wasser geworfen, hält man für ein sichres Mittel, sie daraus zu vertreiben. An einigen Orten fängt man sie, um die Schenkel zu essen, die, in Pasteten zugerichtet, wie Hühnerfleisch schmecken; nur müssen sie in klarem, reinem Wasser gelebt haben. Man könnte sie

zu dem Ende unterhalten und mit Schnecken mästen. Diese Speisen halten mehrere Aerzte für leicht verdaulich, andere sagen das Gegentheil.

Der Laubfrosch (Rana arborea), der kleinste unter den hiesigen Fröschen, hat eine glatte, schlüpfrige Haut, die Zehen sind durch keine Schwimmhaut verbunden, die Nägel rund und breit. Unter den Füßen befinden sich weiche, runde Warzen, aus welchen eine klebrichte Feuchtigkeit dringt, so wie auch der ganze Körper mit Schleim, nach Art der Schnecken, überzogen ist. Vermittelst dieser Feuchtigkeit können sie sich an das Laub der Bäume festhängen. Der Rücken sieht grün, der Bauch weiß, die Kehle der Männchen braun aus. Man trift sie fast in ganz Europa an, nur nicht in England Im Frühjahr, zur Paarungszeit, halten sie sich im Wasser auf, wo die Männchen ihre Stimme vielfältig hören lassen. Die Kehle wird dabey zu einer Kugel aufgetrieben, die fast so groß als der Leib ist. Wenn die Laichzeit vorbey ist, gehen sie ans Land, klettern auf die Bäume und nähren sich von Insekten. Hier schreyen sie nur bey bevorstehender Veränderung des Wetters, und zwar meist des Abends und des Nachts vom Junius bis August. Gegen den Winter verkriechen sie sich in die Erde und erstarren. Man pflegt sie als Wetterpropheten in Gläsern mit feuchtem Grase zu halten und mit Fliegen zu futtern; sie fressen aber nur lebendige Insekten, und rühren kein todtes an.

Bey warmen Regen kommen die jungen Frösche zuweilen plötzlich in unzähliger Menge aus den Sümpfen und feuchten Gründen aufs Trockne, theils, weil es da wärmer ist als im Wasser, theils der Nahrung wegen. Diese Erscheinung hat zu der Sage Anlaß gegeben, daß es Frösche regne.

Von dem Froschlaich machte man ehemahls das bekannte Froschlaichpflaster, welches jetzt nicht sonderlich mehr im Gebrauch ist. Man nimmt aber nur den Schleim, der die Eyer umgibt, nicht die Eyer selbst dazu. Auch noch verschiedne andre Arzeneyen verfertigte man von den Fröschen, z. B. das Frosch-öl, indem man zwölf Frösche in anderthalb Pfund Baum-öl kochte. Dieß sollte wider den Krebs und ähnliche Krankheiten dienen.

Die Kröte, Rana bufo.

Sie gehört zu dem Geschlecht der Frösche, und pflanzt sich eben so wie diese fort, unterscheidet sich aber durch den runden, dicken, warzigen Leib und die kurzen Füße, die mehr zum Kriechen als zum Hüpfen eingerichtet sind. Sie hat ein widerliches Ansehen, hält sich gern an dumpfigten und finstern Orten auf, und kommt gewöhnlich nur des Abends oder des Nachts hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Wenn sie gereizt wird, verbreitet sie einen häßlichen, knoblauchartigen Geruch um sich, und aus den Warzen an ihrem Leibe dringt ein milchartiger Saft, der sehr ätzend, aber doch nicht giftig oder tödtlich ist. Uiberhaupt sollen die Kröten kein eigentliches Gift bey sich führen. Auch hält man die Feindschaft (Antipathie) zwischen diesen Thieren und den Spinnen, wovon mancherley Geschichten erzählt werden, für ganz ungegründet.

Die gemeine, schwarzbraune Kröte (Lork, Padde) ist grün, braungelb und schwarzge-

fleckt, lebt an feuchten, schattichten Oertern, in Gebüschen, Gärten, auf Wiesen, bey alten Gebäuden, auch in dumpfigten Kellern. Sie nährt sich meistens von Insekten und Würmern, und durchwühlt zu dem Ende die Oberfläche der Erde fast wie die Maulwürfe. Man sagt, daß sie durch ihren starren Blick oder betäubenden Geruch die fliegenden Insekten und selbst Sperlinge und Mäuse so bezaubert und ängstige, daß sie nicht von der Stelle können, sondern sich ihr ergeben müssen. Sie wird an fünf bis sechs Zoll lang und vier Zoll breit.

Die Feuerkröte (Rana bombina) hat von den feuerrothen Flecken am Bauche diesen Nahmen erhalten; von oben sieht sie graugefleckt aus. Sie ist lebhafter als die gemeine Kröte, kann auch etwas hüpfen, und sieht nicht so widrig aus. Ihr Ton soll einem Gelächter ähnlich seyn. Sie sitzt gern an feuchten, salpetrigen Wänden, und kommt öfters nach einem warmen Regen selbst am Tage zum Vorschein.

Die Unke (Rana portentrosa) hält sich meistens in stehenden Wassern auf, wo sie den bekannten melancholischen Ton hören läßt. Die Farbe ist schwarz mit gelben und röthlichen Flecken. In nassen Kellern findet sie sich auch zuweilen.

Außer diesen kennt man noch die Kreuzkröte, die fleischfarbige Kröte und andere Gattungen.

In den Kellern benagen die Kröten öfters allerley Eßwaaren, Gartengewächse u. s. w., welches man denn fälschlich den Mäusen Schuld gibt. Auch kriechen sie wohl in Biertonnen und andere Gefäße, wenn sie dazu kommen können. Mit Raute, deren Geruch ihnen zuwider ist, sollen sie sich vertreiben lassen.

So viel Zweifel man auch gegen die Möglichkeit der Sache erregt hat, daß lebendige Kröten in festen Steinblöcken und gesunden Bäumen sich aufhalten können: so ist sie doch durch unverwerfliche neuere Zeugnisse bestätigt worden. Aus dem Alter eines solchen Baums hat man geschlossen, daß die Kröte, die man darin fand, über achtzig Jahr in diesem Gefängniß müsse gewohnt haben. Wie sie aber hineinkommen, läßt sich freylich nicht erklären.

Den Kröten schrieb man sonst ebenfalls medicinische Kräfte zu. Man machte Kröten-öl, Krötengeist und andere Arzeneyen davon. Besonders ist das Mittel gegen den bösen Grind, dessen Entdeckung in unsere Zeiten fällt, berühmt geworden. Der Großherzog von Toskana gab den Besitzern dieses Geheimnisses eine jährliche Pension von zweytausend Livres, und ließ es alsdann durch öffentliche Blätter bekannt machen. Das Verfahren wird also angegeben: man setzt etliche lebendige Kröten in einen irdenen wohlglasirten Topf, bedeckt ihn mit einem irdenen Tiegel, und verküttet die Fugen aufs genaueste, damit nichts ausdünsten kann. Hierauf läßt man die Kröten in einem heissen Ofen so lange trocknen, bis man sie zu Pulver reiben kann. Sodann schmiert man den grindigen Kopf mit Schweinefett, und streuet von diesem Pulver so viel darauf, daß aller Grind damit bedeckt wird. Hierüber legt man eine wohlpassende Haube von Schweinsblase, und über dieselbe noch einen leinenen Tuch. Wenn man nach vier und zwanzig Stunden diese Decke abnimmt, so geht der Grind ohne Schmerzen gänzlich los. Man muß aber noch etliche Tage auf die nähmliche Weise verfahren, und den Kopf sorgfältig bedecken, daß die Luft nicht dazu kommt. Wenn die Narben geheilt sind, ist auch die Kur zu Ende.

Die Eidechse, Lacerta.

Inländische Gattungen.

Der langgestreckte Körper dieser Thiere ist mit einer nackten, etwas schuppichten Haut versehen, vierfüßig und geschwänzt. Sie können alle im Wasser leben, einige Gattungen sieht man jedoch gewöhnlich auf dem Lande, und daher nennt man diese Landeidechsen. Die meisten legen häutige Eyer, aus welchen, wenn sie von Wasser-eidechsen sind, fischähnliche Thierchen kriechen, die erst nach einiger Zeit die Gestalt der Eidechsen bekommen. Die jungen Land-eidechsen haben aber gleich ihre vollkommene Gestalt. Verschiedene Gattungen gebären auch lebendige Junge, nach der in der Einleitung beschriebenen Weise.

Unter den inländischen Eidechsen findet man ganz kleine, deren Länge nur etliche Zoll beträgt, auch mittlere von sechs bis sieben Zoll; seltner sind aber die großen, die zuweilen zwey Spannen messen. Die grüne Eidechse (Kupfer-eidechse, Lacerta agilis) trift man bey uns sehr häufig an, besonders in heissen Sommern. Sie wird etwa eine Spanne lang, sieht auf dem Rücken grün, an den Seiten bräunlich mit schwärzlichen Flecken, am Bauch weißgelb oder kupferfarben aus. In dem wärmern Europa und in Indien hat sie noch eine glänzendere Schönheit. Der lange geringelte Schwanz bricht leicht ab, wächst aber auch wieder. Ihr Aufenthalt ist in trocknen Gegenden, auf Felsen, in Mauerritzen u. s. w., wo sie an heissen Tagen hervorgeht, um sich zu sonnen. Sie ist unschädlich, wie alle hiesigen Eidechsen, und nährt sich von Insekten. Das Weibchen legt an zwanzig Eyer, die eine Zeitlang im Finstern leuchten. Den Winter

bringen sie in Erstarrung zu. Man bediente sich ihrer sonst auch in der Medizin.

Die gemeine Land-eidechse, die sich unter Gesträuchen und Hecken aufhält, ist kleiner als jene, sonst aber in der Lebensart derselben ähnlich.

Die Sumpf-eidechse, in Sümpfen und stillstehenden Wassern, sieht oben bräunlich, unten gelb aus, mit braunen Flecken, ist der Fischbrut schädlich. Man vertreibt sie aus Teichen und Fischbehältern, wenn man Salzlacke hineinschüttet.

Der Wassermolch (Lac. lacustris) viel dicker und größer als die vorige, und von schwarzgrüner Farbe. Die Männchen haben im Frühjahr eine vom Kopf bis zum Schwanz über den Rücken hinlaufende, emporstehende ausgezackte Haut. Man legt ihm besondere Kräfte bey, daher ihn auch die Türken als ein Stärkungsmittel gebrauchen und theuer bezahlen.

Die Schlangen, Serpentes.

Inländische Gattungen.

Die Schlangen zeichnen sich sowohl durch ihren Körperbau, als durch verschiedene Eigenschaften vor andern Thieren merklich aus. Sie haben keine äußere Gliedmaßen, und besitzen doch so viel Gelenkigkeit, und bewegen sich so behende! Der ganze Körper so einfach, und doch so schön! In ihrem Blick so viel Ausdruck und Geist! Ohngeachtet einige durch ihr

heftiges Gift die fürchterlichsten Geschöpfe in der Natur sind, so werden sie doch so zahm, daß man mit ihnen wie mit den unschuldigsten Schooßhündchen scherzen kann. Von der Art ist die an sich unschädliche Schooßschlange in Indien, welche von dem Frauenzimmer zur Abkühlung in den Busen gesteckt wird. Schlau, gelehrig, folgsam, lassen sie sich von Gauklern zu verschiednen Künsten abrichten, welches dem gemeinen Zuschauer die Wirkung einer Zauberey oder Beschwörung zu seyn scheint. Sie sind daher schon vor Alters im Orient als das Sinnbild der Klugheit und List angesehen, und zu mancherley abergläubischen Dingen gemißbraucht worden.

Aeußere Gehörwerkzeuge haben diese Thiere zwar nicht, aber sie können dennoch hören, weil sie mit den innern Gehörknochen versehen sind. Wegen der besondern Einrichtung der Kinnbäcken können sie die Speise nicht kauen, sie lassen sich jedoch mit dem Schlunde und den andern innern Theilen so weit auseinander dehnen, daß sie zum Theil Thiere verschlingen, die dicker sind als sie selbst. Die Zunge ist schmal und hat zwey Spitzen. Die scharfen Zähne gebrauchen sie zum Festhalten der Beute. Einige Gattungen haben auf jeder Seite vor der obern Kinnlade zwey hohle Giftzähne, die in einem eignen Beutel liegen, vermittelst gewisser Muskeln können diese Zähne ausgestreckt und zurückgezogen werden. Wenn sie nun mit den eigentlichen Beißzähnen ein Thier verwunden, so lassen sie durch die Giftzähne von ihrem Gift in die Wunde fließen, welches dann gefährliche oder tödtliche Wirkungen hervorbringt. Das Gift selbst, das in einer Drüse an den Kinnbacken bereitet wird, ist nach der verschiednen Gattung der Schlangen verschieden; auch richtet sich die Stärke desselben nach dem Alter des Thiers, nach dem Klima und der Jahrszeit. Es schadet nur, wenn es in eine Wunde kommt, und sich unmittelbar mit

dem Blute vermischt, denn man kann es ohne Lebensgefahr verschlucken, man müßte denn sehr starke Portionen nehmen. Man glaubt, daß es den Schlangen nicht nur zur Vertheidigung, sondern auch zur Verdauung nöthig sey.

Die Männchen haben doppelte spitzige Zeugungsglieder, so wie die Weibchen zur Aufnahme derselben eine doppelte Mutterscheide. Die meisten legen weißgraue, fast wie länglichte Bohnen gestaltete Eyer, welche kettenförmig an einander hängen. Aus jedem derselben kommen oft zehn bis zwölf Junge.

Einige Gattungen von Schlangen leben im Wasser, andre auf dem Lande, noch andre abwechselnd an beyden Orten. Verschiedne nehmen ihren Aufenthalt auf Bäumen, und nisten auch in den Löchern derselben. Sie nähren sich theils von Gras und Kräutern und mancherley Früchten, theils von Insekten, Fischen, Vögeln und Säugethieren. In kalten Gegenden erstarren sie im Winter. In eben dieser Jahrszeit erzeugt sich bey allen Schlangen eine neue Haut unter der alten, welche letztere sie gegen das Frühjahr abstreifen. Die neue hat oft ganz andere Farben als die alte. Man weiß nicht, wie lange sie wachsen und wie hoch sie ihr Leben bringen, wie denn überhaupt noch manche Dunkelheit in ihrer Geschichte herrscht.

Man theilt die Schlangen nach der Bedeckung des Körpers in sechs Hauptgattungen. Die erste begreift die Schuppenschlangen, welche über den ganzen Leib mit Schuppen bekleidet sind. Zur zweyten Hauptgattung rechnet man diejenigen, welche verlängerte, halbmondförmige Schuppen, die man Schilder zu nennen pflegt, unter dem Bauch haben. Sie werden mit dem Nahmen Nattern bezeichnet. Bey der dritten Hauptgattung finden sich dergleichen Schil-

der unter dem Bauch und dem Anfang des Schwanzes, und bey der vierten ist der Bauch und der ganze Schwanz mit Schildern besetzt. Die fünfte Hauptgattung hat weder Schuppen noch Schilder zur Bedeckung, sondern Ringe, welche den ganzen Körper umgeben, daher heißen sie auch Ringelschlangen. Die sechste Hauptgattung unterscheidet sich von allen vorhergehenden durch Runzeln auf der sonst glatten Haut, in welchem Stück sie den Regenwürmern ähnlich sind. Diese führen den Nahmen Runzelschlangen und scheinen zunächst an die Klasse der Gewürme zu gränzen.

Von den beyden ersten Hauptgattungen werden auch in Teutschland einige Untergattungen angetroffen, die vier letztern aber sind alle ausländisch. Unserer Eintheilung zufolge bemerken wir also hier zunächst die Schuppenschlange und die Natter.

Die Schuppenschlange, Anguis.

Sie unterscheidet sich nicht nur durch die glatten Schuppen, welche den ganzen Leib bedecken, sondern sie ist auch daran kenntlich, daß der abgestumpfte Schwanz dem spitzigen Kopf ziemlich ähnlich ist, so daß es scheint, als ob sie zwey Köpfe hätte. Man nennt sie auch Aalschlange. Die sechszehn Untergattungen, welche man zu dieser Hauptgattung zählt, sollen alle ohne Gift seyn. Eine davon ist auch unter uns nicht unbekannt, nähmlich die Bruchschlange (Anguis fragilis), die hier selten über einen Fuß, in Italien aber wohl vier bis fünf Fuß lang wird. Sie sieht oben bräunlichgrau, am Bauche schwarz und an den Seiten röthlich aus; wiewohl die Farben bey

allen Schlangen und also auch bey dieser veränderlich sind. Wegen der sehr kleinen Augen und der langsamen Bewegung gibt man ihr den Nahmen Blindschleich. Ihr Aufenthalt ist an dumpfigen Orten und alten Mauern, auch liegt sie gern unter Haselsträuchen, weßhalb sie von Einigen Haselwurm genannt wird. Bey warmen Wetter trift man sie zuweilen mitten auf dem Wege zusammengewickelt an, und da sie nicht leicht vor Menschen flieht, so wird sie häufig getödtet. Tritt man unversehens auf sie, so schlägt sie sich zwar um den Fuß und beißt, es hat aber keine gefährliche Folgen. Sonst macht sie sich gewöhnlich bey einer schwachen Berührung stocksteif, und wenn man sie nur mit einer dünnen Ruthe schlägt, oder sie hart anfaßt, bricht sie entzwey (daher Bruchschlange). Die einzelnen Stücke bewegen sich noch nach einigen Stunden.

Die Natter, Coluber.

Das allgemeine Kennzeichen der Nattern ist der mit Schildern besetzte Bauch. Nach der Anzahl dieser Schilder und der Schuppen unter dem Schwanz bestimmt man die Untergattungen, deren man beynahe hundert kennt. Hieher gehört auch die Otter und die Viper; doch versteht man unter dem Nahmen Otter gemeiniglich alle giftigen Schlangengattungen in Europa, so wie hingegen das Wort Natter nicht überall die Hauptgattung bezeichnet, sondern auch von einer Untergattung gebraucht wird.

Die eigentlich sogenannte Otter (Coluber atropos) sieht man in Teutschland nicht sehr häufig. Sie wird ohngefähr etwas über einen Fuß lang, und

hat

hat eine glänzend röthliche, auch schwarzbraune gefleckte Farbe. Wenn ein Mensch oder Thier ihr zu nahe kommt, springt sie zu und beißt; der Biß hat aber gewöhnlich nur eine leichte Entzündung und Geschwulst zur Folge.

Die Natter oder Ringelnatter (Coluber natrix) von stahlblauer Farbe mit weißen Flecken an der Seite und am Halse, hält sich in alten Gebäuden, unter Sägemühlen, Zäunen und Hecken auf, und kann gut schwimmen. Bey uns erreicht sie nur eine Länge von zwey bis vier Fuß; im südlichen Europa wächst sie aber bis zu zehn Fuß. Da sie sich besonders im Frühjahr, auch in Seen und Pfützen findet, so nennen sie Einige die Wasserschlange (Hyder). Ihre Eyer legt sie in den Mist. Es gibt auch graue und ganz weiße. Sie sind alle ohne Gift, und können ohne Schaden gegessen werden.

Die Hausschlange, (Coluber Aesculapii) Hausunke, auch Aeskulapschlange, wird in Teutschland und andern Ländern in und außer Europa, wiewohl mit verschiednen Abänderungen, angetroffen. Die Beschreibungen stimmen daher nicht immer überein. Allgemein hat man sie aber schon von alten Zeiten her nicht nur für unschädlich, sondern sogar für Glück bringend gehalten, und sie in den Häusern sorgfältig gehegt und gefuttert. Es fehlt daher auch nicht an seltsamen Märchen von ihren besondern Eigenschaften und den geheimen Vortheilen, die sie ihren Wohlthätern zuwende. Das Wahre davon ist, daß sie als ein ganz unschuldiges Geschöpf sich gern zu Menschen hält und leicht an sie gewöhnt, und so kirre wird, wie nur irgend ein andres Hausthier. Dabey hält sie das Haus von Mäusen und anderm Ungeziefer rein. In unsern Gegenden wird sie an vier Fuß lang. An beyden Seiten des Kopfs steht ein schwielichtes Gewächs, fast wie

Mäuseohren. Die Farbe ist meistens bläulichgrün oder aschgrau mit einigen schwarzen Flecken. Sie liebt die Wärme und hält sich daher nahe an Gebäuden und im Mist auf, wo sie auch die Eyer hinlegt.

Die Viper, (Coluber berus) in den wärmern Teutschland hin und wieder an steinigten bewachsenen Orten, häufiger in Italien und den südlichen Ländern der alten Welt überhaupt. Sie ist kaum einen Fuß lang, Fingersdick, von Farbe graubraun mit einem schwärzlichen Strich über den Rücken. Der Nahme Viper bedeutet ein lebendig gebährendes Thier, denn diese Art bringt lebendige Junge. Sie hat zwar Giftzähne, und beißt ziemlich heftig, aber einem Menschen verursacht der Biß selten mehr als Entzündung und Fieber, und es würden fünf bis sechs Bisse nöthig seyn, um ihn zu tödten. Allein kleine Thiere sterben allerdings schon von einem Biß. Der Aezstein wird für das einzige sichre Mittel gegen die tödtlichen Wirkungen dieses Gifts gehalten. Das Fleisch der Viper, vorzüglich der Italienischen, verordnen die Aerzte zu Kraftbrühen. Sie werden zu dem Ende theils lebendig, theils getrocknet verschickt. Die Egyptische Viper, weiß und braun gefleckt, wird zwey bis drey Fuß lang, und in der Mitte zwey Zoll dick. Von ihr gewinnt man das in den Apotheken bekannte flüchtige Vipersalz, und das Fleisch derselben kommt mit zum Theriak *), welche Arzeney bey uns eben nicht mehr gebräuchlich ist.

*) Dieß Wort ist zusammengesetzt aus dem Griechischen θηρ, ein Thier und ἰάω, ich helle, und bedeutet ein Mittel wider den Biß giftiger Thiere.

Zweyte Ordnung.

Schlangen.	Eidechsen.	Schildkröten.
Die Klapperschlange.	Das Krokodill.	Die Riesenschildkröte.
Die Riesenschlange.	Das Amerikanische Krokodill.	Die Schuppenschildkröte.
	Der Wachhalter.	Die Mosaische Schildkröte.
	Der Leguan.	Die Geometrische Schildkröte.
	Der Stink.	Die gemeine Flußschildkröte.
	Der Gekko.	

Die Klapperschlange, Crotalus.

Nach der oben angeführten Eintheilung gehören die Klapperschlangen zur dritten Hauptgattung. Sie wohnen in Ostindien und Amerika, sind alle gistig und den Vipern ähnlich, gebähren auch lebendige Junge, zehn bis zwölf auf einmahl. Die Hauptfarbe der einen Untergattung ist schwarz, der andern gelbroth; Einige zählen aber schon fünf Untergattungen. Die größte ist die, deren Obertheil des Leibes gelbroth und braun gemischt und mit dunkelschwarzen Linien durchzogen, einen ausnehmend schönen Anblick gibt. Der Bauch sieht meistens blaßblau aus. Die Länge beträgt über fünf Fuß, und in der Mitte ist sie Armsdick. Der Schwanz gleicht einem bräunlichen Horn, das in Gestalt mehrerer zellenförmiger Glieder oder Gelenke leicht verbunden ist. In

jedem Jahr bildet sich ein neues, so daß man aus der Zahl dieser Glieder auf das Alter der Schlange schließen kann. Weil die Gelenke nur locker zusammenhängen so schlagen sie bey einer etwas starken Bewegung an einander, und erregen ein zischendes Geklapper. Von Natur sind die Thiere träge und friedlich, und fallen keinen Menschen an, wenn sie nicht beleidigt oder vom Hunger gequält werden. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Hasen, Eichhörnchen, Mäuse, Vögel, Frösche, Insekten und verschiedne Wasserthiere, daher sie auch gut schwimmen können. Bey Erblickung einer Beute, oder auch im Zorn, rasseln sie mit dem Schwanz, welches dem Menschen eine Warnung ist, daß er bey Zeiten flieht. Hingegen versichert man für gewiß, daß einige Thiere, anstatt sich zu entfernen, vielmehr durch den zischenden Ton herbeygelockt, sich ihr immer mehr nähern, bis sie dieselben erhaschen kann. Auf die Weise zaubert sie gleichsam die Eichhörnchen und Vögel von den Bäumen herab. Man erklärt diese merkwürdige Erscheinung, die auch zum Theil und im geringern Grade bey andern Schlangen, Kröten u. s. w. beobachtet wird, sehr verschieden. Einige schreiben jene Wirkung dem giftigen Hauch und der betäubenden Ausdünstung der Schlange zu; Andre meinen, daß die bloße Angst bey dem Anblick des Thiers, welches die schwächern Geschöpfe als ihren Mörder kennen, ihnen alle Besinnung raube; oder daß es vielleicht eine Art von Neugier oder Instinkt sey, wie bey den Fischen, die sich um den am Ufer vorne im Wasser stehenden Fischreiher versammlen. Hierauf gründet sich auch eine Methode Eichhörnchen zu fangen, die bey den Wilden in Amerika üblich ist. Sie verstecken sich nämlich im Busch, und machen den zischelnden Laut der Klapperschlange nach, da denn die Eichhörnchen herbeykommen und gefangen werden.

Das Gift der Klapperschlange ist ungemein stark, und tödtet einen Menschen zuweilen nach wenig Minuten. Die Senegawurzel soll das beste Gegenmittel seyn, wenn sie zeitig genug gebraucht wird. Die Schweine sind die einzigen Thiere, vor welchen sich diese Schlange fürchtet, und denen ihr Biß unschädlich ist. Sie suchen sie begierig auf und fressen sie. Auch die Indianer essen das Fleisch derselben, nachdem sie ihr schnell den Kopf abhauen, worin allein das Gift seinen Sitz hat. Man kann sie sehr zahm machen.

Die Riesenschlange, Boa.

Diese vierte Hauptgattung zeichnet sich vor den übrigen durch die erstaunliche Größe aus. Von den zehn hieher gehörigen Untergattungen hat zwar keine wirklich Giftzähne, allein ihre Stärke macht sie fürchterlich genug. Sie finden sich in Ostindien und Afrika, und erreichen eine Länge von zwanzig bis dreyßig Fuß. Die größte Gattung heißt die Königsschlange oder Abgottsschlange (Boa constrictor), weil sie von einigen Völkern ihres furchtbar prächtigen Ansehens wegen göttlich verehrt wird. Man will sie über vierzig Fluß lang, und dicker als ein Mann im Leibe gesehen haben. Die Farbe ist verschieden, meistens aber gelblich und bläulich mit einem bereiten schwarzen Streif über den Rücken und bräunlichen Flecken. Die ganze Haut glänzt, als wenn sie mit Firniß überstrichen wäre, sie steht daher wegen ihrer Schönheit auch in großem Werth, und ist in jenen Ländern ein Handelsartikel. Der mit scharfen Zähnen bewaffnete Rachen ist weit genug, um einen Hasen ganz zu verschlingen. Ihr Aufent-

halt ist theils an Flüßen, theils auf Bäumen, wo sie auf vorübergehende Thiere lauert. Wenn sie eins nahe genug sieht, schießt sie plötzlich herab, umschlingt es etlichemahl und schnürt es so zusammen, daß es ersticken muß. So bemächtigt sie sich der größern Thiere, als der Rehe, Hirsche, Büffel, Tieger u. s. w., indem sie ihnen die Knochen im Leibe zerbricht, das Blut aussaugt, und sie stückweise verschlingt. Die Knochen begeifert sie, um sie schlüpfrig zu machen, und verschluckt sie ganz. Nach einer so reichlichen Mahlzeit wird sie träge und unbehülflich, und ist dann leicht zu überwältigen. Wenn sie keine große Thiere erhaschen kann, begnügt sie sich mit kleinen Schlangen, Eidechsen, Kröten und Heuschrecken, die dort in ungeheuren Schwärmen das Land überziehen. Sie ist also eher zu den nützlichen als schädlichen Thieren zu rechnen. Von den Völkern, welche sie nicht für heilig halten, wird ihr Fleisch gegessen. Sie läßt sich ebenfalls zähmen und selbst zu verschiednen Künsten abrichten.

Von der fünften und sechsten Hauptgattung ist keine besonders merkwürdig.

Die gehörnte Schlange, Coluber cerastes.

Sie gehört zu der Hauptgattung der Nattern, wird ungefähr zwey Fuß lang, und hat auf dem Kopf zwey den Fühlhörnern der Schnecken ähnliche Auswüchse, daher der Nahme Cerast (von κερας, ein Horn). Diese Hörner gebraucht sie besonders, um Vögel zu berücken, denn sie versteckt sich ins Gras oder in den Sand, so daß nur die Hörner hervor-

ragen, welche sie hin und her bewegt, und damit spielt; die Vögel sehen dieselben für Würmer an, und fallen darauf, um sie zu fressen, werden aber augenblicklich von der Schlange ergriffen und verzehrt. Ihr Vaterland ist Egypten.

Das Krokodill, Lacerta crocodilus.

In Ansehung der Gestalt und der Kennzeichen überhaupt gehört das Krokodill zu dem Geschlecht der Eidechsen. Es lebt sowohl in Flüßen als in Seen, vornehmlich im Nil in Egypten, doch auch in Asien und Amerika. Die Länge desselben beträgt etliche zwanzig, oder nach einer andern Beschreibung gar an fünfzig Fuß. Oben sieht es braun oder schwarzgrau gefleckt, unten gelblich weiß aus. Die schuppigte Haut ist so hart, daß kein Flintenschuß durchdringt; am Bauch aber ist sie weich. Der breite Kopf endigt sich in eine Art von Rüssel, und in dem großen Rachen stehen in jedem Kiefer funfzig scharfe Zähne. Die Zunge fehlt ihm, an deren Statt ihm eine häutige Klappe zur Verschließung der Kehle dient. Von den Augen, die mit runzlichten Augenliedern versehen sind, geht eine Oeffnung durch den Hinterkopf, vermittelst welcher es auch hinter sich soll sehen können, welches doch nicht ganz wahrscheinlich ist. Die Vorderfüße haben fünf wie Finger gestaltete Zehen, die vier Zehen der Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz ist noch einmahl so lang als der ganze Körper, und oben mit einer gedoppelten Reihe schuppigten Zacken besetzt. Es hat darin so viel Stärke, daß es ein

kleines Fahrzeug damit umwirft, und einen Menschen mit Einem Schlage tödtet. Seine Nahrung besteht in Fischen und allerley andern Thieren, die es, am Ufer versteckt, erhaschen kann. Auch Menschen ist es gefährlich. Es verzehrt seinen Raub nie im Wasser, selbst die Fische bringt es ans Land, und wenn es einen Menschen oder ein Thier erbeutet hat, eilt es zwar damit ins Wasser, kommt aber bald wieder mit demselben hervor. Es läuft schnell, und schießt wie ein Pfeil auf seinen Raub; da es sich aber nur mit Mühe umwenden kann, so entgeht man ihm leicht durch einen Seitensprung. Seine Stimme ist brüllend, man hört sie aber selten und meist nur des Nachts. Die Krokodillsthränen gründen sich auf eine fabelhafte Sage.

Die Weibchen legen an hundert Eyer, und verscharren sie in den Sand. Sie sind kaum so groß als Gänse-Eyer, mit einer häutigen Schale bekleidet. Wenn die Jungen von der Sonnenhitze ausgebrütet und dem Auskriechen nahe sind, sollen die Alten ihnen zu Hülfe kommen, sie aus dem Sande hervorscharren, auf den Rücken nehmen und ins Wasser tragen. Die dann nicht schwimmen können, sollen sie verschlingen. Jedoch werden die meisten Eyer von den Ichneumon aufgesucht und gefressen. Die fabelhaften Erzählungen von diesem Thier sind in der Geschichte desselben bemerkt worden. Auch die Menschen trachten den Eyern nach, entweder um sie zu zerstören, oder sie zu essen. Die alten Krokodille selbst werden ebenfalls häufig getödtet und gegessen. Jung gefangen, lassen sie sich zähmen und abrichten. Ehemahls wurden sie in Egypten göttlich verehrt, von besondern Priestern bedient, und nach dem Tode königlich begraben. In der Bibel wird das Krokodill unter dem Namen Leviathan beschrieben.

Das Amerikanische Krokodill (Kaiman, Alligator) weicht in der Gestalt und Lebensart von jenem ab, und ist auch kleiner und furchtsamer.

Von den übrigen ausländischen Eidechsen bemerken wir hier den Wachhalter, (L. monitor) in Ost- und Westindien einheimisch, schwarz und weiß gefleckt und etwan anderthalb Ellen lang, der die Nachbarschaft der Krokodille durch ein helles Pfeifen verräth; den Leguan (L. iguana) in Westindien, gegen fünf Fuß lang, dessen Fleisch und Eyer von besonderm Wohlgeschmack sind, und der deshalb auch zuweilen lebendig nach Europa geschickt wird. Ueber den Rücken desselben geht ein zackigter Kamm, und am Halse hängt ein ausgezackter Sack, der ihm statt eines Kropfs dient. Ferner, den Stink, (L. stincus) in Arabien, Egypten und den angränzenden Ländern, einen halben Fuß lang, der von den Landeseinwohnern als ein besondres Stärkungsmittel gebraucht wird; und endlich den Gekko (L. Gecko) in Ostindien, Egypten und Süd-Europa, dem ein giftiger Saft zwischen den Fußzehen hervordringt, womit er die Speisen vergiftet, über welche er hinläuft, denn er schleicht sich gern in die Häuser ein. Wenn es regnen will, gibt er einen Laut von sich, der wie sein Nahme klingt. Er wird beynahe einen Fuß lang.

Die Schildkröte, Testudo.

Ob es gleich auch in Teutschland, z. B. in der Donau, einige kleinere Gattungen von Schildkröten gibt, so sind sie doch in Ansehung der Menge und der Nutzbarkeit gegen die ausländischen so unbeträchtlich, daß wir ihrer in der ersten Ordnung gar nicht erwähnt haben.

Die Schildkröten haben vier Füße und einen Schwanz wie die Eidechsen, einen kleinen, fast

schlangenartigen Kopf, und auf dem Rücken und unter dem Bauch eine Bedeckung von einem knochigten Schilde, das aber doch bey einigen Gattungen weich ist. Das Bauchschild ist platt und etwas kleiner als das erhabne gewölkte Rückenschild. Beyde sind an den Seiten fest verbunden, so daß sich nur vorn und hinten eine Oeffnung oder ein Ausschnitt in dem Bauchschilde befindet; durch jenen steckt das Thier den Kopf und die Vorderfüße, durch diesen die Hinterfüße und den Schwanz. Es kann sich aber auch ganz in sein Schild zurückziehen und darin verbergen, wo es so sicher ist, daß ein beladner Wagen darüber fährt, ohne es zu beschädigen. Auf dem Oberschilde, welches eben so mit dem Rücken verwachsen ist, als daß Unterschild mit dem Bauch, liegen hornähnliche Schuppen (Padden), und diese geben das eigentliche Schildpad, das in den Handel kommt, und zu feinen Kunstsachen verarbeitet wird. Die harte Schale selbst benutzt man nur zu gemeinen Arbeiten. Auch kann man diese Blättchen oder Schuppen nicht von allen Schildkröten-Arten gebrauchen, sondern nur von einigen größern, die stark und schön genug dazu sind. Gemeiniglich befinden sich dreyzehn dergleichen Schuppen in der Mitte, und vier und zwanzig um den Rand herum.

Die Nahrung dieser Thiere besteht in kleinen Fischen, Insekten, Würmern und Seegewächsen. Zähne haben sie zwar nicht, aber der Rand des Mundes und die Kinnbacken sind scharf. Sie sind in allen ihren Bewegungen langsam, doch schwimmen die Wasserschildkröten ziemlich schnell) und eben so auch in der Begattung, die mehrere Wochen dauert. Feste Speisen können sie lange entbehren, denn sie erhalten sich in der Gefangenschaft wohl ein Jahr vom bloßen Wasser. In feuchten Kellern dauern sie ohne alle Nahrung auch eine ziemliche Zeit. Ihr Leben ist so zähe, daß die Glieder des Leibes sich noch vier-

zehn Tage nachher bewegen, nachdem der Kopf schon vom Rumpf getrennt ist.

Einige leben meistens auf dem Lande, und heißen deshalb Landschildkröten; die Zehen an ihren Füßen sind ohne Schwimmhaut. Von denen, die sich im Wasser aufhalten, haben die Meerschildkröten flossenähnliche Füße, die Flußschildkröten aber Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden. In Ansehung der Größe findet sich unter den funfzehn Gattungen, die man bis jetzt kennt, eine beträchtliche Verschiedenheit. Einige sind nur so groß, als die Hand eines Knaben; andere werden, wo nicht höher, doch länger und dicker als ein ausgewachsner Ochse. Man benutzt von den meisten, außer dem schon genannten Schildpad, auch das Fleisch und die Eyer, welches besonders für Seefahrende eine gesunde und erquickende Speise ist. Selbst die Europäischen Flußschildkröten werden zu dem Ende an einigen Orten gehegt.

Die merkwürdigsten Gattungen sind folgende:

Die Riesenschildkröte (Mydas Test. Mydas), die größte unter allen, wird acht bis neun Fuß lang und gegen vier Fuß breit. Sie wiegt oft über acht hundert Pfund, und trägt eine Last von mehrern Zentnern auf ihrem Rücken; auch haben sieben bis acht Männer darauf Platz, mit welchen sie sich fortbewegt. Ihr eigentlicher Aufenthalt ist im Weltmeer zwischen den Wendezirkeln, bisweilen wird sie aber auch an die Europäischen Küsten verschlagen. Das Weibchen soll jährlich über tausend Eyer legen, die sie in den Sand verscharrt. Sie sind rund, mit einer pargament-artigen Haut umgeben, und etwa noch einmahl so groß wie Gänse-Eyer. Wenn die Jungen von der Sonne ausgebrütet sind, kriechen sie ins Wasser, werden aber auf dem Wege dahin häu-

fig von Seevögeln und andern Raubthieren gefressen. Die Alten selbst, wenn sie sich auf dem Lande befinden, können gar leicht gefangen werden, weil sie sich nur langsam fortbewegen. Man steckt etliche Stangen unter den Bauch, wirft sie auf den Rücken, und tödtet sie. Das Fleisch ist im Geschmack dem Kalbfleisch ähnlich, das Fett hat eine schöne grüne Farbe, und ist ebenfalls sehr gut zu gebrauchen. Im Wasser fängt man sie gewöhnlich mit starken Netzen, und auf einigen Inseln wird mit dem eingesalznen Fleisch ein ansehnlicher Handel getrieben. Das Rückenschild hat keine hornähnliche Schuppen, sondern ist mit einer lederartigen Haut überzogen. Weil es schwarzgrünlich aussieht, und auch wegen der grünen Farbe des Fettes, nennt man sie wohl die grüne Schildkröte. Die Indianer machen daraus Kähne, Tröge, Schilde u. s. w.

Die Schuppenschildkröte (Test. imbricata) (Karet) in Ost- und West-Indien, ohngefähr drey Fuß lang, gibt das schönste Schildpad.

Die mosaische Schildkröte (Test. Carolina) hat ihren Nahmen von der Zeichnung des Rückenschildes, welche der künstlichen Mosaik-Arbeit ähnlich ist, und aus gelben und schwarzen würfelförmigen Flecken besteht. Sie ist noch einmahl so groß als eine Mannshand. Ihr Vaterland ist Afrika. Diese und die folgende Gattung gehört zu den Landschildkröten, welche sich gewöhnlich in Büschen und Gärten aufhalten, gern gesellig leben und des Nachts zusammenrücken, daß sie gleichsam ein Pflaster machen, worüber man eine ganze Strecke weggehen kann.

Die geometrische Schildkröte (Test. geometrica) in Asien, noch kleiner als die vorige,

stellt auf ihrem Schilde artige Zeichnungen, wie geometrische Figuren, vor.

Die gemeine Flußschildkröte (Test. orbicularis) wird in den meisten Europäischen Ländern angetroffen. Das schwärzliche Schild ist etwas flach. Sie hält sich meist auf dem Boden im Schlamm auf, und wird mit Netzen herausgezogen. Ihr Fleisch ist eßbar, und die Brühe davon empfiehlt man schwindsüchtigen Personen. Die Länge derselben beträgt etwan einen halben Fuß. Im Winter verkriechen sie sich in die Erde, und liegen da in einer Art von Betäubung. Man kann sie in Wassergefäßen mit Kleye, Mehl und dergleichen lange erhalten.

Dritte Ordnung.

Die Pipa.
Das Chamäleon.
Der Salamander.
Der Basiliske.
Der Drache.
Die Brillenschlange.

Die Pipa, Rana pipal.

Unter den merkwürdigen Thiergattungen dieser Klasse zeichnet sich die Pipa vor audern aus. Sie gehört zu dem Geschlecht der Frösche und Kröten, ist aber größer als unsere hiesigen Kröten, und sieht schwarzbraun und weißgefleckt aus. Ihr Vaterland ist Süd-Amerika, besonders die Gegend um Surinam, daher sie auch die Surinamische Kröte heißt. Ihre Fortpflanzungsart hat sie zu einem Gegenstand der allgemeinen Bewunderung gemacht, und in der That ist sie auch, so viel man weiß, einzig in der Natur und sonderbar genug. Wenn nähmlich das Weibchen die Eyer gelegt hat, streicht das Männchen dieselben auf den Rücken des Weibchens, wälzt sich selbst rücklings darüber her, drückt sie dadurch in die Grübchen oder Zellen, welche sich in der Rückenhaut des Weibchens befinden, und befruchtet sie zuletzt noch mit seinem Saamen. Hierauf verwachsen die Eyer gleichsam mit der Haut der Mutter, und werden in einer Zeit von beynahe drey Monathen ausgebrütet. Die Jungen gehen ebenfalls, wie unsre hiesigen Frösche, durch eine Art von Verwandlung, und verlassen erst den Rücken der Mutter, nachdem sie ihre vollkommne Gestalt erhalten haben. Die Anzahl der Jungen, die auf diese Weise zur Welt kommen, beläuft sich zuweilen

über hundert, denn man zählt zweyhundert Zellen auf dem Rücken der Weibchen. Sie soll aber nur einmahl in ihrem Leben zur Zeugung tüchtig seyn. Gift hat diese Gattung so wenig, wie unsere Frösche und Kröten.

Das Chamäleon, Lacerta chamaeleon,

Dieß artigen Thierchen ist durch eine uralte Fabel berühmt geworden. Man hat vorgegeben, daß es die Farbe seines Körpers nicht nur nach Willkühr ändern könne, sondern daß es auch jederzeit die Farbe des Gegenstandes, der ihm am nächsten sey, annehme. Die Geschichte desselben ist aber kürzlich diese: Das Chamäleon wird zum Geschlecht der Eidechsen gerechnet, und findet sich in verschiedenen Gegenden von Afrika, Asien und Amerika, auch im südlichen Spanien. Seine Länge beträgt etwan einen Fuß, die Dicke zwey Zoll und die natürliche Farbe ist stahlgrau, wiewohl es auch blau und weißmarmorirte gibt. Es hält sich auf Bäumen und in Hecken auf, und fängt mit seiner langen klebrigen Zunge Insekten, in welcher Absicht das Maul immer offen steht. Aus diesem letztern Umstande muthmaßte man ehemahls, daß es bloß von der Luft lebe. Die großen goldfarbnen Augen haben die besondre Einrichtung, daß sie beyde zugleich nach verschiedenen Richtungen bewegt werden können, so daß das Thier z. B. mit dem einen in die Höhe und zu gleicher Zeit mit dem andern hinterwärts sehen kann. Vermittelst der ungeheuer grossen Lunge kann es sich ungemein aufblasen und auch wieder dünne machen. Wird es zornig, oder sonst lebhaft berührt, so zeigt sich auf der schuppigten Haut eine gelbliche, schwarze

oder gefleckte Farbe — vielleicht eine Wirkung der Galle — uud dieß mag der Grund jenes Irrthums von der Veränderung der Farben seyn. Uebrigens ist es ein ganz unschädliches Geschöpf, das leicht kirre wird. Im Orient hält man es in Zimmern, theils zur Vertilgung der Insekten, theils zum Vergnügen.

Der Salamander, Lacerta salamandra.

Eine ähnliche Verunstaltung der natürlichen Geschichte hat diese Eidechsengattung ehemahls unter die Wunderthiere versetzt. Der Salamander (Molch) sollte mitten im Feuer leben können, und man nannte ihn deshalb Feuersalamander, zum Unterschied von dem Wassersalamander, dessen in der ersten Ordnung gedacht ist. Er ist etwan eine Spanne lang und daumensdick, schwarz und gelb gefleckt, lebt an schattigten Orten auf dem Lande und an Gebäuden, und meidet den Sonnenschein, ob er gleich seinen Aufenthalt nur in südlichen Gegenden nimmt. Hin und wieder findet er sich auch in Teutschland. Seine Nahrung sind Fliegen und andre Insekten. Giftig ist er nicht. Auf dem Rücken stehen zwey Reihen Warzen, in welchen eine milchichte übelriechende Feuchtigkeit enthalten ist. Wenn man ihn daher auf Kohlen oder in ein schwaches Feuer wirft, so dämpft er es mit jener Feuchtigkeit und mit dem Saft, den er aus dem Maule fließen läßt, so daß er sich unbeschädigt wieder heraushilft. Allein in einem starkem Feuer muß er so gut wie andre Thiere verbrennen. In einem geringern Grade findet sich diese Eigenschaft auch bey einigen Kröten, daß sie durch Feuchtigkeiten, die aus ihrem Leibe dringen, glühende Kohlen löschen, und sich damit retten.

Der Basiliske, Lac. basiliscus.

Unter einem Basilisken dachte man sich vor Zeiten ein furchtbar giftiges Thier das aus einem Hahnen-ey entstehe, und dessen bloßer Anblick tödtlich sey. Der Gestalt nach gleiche es größtentheils einem Hahn, es habe aber auch etwas von der Bildung einer Kröte und Schlange an sich. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sey ein tiefer Brunn oder Keller, in dessen Mauer er sich verberge; durch Hülfe eines Spiegels könne man es dahin bringen, daß es sich selbst vergifte, u. s. w.

Der eigentliche Basiliske, der unter diesem Nahmen wirklich in der Natur vorhanden ist, gehört ebenfalls zu den Eidechsen, und lebt in Südamerika und im Orient auf Bäumen; man findet ihn aber selten. Er wird ohngefähr anderthalb Fuß lang, sieht bläulichgrau und weißgefleckt aus, hat auf dem Hinterkopf einen Kamm, denn er aufblähen kann, von der Kehle hängen kammartige Lappen herab, und über dem Rücken läuft ein solches Gewächs wie eine Flosse bis zur Hälfte des Schwanzes hin. Vermittelst dieser ausgespannten Häute am Kopf und auf dem Rücken kann er nicht nur von einem Ast zum andern ziemlich weit springen, sondern auch sich auf der Fläche des Wassers empor halten und schwimmen. Die Nahrung hat er mit den übrigen Eidechsengattungen gemein. Er ist ebenfalls ohne Gift.

Der Drache, Draco volans.

Drachen und Basilisken stellt die Einbildung gemeiniglich zusammen, indem die fabelhafte Vorwelt von beyden eine abentheuerliche Meinung heg-

te. Nach ihrer Schilderung war der Drache eine ungeheure geflügelte Schlange mit zwey Füßen, die auf ihre Feinde Feuer spie und dergleichen. Jetzt ist jenes Unthier zu einer unschuldigen geflügelten Eidechse von der Länge eines Fußes zusammengeschrumpft; wenigstens hat sie jenen fürchterlichen Nahmen geerbt.

Dieser Drache ist in Ostindien, Afrika und Amerika einheimisch, hat vier Füße und auch sonst die Gestalt der Eidechsen, lebt auf Bäumen wie der Basiliske, nährt sich von Insekten und ist unschädlicher wie dieser. In Ansehung der Farbe findet man sie verschieden, grüngefleckt, blau, braun, schwärzlich u. s. w. An beyden Seiten des Körpers sind Häute wie Floßen gewachsen, die durch knorpelartige Rippen unterstützt und auch mit den Füßen etwas verbunden, leicht ausgespannt werden können. Diese Häute nennt man uneigentlich Flügel; sie dienen dem Thier, weite Sprünge zu machen, aber keinesweges wirklich zu fliegen.

Die Brillenschlange, Coluber naja.

Eine der giftigsten Schlangengattungen ist die Brillenschlange; wir bemerken sie aber hier mehr wegen ihrer Fähigkeit, sich abrichten zu lassen, als wegen ihres heftigen Gifts. Man findet sie in Ost- und Westindien. Die Farbe ist gemeiniglich röthlich oder gelb, und auf dem Rücken nach dem Halse zu sieht man die braune Zeichnung einer Brille; die Länge beträgt drey bis vier Fuß. Der Ichneumon stellt ihr nach, und frißt sie ohne Schaden. Wenn sie gereitzt wird, richtet sie sich grade in die Höhe,

so daß sie auf dem Schwanz steht, bläset die Haut am Kopf weit auf, und verwundet den, der ihr zu nahe kommt. Der Biß ist in wenig Minuten tödtlich, wenn nicht gleich ein Gegenmittel gebraucht wird. Dennoch wissen die Indianer diese Schlangen so zu behandeln, daß sie sich nach ihrem Willen erheben und gleichsam nach dem Takt tanzen müssen. Sie ziehen mit einem solchen Thiere, wie unsre Taschenspieler und Bärenführer umher, und lassen ihre Künste für Geld sehen. Die Schlange wird in einem verdeckten Gefäß erhalten, und wenn sie tanzen soll, lockt sie der Gaukler hervor, reicht ihr einen Tuchlappen oder dergleichen vor, wo sie etlichemahl hineinbeißt und sich ihres Gifts entledigt. Nun ist ihr Biß auf eine kurze Zeit unschädlich, er reitzt sie also durch einen schwachen Stoß, daß sie sich aufrichten muß. Sobald dieß geschieht, hält er ihr seine Faust vor, stimmt einen Gesang an, und bewegt die Faust taktweise vor ihr auf und ab und nach allen Seiten hin. Dieß Thier sperrt den Rachen auf, die Zunge spielt vor dem zischenden Maule, und die funkelnden Augen sind auf die Faust gerichtet. Sie folgt mit dem Kopf und der Hälfte des Körpers den Bewegungen der Faust, und drehet sich also in einem Kreise von etlichen Spannen umher, dabey aber doch der Schwanz auf seinem Ort unbeweglich ruhet. Dieser Tanz währt etwa eine halbe Viertelstunde, da der Gaukler den Gesang abbricht und die Faust sinken läßt, worauf auch gleich das ermüdete Thier sich niederlegt, und gelassen wieder in sein Gefängniß kriecht.

Vierte Klasse.

Fische.

So wie die Amphibien das Athmen durch Lungen in gewissem Grade mit den Säugethieren und Vögeln verbindet, das kältere Blut hingegen sie von jenen warmblütigen Thieren wieder trennt, so haben die Fische das rothe kalte Blut mit den Amphibien gemein, entfernen sich aber von denselben dadurch. daß sie nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmen. Zwar sind einige Fische auch noch mit einer Art von unvollkommnen Lungen versehen, so daß diese durch Lungen und Kiemen zugleich zu athmen scheinen, daher sie auch von verschiedenen Naturforschern zu den Amphibien gezählt werden; allein Andere glauben, mit größerm Recht, sie doch in die Klasse der Fische stellen zu können. Wenigstens machen diese Thiere von den Amphibien zu den Fischen einen fast unmerklichen Uebergang. Auch ihre Kiemen unterscheiden sich von den Kiemen der übrigen Fische, und bestehen in einigen Luftlöchern hinter dem Kopf.

Die wesentlichen Kennzeichen eines Fisches sind also; rothes kaltes Blut und das Athmen durch Kiemen, wozu man auch noch die Flossen rechnen kann, vermittelst welcher sie sich im Wasser bewegen. Jedoch bedarf es wohl in den wenigsten Fällen einer kunstgerechten Beschreibung, um einen Fisch von einem andern Thier zu unterscheiden, da der bloße Anblick hiezu hinreichend ist.

Der Körper der Fische scheint in Vergleichung mit den Thieren der drey ersten Klassen (die Schlan-

gen etwa ausgenommen) ungemein einfach. Aber bey genauerer Betrachtung desselben findet sich eben so viel Wunderbares und Merkwürdiges, als bey jenen. Man glaubt auf den ersten flüchtigen Blick nichts weiter als eine belebte Masse Fleisch vor sich zu sehen, so sehr weicht die Form dieser Geschöpfe von dem Modell der meisten andern ab. Kopf, Hals, Brust, Leib und Schwanz bestehen aus einem, ohne merkliche Abtheilung unterschiedenem Stück, und den Mangel der Füße ersetzen die Flossen, die kaum eine Vergleichung mit jenen aushalten. — Allein demohngeachtet ist weder Ebenmaaß im Verhältniß der einzelnen Theile zu einander, noch Schönheit des Ganzen zu verkennen. Vorzüglich muß man die Mannigfaltigkeit in der Bildung bewundern, welche die Natur bey dieser Klasse von Thieren aufstellt. Der größte Theil der Fische hat zwar, wie bekannt, einen von beyden Seiten zusammengedrückten Körper; dagegen sind aber andre in die Breite platt gedrückt; noch andre walzenförmig, eckigt, und einge sogar fast kugelrund. Eben so verschieden ist die Bildung des Kopfs. Auch die Zähne stehen nicht immer, wie bey andern Thieren, in den Kinnladen, sondern zuweilen auf der Zunge, oder im Gaumen, oder im Schlunde, oder, wie bey den Karpfen, hinter den Kiemen, in einem besondern Knochen, auch wohl an mehrern der genannten Orte zugleich. Der After liegt gemeiniglich mitten am Bauch; bey den Karpfen näher am Schwanz; bey den Schollen an der Brust; bey dem Schlangenfisch nahe am Kopf, und bey den Fin-aalen an der Kehle. — In der Größe findet sich unter ihnen ein eben so beträchtlicher, vielleicht noch höherer Abstand, als von dem Elephanten bis zur Zwergmaus; denn es gibt Fische, die nie länger werden, als eine Stecknadel; und nun denke man sich dagegen das Ungeheuer, den Hai, der ein ganzes Pferd in seinem Leibe beherbergen kann.

Was nun die einzelnen Theile des Fischkörpers insbesondere betrift, so sind davon die Kiemen oder Kiefen zuerst und hauptsächlich zu bemerken. Sie dienen ihnen anstatt der Lungen, indem sie das Wasser mit dem Munde einziehen, und zu gleicher Zeit die Kiemen mit dem Deckel verschließen, da sodann die in dem Wasser befindliche Luft durch die feinen Gefäße ins Blut gebracht wird. Sobald dies geschehen ist, öffnen sich die Kiemen, und das eingezogene Wasser dringt wieder heraus. Da kein Thier ohne Lunge eine Stimme von sich geben kann, so sind natürlich auch die Fische stumm. Jedoch lassen einige, z. B. die Peizker, wenn sie angegriffen oder gedrückt werden, einen Laut hören, welches durch die Kiefern auf ähnliche Art bewirkt wird, wie bey den Insekten durch die Flügel u. s. w.

Die Flossen (Floßfedern, Finnen) sind die vornehmsten Werkzeuge zur Bewegung der Fische. Sie bestehen aus Gräten, die mit einer zarten Haut verbunden durch eigne Muskeln regiert werden. Von der Stelle, wo sie sitzen, bekommen sie ihre Nahmen, und es gibt daher Rückenflossen, Brustflossen, Bauchflossen und Schwanzflossen. Jede Art von Flossen hat ihren besondern Nutzen, welches man daraus sieht, daß der Fisch eine oder die andere Bewegung nicht mehr machen kann, nachdem man ihm diese oder jene Flosse abgeschnitten hat. Bey einigen Gattungen von Fischen sind die Flossen so groß, daß sie ihnen zum Fliegen dienen.

Auch die Schwimmblase befördert die Bewegung, besonders das Auf- und Niedersteigen im Wasser. Sie liegt im Bauche nach der Länge des Rückgrats, und ist bey einigen einfach, bey andern doppelt, auch sonst von verschiedener Bildung. Die Luft, mit welcher sie angefüllet ist, dehnt den Körper aus, und macht ihn also auch leichter, daß er

oben schwimmen kann. Will nun der Fisch in die Tiefe hinab, so preßt er vermittelst gewisser Muskeln die Luft aus der Blase, wodurch der Körper schwerer wird und sinkt. Sobald dieser Druck nachläßt, steigt auch der Fisch wieder in die Höhe. Wenn man einem lebendigen Fisch die Blase mit einer Nadel oder einem ähnlichen Instrument verletzt, so kann er sich nicht mehr von dem Boden des Wassers erheben; doch haben die Gattungen, welchen die Blase gänzlich fehlt, das Vermögen, sich aufwärts zu bewegen, durch eine andere Einrichtung des Körpers erhalten. — Um die strom-abwärts fließende Nahrung aufzufangen, schwimmen die Fische meistens dem Strom entgegen.

Die horn-artigen Schuppen, womit die meisten Fische bedeckt sind, haben gewöhnlich einen schleimigten Ueberzug, und bey jeder Gattung eine eigne Bildung, zum Theil auch einen ausnehmend schönen Gold- und Silberglanz. Verschiedene sind nur mit einer schlüpfrigen Haut bekleidet; die sogenannten Knorpelfische aber größtentheils mit Schildern und knochichten Schalen.

Wahre Knochen finden sich bey den Fischen nur sehr wenig, denn einige haben statt derselben Knorpel, und heissen deßhalb auch Knorpelfische; andre haben Gräten, welche zwischen den Knochen und Knorpeln in der Mitte stehen und elastisch sind.

Die Fische haben ein sehr feines Gefühl, so daß sie auch die geringste Bewegung des Wassers empfinden, und ob ihnen gleich das äußere Ohr mangelt, so können sie doch leise hören, da sie mit innern Gehörwerkzeugen versehen sind. Daher vermeiden die Fischer beym Fischfang alles Geräusch und selbst das laute Sprechen. Eben diese Leute wissen den scharfen Geruch der Fische zu benutzen,

indem sie den Köder mit Bibergeil, Leinöl und ähnlichen starkriechenden Dingen bestreichen, um sie aus der Ferne herbey zu locken. Das Auge ist ungemein hell und schön, und der innere Bau desselben bewunderungswürdig. Sie können auch des Nachts sehen, denn die meisten gehen um diese Zeit ihrem Raube und andern Geschäften nach, und ruhen am Tage in der Tiefe. Aus diesem Grunde wird die Nachtzeit für die bequemste zum Fischfang gehalten. Ob sie zu ihrer Erhohlung eines täglichen Schlafs bedürfen, kann aus Mangel hinlänglicher Erfahrung nicht mit Gewißheit gesagt werden. Doch vermuthet man, daß bey ihnen ein Winterschlaf statt findet. Ueberhaupt können die Bemerkungen über ihre besondere Lebensart, Sitten und Eigenschaften nicht anders als mangelhaft und unvollkommen seyn, da die Natur des Elements, worin sie leben, uns nähere und fortgesetzte Beobachtungen verbiethet.

Der größte Theil der Fische entsteht aus Eyern, und nur wenige kommen lebendig zur Welt. Die noch nicht gelegten Eyer nennt man Rogen, daher heißen die Weibchen (die gemeiniglich auch etwas dicker sind als die Männchen) Rogner; wenn aber das Weibchen sie von sich gelassen hat, heißen sie Laich. Den Männchen gibt man den Nahmen Milchner, weil der Saame derselben Milch, und zum Unterschied von der eigentlichen Milch in den Brüsten der Säugethiere, der Milch genannt wird. Die Anzahl der Eyer von einem Weibchen ist unglaublich groß, und beläuft sich bey einigen Gattungen auf mehrere Millionen. Diese Fruchtbarkeit wird theils durch die vielen Raubfische und Wasservögel eingeschränkt, theils durch unzählige andere Unfälle, denen die von allem Schutz entblößte Brut ausgesetzt ist. Auch die Menschen

selbst tragen nicht wenig zur Verminderung dieses Ueberflusses bey.

Wenn die Laichzeit eintritt, werden die Weibchen von den Männchen aufgesucht und durch allerley Liebkosungen gereizt, den Laich von sich zu geben, den diese sogleich mit ihrem Samen begießen; allein eine wirkliche Begattung findet dabey nicht Statt. Nur die wenigen, welche lebendige Junge gebären, z. B. die Aale, paaren sich wahrscheinlich nach Art andrer lebendig gebärenden Thiere. Gemeiniglich legen die Weibchen die Eyer, die vermittelst einer klebrigten Gallerte zusammenhängen, in der Nähe des Ufers an Wasserpflanzen, oder sie scharren sie in den Sand in den Boden des Wassers, wo sie von der Wärme der Sonne ausgebrütet werden. Die jungen Fische entwickeln sich zum Theil, wenn sie ausgekrochen sind, erst nach und nach zu ihrer vollkommnen Gestalt. Sie wachsen aber sehr geschwind, einige vermuthlich Zeitlebens, ohne je eine bestimmte Größe zu erreichen. Ihre Nahrung ist sehr verschieden. Es gehören dahin Pflanzen, Schlamm, allerley Unrath, Insekten, Gewürm und andere Wasserthiere; sehr viele leben blos vom Raube der Schwächern ihres eigenen Geschlechts und vom Rogen.

Merkwürdig ist der Trieb, jährlich bestimmte Züge aus einem Wasser ins andre anzustellen, den einige Fische mit den Vögeln gemein haben. Sie thun dies hauptsächlich, um bequeme Plätze zum Laichen aufzusuchen, theils auch wohl der Nahrung wegen. So gehen z. B. die Meer-aale aus der See in die Flüsse, um ihre Brut da anzusetzen; die gemeinen Aale hingegen ziehen in eben der Absicht aus den Flüssen in die See. Diese Einrichtung kommt besonders den Küstenbewohnern gut zu statten, denen jene Fische heerdenweise und oft aus

den entferntesten Gewässern entgegenschwimmen und also weit bequemer als zu einer andern Zeit gefangen werden; dies ist der Fall mit den Häringen, den Kabeljauen, den Lachsen.

Der Nutzen der Fische schränkt sich größtentheils auf den Genuß ihres Fleisches ein, ist aber in dieser Hinsicht für einen großen Theil der Menschen äußerst wichtig. Viele Nationen, besonders die auf Inseln, am Meere und in kalten, sonst nicht sehr fruchtbaren Ländern wohnen, nähren sich blos oder hauptsächlich vom Fischfang. Auch hat sie das Bedürfniß gelehrt, einen mannigfaltigen Gebrauch von den Fischen zu machen. Sie mahlen z. B. die Knochen derselben oder das gedörrte Fleisch zu Mehl, bereiten Gebackenes davon u. s. w. In Island futtert man öfters Kühe und Pferde, aus Mangel an Gras, mit gedörrten Fischen. Desgleichen leben auch viele tausend Europäer von dem Fang, der Zubereitung und dem Verkauf der Häringe, der Kabeljaue, der Hausen und anderer Fische. Außer dem Fleisch benutzt man vornehmlich von einigen Fischen noch besonders den Rogen, der eingemacht Caviar heißt, das Fett zu Thran, die Blase zu Leim, die Haut zu Chagrin und anderm Leder, die Schuppen zu Glasperlen.

Sowohl die Vortheile des Fischfangs überhaupt, als auch die Fortzucht und Hegung dieser nutzbaren Thiere insbesondere, machen uns eine richtige Kenntniß derselben nothwendig und schätzbar. Die Geschicklichkeit, Fische in freyen Gewässern zu fangen, welche die Fischer kunstmäßig erlernen und ausüben, ist der Gegenstand der sogenannten wilden Fischerey. Hierzu gehören hauptsächlich drey Stücke. Erstlich, eine genaue Bekanntschaft mit dem Gewässer, wo man fischen will, und den Gattungen der Fische, die sich daselbst aufhalten. Anders wird die Fische-

rey auf dem Meere, anders auf Strömen und Flüssen, anders auf Seen getrieben; ja jeder Distrikt erfordert oft besondere Anstalten. Zweytens muß ein Fischer die besten Werkzeuge des Fischfangs nicht nur kennen, sondern auch größtentheils selbst zu verfertigen, wenigstens anzugeben wissen, z. B. allerley Netze und Garne, Reusen, Angeln u. s. w. Drittens ist ihm eine sorgfältigste Beobachtung der Natur und Lebensart der Fische unentbehrlich, um die bequemste Zeit zum Fang und die sicherste Lockspeise (den Köder) für jede Gattung derselben zu erfahren. Aus dem Köder machen die Fischer gewöhnlich ein Geheimniß; man weiß aber im Allgemeinen, daß alle stark- und angenehmriechende Sachen, z. B. Bisam, Bibergeil und dergl. die Fische herbeylocken. So wie aber ein Jäger nicht ebendasselbe zu allen Zeiten niederschießt; so muß auch beym Fischfang diese Regel einer klugen Schonung wohl beobachtet werden. Die nicht ungegründeten Klagen über die Abnahme der Fische, die man häufig führt, sind meistens Beweise von der Unwissenheit, oder von einem verkehrten sich selbst bestrafenden Eigennutz derer, welche die Fischerey treiben. Besonders wird diese Abnahme an solchen Orren verspürt, wo eine ganze Gemeine, oder doch mehrere zugleich das Recht, zu fischen, haben. Dies ist noch schädlicher als das Recht der Gemeinehütung. Denn hier fängt ein Jeder, was und wie viel er fangen kann, unbekümmert, ob die Nachkommen darunter leiden oder nicht. Jedoch wirthschaften auch wohl Fischer, die einen Distrikt allein gepachtet haben, zu Zeiten nicht viel besser. In verschiednen Ländern hat nun die Obrigkeit diesem Uebel durch Verordnungen abzuhelfen gesucht. Nach denselben ist es verboten, Fische zur Laichzeit zu fangen, und zu dem Ende ist diese Zeit von den bekanntesten Gattungen nahmentlich angegeben. Um der jungen Brut zu schonen, sollen keine zu enge Netze gebraucht werden,

daher hat man die Weite der Maschen genau bestimmt. Wenn von ungefähr sich junge Fische mitfangen, müssen sie gleich wieder ins Wasser geworfen werden, deshalb sind auch den Fischern und Fischhändlern hölzerne Modelle von jeder Gattung zugestellt worden, und die Polizey wacht darüber, daß kein Fisch verkauft wird, der die gehörige Größe nicht hat. Einige Arten des Fischfangs sind gänzlich untersagt, weil sie den Ruin der Fischerey nach sich ziehen, z. B. die Nachtfischerey beym Schein der Fackeln oder einer Blendlaterne, die ins Wasser hinabgelassen wird; desgleichen die sogenannten Fischkörner und andre betäubende Mittel, die zum Theil der Gesundheit derer nachtheilig sind, die diese Fische essen. Diese und ähnliche heilsame Verordnungen würden bey Erwachsenen noch wirksamer seyn, wenn sie in der Jugend eine gründliche Unterweisung in der ökonomischen Naturgeschichte der Fische erhielten, und wenn man zugleich die vielen Vorurtheile und abergläubischen Meynungen auszurotten suchte, die bey diesem Gewerbe zu herrschen pflegen.

Nicht sowohl eines großen Vortheils wegen als vielmehr um der Bequemlichkeit und des Vergnügens willen halt man auch in Teichen und andern eingeschränkten Wassern allerley Fische, wartet und schützet sie und sorgt für ihre Fortpflanzung. Dieß nennt man die zahme Fischerey, deren Hauptgeschäft mehr in der Fortzucht uud Wartung, als in dem Fang der Fische besteht, denn dieser hat hier wenig Schwierigkeit. Ehemahls war das Besetzen eines Teichs mit junger Brut sehr mißlich und zum Theil mühsam und kostbar, weil man es nicht anders als mit laichenden Rognern bewerkstelligen konnte, welche oft schwer zu bekommen und noch schwerer an Ort und Stelle zu schaffen waren, entweder unter-

weges absterben, oder die Veränderung des Wassers nicht vertrugen, u. s. w. Seit einiger Zeit hat man aber glückliche Versuche mit dem Laich gemacht, den man mit den Pflanzen, woran er sitzt, aus dem Wasser nimmt, ihn in ein gläsernes mit Flußwasser angefülltes Gefäß an die Sonne setzet, und einen Tag um den andern frisches Wasser eingießt, da denn in einer Zeit von acht oder mehrern Tagen (nachdem der Laich früher oder später gelegt war) die Fischchen auskommen. Dies geschieht eben so gut in dem Teich selbst, wenn man nur den Laich vor Raub und Beschädigung sicher stellt. In China ist diese Methode schon längst bekannt gewesen, und man treibt da mit dem Fischlaich einen starken Handel. Auch hat man nun bey uns eine künstliche Befruchtung der Eyer erfunden und zu benutzen gesucht. Man nimmt nähmlich einen Rogner zur Laichzeit, hält ihn über ein Gefäß mit Wasser, streicht ihm mit den Fingern etlichemahl über den Bauch nach unten hin, so läßt er die Eyer fahren. Hierauf verfährt man eben so mit einem Milchner, der den Milch darüber gießt. Sodann menget man beydes mit der Hand oder mit einem Span unter einander, verhütet aber das Zusammenklümpern, sonst faulen sie leicht. Nach etlichen Wochen erscheinen die ausgebrüteten Jungen. Auf diese Weise kann man wahrscheinlich nützliche Bastarte ziehen. Man hat sogar auch Fische verschnitten oder kastrirt, um sie fetter und schmackhafter zu machen, welches jedoch keine Nachahmung verdient, da viele daran sterben, und der gehoffte Vortheil nicht sonderlich ist.

Die übrige Sorge betrift besonders die Reinigung des Teichs vom Schilf und andern unnützen Dingen. Großen Aufwand von Kosten erfordert und trägt ein mittelmäßiger, von der Natur selbst gebildeter Teich nicht. Denn ein Saat-acker von gleicher Größe bringt doch mehr ein, als ein Teich; aber

nicht jeder Teich läßt sich urbar machen, und bisweilen ist auch der Fleck so unbeträchtlich, daß er kein großer Zuwachs zu den übrigen Ländereyen des Besitzers seyn würde. Auch ist es angenehm, von diesen Gütern der Natur etwas Eigenes zu haben.

Weit kostbarer ist aber die zahme Fischerey im Großen, da künstliche Teiche angelegt und mit vielem Aufwand unterhalten werden müssen. Dies ist ein Gegenstand der Teichwirthschaft, deren vortheilhafte Betreibung in eigenen Büchern gelehrt wird. Nur reiche Gutsbesitzer können ein solches Unternehmen ausführen, und die Kosten der Unterhaltung bestreiten. Diese werden zwar von dem Verkauf der Fische ersetzt, auch wohl reichlich ersetzt, wenn alles gehörig betrieben wird, z. B. die Karpfenteiche bey Kottbus und Peiz bringen jährlich mehrere tausend Thaler ein; aber dennoch ist der Feldbau minder kostbar und dabey einträglicher als die Teichwirthschaft.

Die gewöhnlichsten und vortheilhaftesten Gattungen der Teichfische sind Karpfen, Hechte und Forellen, davon jede Gattung in einem besondern Teiche gehalten werden muß, denn die Karpfen gedeihen am besten in einem schlammigten und fetten Wasser, die Forellen hingegen in einem klaren, kiesigten Bach, und die Hechte sind so räuberisch, daß man keine andere Fische, die sich fortpflanzen sollen, zu ihnen setzen darf. Die Karpfenteiche bestehen in einer vollständigen Fischerey in drey verschiedenen Abtheilungen. Die erste liegt der Quelle am nächsten, und ist für die junge Brut bestimmt; sie heißt der Streich- oder Laichteich, weil die Streichkarpfen sich darin befinden. Aus dem Streichteich werden die Jungen nach zwey Jahren in den Streckteich gebracht, wo sie sich strecken, d. ist. bis zur gehörigen Größe des Satzes wachsen müssen. Aus diesem

kommen sie endlich nach einem Jahr in den Satzteich, worin der Satz (so nennt man die dreyjährige Brut) noch einige Jahre bleibt, und dann ausgefischt wird. Die Teiche müssen nicht nur öfters gereinigt, sondern auch alle sechs Jahr gebrachet werden, indem man sie ausfischen, austrocknen, pflügen und mit Getraide, Rüben und dergleichen besäen läßt. Dies geschieht theils darum, damit der Boden nicht versaure, theils, damit er durch die Bearbeitung wieder fett und nahrhaft für die Fische werde. Auch ist ein solcher Boden sehr fruchtbar, und diese Art der Benutzung desselben erhöhet also den Ertrag der Teichwirthschaft.

Fische. Erste Ordnung.

Teichfische nebst den dahin gehörigen Gattungen.

Die Forelle
Der Hecht
Der Karpfen
Karpfen-arten:
Der Blei
Die Karausche
Der Giebel
Die Schleie
Die Barbe
Der Raapfen
Der Aland
Die Plötze
Das Roth-auge
Der Nasenfisch
Der Döbel
Die Zärthe
Der Lauben
Die Zope
Der Küdling
Die Ziege
Die Alandsblecke
Der Uekelei
Der Gründling
Die Ellritze
Der Spierling
Der Bitterling
Die Smerle
Der Baarsch
Der Stachelbaarsch.

Fische mit schlangen-ähnlichem Körper.

Der Aal
Die Aalraupe
Die Kaulquappe
Die Pricke

Der Wels.

Der Lachs mit einigen Gattung.

Der Rheinanken
Die Maräne
Die Aesche
Der Salbling
Der Schnäpel
Der Stint.

Zweyte Ordnung.

Nützliche	Schädliche.
Das Blaufelchen	Der Hai
Der Häring	Der Meerengel
Der Mutterhäring	Der Menschenfres-
Die Sardelle	ser
Der Breitling	Der Sägefisch
Der Kabeljau	Der Pferdhai
Der Leng	Der Seewolf.
Der Stockfisch	
Der Schellfisch	
Der Dorsch	
Der Wittling	
Der Pollack	
Der Köhler	
Der Stöhr	
Der Sterlet	
Der Hausen	
Der Scholle	
Der Heiligebutt	
Der Steinbutt	
Der Flunder	
Der Platteiß	
Die Makrele	
Der Thunfisch	
Die Meerbarbe	
Der Rochen.	

Dritte Ordnung.

Elektrische Fische
Der Zitter-rochen
Der Zitter-aal
Fliegende Fische
Der Knorrhahn
Der Schlammpeizker
Der Goldfisch
Nadelfische
Der Sprützfisch.
Der Saugefisch.

Erste Ordnung.

Die Forelle, Salmo fario.

Von dem zahmen Fischen, das ist, von denen, die des Nutzens wegen in Teichen gehalten, sind die Forelle, der Hecht und der Karpfen die wichtigsten, daher sie auch hier billig die ersten Stellen einnehmen.

Die Forelle gehört eigentlich zu dem Geschlecht der Lachse, und lebt, wie diese, vom Raube. An Gestalt ist sie einem Hecht ähnlich. Man kennt ausser der Teichforelle, von der hier zunächst die Rede seyn wird, noch hauptsächlich folgende Gattungen.

Die Lachsforelle (Lachsfohre, Rheinanke) steht gewöhnlich in Ansehung der Größe zwischen dem Lachs und der gemeinen Forelle in der Mitte, hält sich gern

in der Gesellschaft des Lachses, und hat eben so fettes und röthliches, aber noch zarteres Fleisch wie dieser. Der Rücken sieht schwarzblau, die Seiten grünlich, mit schwarzen und röthlichen Punkten gesprengt, der Bauch weißgelblich aus. Jedoch ändert sich nach Beschaffenheit des Wassers die Farbe wie bey allen andern Fischen. Sie nährt sich von kleinen Fischen, Würmern und Wasserinsekten, und wird gegen zehn Pfund schwer. Ihr Aufenthalt ist im Meere, sie kommt aber zum Laichen in die Flüsse herauf. Ihre Laichzeit fällt in den Novemver und Dezember; indeß tritt sie schon im May in die Mündungen der Flüsse ein, und wird daher bereits in diesem Monat bey Hamburg in der Elbe gefangen. Von Michael bis Weihnachten ist der Fang weiter hin am ergiebigsten. Merkwürdig ist es, daß der Gaumen, die Zunge, Kiefern und Augen dieses Fisches im Finstern leuchten, und daß sogar auch die Finger, womit man diese Theile berührt, diese Eigenschaft annehmen. Die Ursache davon schreibt man einer gewissen schleimigten Materie zu.

Die Wald oder Steinforelle unterscheidet sich nur wenig von der gemeinen Forelle. Sie hat einen etwas größern schwarzbraunen Kopf, auch der Rücken und die Seiten sind braun und blaulich gefleckt.

Die Alpforelle (Bergforelle, Rothfisch) lebt auf hohen Gebirgen in nördlichen Ländern, wo sie vermuthlich nach großen Uiberschwemmungen zurückgeblieben ist. Auf dem Rücken sieht sie grünlich, am Bauche weiß aus. Man findet sie in England, am häufigsten auch in Lappland, wo sie zu Zeiten die vorzüglichste Nahrung der Einwohner ist.

Die Silberforelle, deren Seiten und Bauch silberfarben, der Rücken bräunlich aussieht, wird vor-

nemlich in der Ostsee angetroffen. Sie erreicht eine Länge von anderthalb Fuß.

Die gemeine Forelle (Teichforelle, Bachforelle), ein sehr schöner und lebhafter Fisch, meistens oberwärts schwarzgrün mit rothen, gelben und schwärzlichen Flecken, nach unten zu weiß und ungefleckt. Die Schuppen sind klein und zart. Gewöhnlich wird sie einen Fuß lang und ein halb Pfund schwer; bey guter Nahrung aber erhält sie wohl zwey bis drey Pfund am Gewicht und zwey Fuß Länge. Sie liebt, wie alle ihre Verwandte, klares, kaltes und schnellfliessendes Wasser mit steinigtem Grunde, und zieht schattigte Bäche, die aus Gebirgen entspringen, allen andern vor. Ihre Nahrung sind kleine Fische, Würmer und Insekten. Sie laicht vom Oktober bis December an den Wurzeln der Bäume und an großen Steinen, woran sie sich reibt. Man fängt sie unter andern in Reusen, worin man einen Köder oder Bibergeil, Kampfer und Leinöl legt; indem man diese Sachen zusammenschmelzt, einen Büschel Flachs hineintaucht und diesen in ein leinen Säckchen hängt. An die Angeln, womit man sie fangen will, steckt man Krebsschwänze, Blutigel, oder Kügelchen aus Kampfer, Reiherfett, faulem Weidenholz und Honig. In England fängt man sie mit Insekten, die aus Seide und Pferdehaaren nach der Natur gebildet sind, und die man an der Angel über dem Wasser hin und herhüpfen läßt, denn die Forellen pflegen wohl eine halbe Elle über das Wasser nach den wirklichen Insekten zu springen. Diese Art der Täuschung heißt die Springfischerey, welche besonders bey trübem Wetter glücklich zu seyn pflegt. In den meisten Ländern gehört der Forellenfang dem Landesherrn, und ist Privatpersonen unter harter Strafe, im Königreich Kongo sogar unter Androhung der Todesstrafe verbothen.

Diese Fische werden nun in besondern Teichen gezogen. Zur Anlegung eines solchen Teichs gehört aber ein helles und hartes Quellwasser *), welches einen beständigen Ab- und Zufluß und einen kiesigen Grund hat. Auch müssen an dem etwas hohen Ufer Bäume stehen, theils um Schatten zu geben, theils damit sie an den Wurzeln derselben den Laich absetzen können. Kein faules Wasser darf hineinfließen, weil sie davon erkranken und sterben. Zu ihrer Nahrung setzt man Gründlinge, Schmerlen, Ellritzen und dergleichen kleine Fische hinein. Getrocknete Kuchen aus Rinderblut und Gerstenschroot fressen sie auch gerne. Im Herbst werden die Streichteiche besetzt, und im folgenden Herbst bringt man die junge Brut in eine eigene Abtheilung des Teichs. In der Grafschaft Lippe hat man die künstliche Befruchtung des Laiches zur Fortpflanzung der Forellen mit großem Vortheile angewandt. Man stellt nähmlich einen Wassertrog an einen Ort, wo eine Quelle einen Fall hat, und leitet diesen durch eine Rinne in den Trog. Von oben ist der Trog mit einem durchlöcherten Brett bedeckt, und das Brett selbst mit einem engen Drathgitter überzogen, damit keine Wassermaus oder sonst etwas Schädliches hineinkommen kann. Unten in dem Trog ist

*) Hartes Wasser nennt man das, welches eine mit Kalkerde aufgelöste mineralische Säure (z. B. Vitriol- Salpeter - Küchensalzsäure) bey sich führt; welches Wasser hingegen das hievon frey ist. Hartes Wasser gibt dem Fleisch eine rothe, weiches aber eine weiße Farbe. Jenes erfordert zum Kochen mehr Zeit und Holz; doch soll es zum Fischsieden besser als weiches seyn. Durch die Fäulniß wird hartes Wasser erweicht, daher Teichwasser, Sümpfe u. dergl. am weichsten sind. Auch durch Kreide filtrirt, kann man es weich machen. Läßt man im weichem Wasser Alaun oder Salz auflösen, so wird es härter.

etwa fünf Zoll über dem Boden eine ebenfalls mit Drath verwahrte Oeffnung zum Abfluß des Wassers Durch dieselbe fällt das Wasser in einen daran stoßenden Teich. Den Boden des Trogs belegt man mit grobem Kieß, etwa zwey Zoll hoch. Hierin thut man den Rogen und den Milch, indem man beydes auf die in der Einleitung beschriebene Weise den Forellen zur Laichzeit entlockt, und nur alle drey bis vier Tage nachsieht, daß sich die Löcher in dem Drathgitter nicht verstopfen. So werden jährlich eine große Menge dieser Fische ausgebrütet, und nachher in den eigentlichen Teich versetzt.

Das Fleisch der Forellen ist im Sommer röthlich, schmackhaft und fett, im Winter weiß und schlecht.

Der Hecht, Esox lucius.

Es gibt neun Gattungen, die zu dem Geschlecht der Hechte gehören. Alle sind ausserordentlich gefräßig und leben vom Raube, haben spitzige Zähne, einen plattgedrückten Kopf, einen runden Rücken und breiten Bauch. Wir bemerken hier nur die bekanntesten; den Hornhecht und den gemeinen Hecht.

Der Hornhecht (Meernadel, Nadelhecht, Pfeilfisch) führt diesen Nahmen von dem spitzigen Kopf, der sich gleichsam in ein Horn oder einen Schnabel endigt. Der Rücken spielt aus dem Bläulichen und Grünlichen ins Braune, die Seiten sind silberfarben, der Bauch gelblich. Er wird anderthalb bis drey Fuß lang und höchstens drey Pfund schwer, lebt in den Tiefen der Meere, kommt aber vom März bis Junius an die Küsten zum Laichen, wo er zur

Nachtzeit von den Fischern durch den Schein der Fackeln gelockt und mit Speeren gestochen wird. Sein Fleisch achtet man nicht sonderlich, doch wird es in Pommern, wo man ihn in der Ostsee häufig fängt, von armen Leuten gegeßen. In Holland schneidet man ihn in Stücken, salzt ihn ein, und braucht ihn zum Dorschfang. Die Gräten haben eine schöne grüne Farbe und sollen zuweilen im Dunkeln leuchten.

Der gemeine Hecht ist von verschiedener Farbe, meistens aber auf dem Oberleibe bräunlich und schwarz marmorirt, am Bauche weiß mit kleinen grauen Flecken. Einige sind gelb und schwarzgefleckt, und diese nennt man in Holland Hechtkönige. Zur Laichzeit ändern sich die Farben auch. Von den Zähnen in der Kinnlade ist wechselsweise der eine fest, der andre beweglich.

Im ersten Jahre herrscht die grüne Farbe auf dem ganzen Körper der gemeinen Hechte, und dann heißen sie Grashechte. Außerdem theilt man sie noch nach der verschiedenen Laichzeit in Hornungshechte, Märzhechte und Frosch- oder Paddenhechte. Die Hörnungshechte (Hornhechte) laichen im Februar. Wenn sie an den Ufern der Seen und Flüsse keine bequeme Stellen zum Laichen finden, so gehen sie auf die Wiesen, wo die Flüsse ausgetreten sind, und setzen den Laich im Grase ab. Man kann sie da oft mit Händen greifen. Auch werden die Jungen leicht ein Raub der Krähen und Wasservögel, oder wenn das Wasser plötzlich und zu früh fällt, vertrocknet der Laich, welches zur Verminderung dieser fruchtbaren und räuberischen Thiere viel beyträgt. Die Märzhechte sind etwas größer als die vorigen, sollen aber von schlechterm Geschmack seyn. Sie laichen gegen Ende des Märzes und ziehen sich in der Absicht ebenfalls zuweilen nach bestaueten Wiesen. Die dritte Art laicht im

Aprill mit dem Frosch zu gleicher Zeit, und wird deßhalb durch jenen Nahmen von den beyden ersten unterschieden.

Diese Hechte finden sich in den meisten Gegenden von Europa in Flüssen, Seen und stehenden Gewässern; nur in Spanien und Portugall soll man keine antreffen. Sie leben von allerley Fischen, die sie bezwingen können, von jungen Wasservögeln, Ratzen, Schlangen, Fröschen, Kröten (welches einige mit Unrecht läugnen); sie verschlingen auch Krebsen zur Zeit der Mause, wenn sie die Schaale abgeworfen haben, fressen todte Hunde, Katzen und Menschen an; ja sie verschonen ihre eigene Art nicht, wenn ihnen andre Nahrung mangelt. Nur die Schleien sollen unangetastet unter ihnen herumschwimmen. Sonst fürchten sie sich nicht vor Fischen, die fast gleiche Größe mit ihnen haben, denn sie halten sie mit ihren scharfen Zähnen so lange beym Kopf fest, bis sie todt sind, da sie dieselben dann gemächlich verzehren.

Im ersten Jahre ist ein Hecht gewöhnlich acht bis zehn Zoll, im dritten gegen zwanzig, und nach sechs Jahren anderthalb Ellen lang. Zuweilen erreichen sie eine Länge von sechs bis acht Fuß und drüber, und wiegen dreyßig bis vierzig Pfund. In dem Magen eines Hechts, der sieben Fuß maß, fand man sechzehn Pfund unverdauete Fische. Man fängt sie mit Zuggarnen, Hamen, Angeln u. s. w., oder schießt sie mit Kugeln, da sie gemeiniglich auf Einem Flecke stille stehn, um einen Raub zu belauern; oder man sticht sie mit Spießen unter dem Eise. Als einen Beweis des hohen Alters, wozu diese Fische gelangen können, erzählt man, daß im Jahr 1497 bey Heilbrun in Schwaben ein Hecht gefangen sey, dem Kayser Friederich der Dritte im Jahr 1230 einen Ring habe umlegen lassen, wie man aus der

Inschrift desselben erkannt habe. Mit Gewißheit weiß man, daß er an hundert Jahr alt wird.

Da die Hechte zu den schmackhaftesten und gesundesten Fischen gehören, so hält man sie in eignen Teichen, und setzt zu ihrer Nahrung andre Fische mit hincin. Die Karpfen gedeihen nur in warmen Teichen, mit fettem Boden; die Hechte hingegen kommen in allen Wassern fort. Kleine und große Hechte dürfen nicht in einem Teiche beysammen seyn, wenn nicht zugleich Futterfische in Menge darin sind. denn sonst werden die Kleinen von den Großen gefressen. Am besten bringt man zu kleinen Hechten große Futterfische, die bald laichen wollen. So ungern man auch Hechte in Karpfenteichen sieht, wohin sie zuweilen durch Enten verpflanzt werden, die den Hechtlaich auf wilden Wassern verschlucken und ihn unversehrt wieder von sich geben: so setzt man doch manchmahl auch absichtlich kleine Hechte zu großen Karpfen in den Fett-Teich, um andre unütze Fische die darin überhand genommen haben, auch Frösche, Schlangen und dergleichen zu vertilgen, denn an die großen Karpfen wagen sie sich nicht. In einem Hechtteich wirft man auch zur Futterung Gedärme von Fischen und andern Thieren, auch was sonst von thierischen Theilen in einer Haushaltung abgeht.

Der Hecht wird noch für gesunder gehalten als der Karpfen, und der Genuß desselben von den Aerzten auch schwächlichen Personen erlaubt. Seine Leber ist für viele eine besondre Delikatesse. Unter den mannigfaltigen Zubereitungsarten dieser Fische mag folgende eine der besten seyn. Man kocht einen großen Hecht, grätet ihn rein aus, hakt das Fleisch klein, vermischt es mit den Zuthaten von einem Pudding und gibt ihm nach vollkommner Zurichtung die Gestalt eines Fisches. Sonst ist auch der Salz- oder Pökelhecht ein beliebtes Essen, besonders in den katho-

lischen Ländern, wohin zur Fastenzeit ein starker Handel mit Salzhechten und geräucherten Hechten getrieben wird. Bey Frankfurt an der Oder unterhält man zu dem Ende ansehnliche Hechtteiche, und schickt die eingesalzenen Hechte Tonnenweise nach Pohlen. Auch in Lappland ist dieß ein Handlungsartikel. Das Verfahren bey diesen Zubereitungen ist ganz einfach. Man nimmt dem Fisch die Eingeweide aus, wäscht und reinigt ihn sauber, schneidet ihn in Stücken und salzt ihn ein. Will man ihn an der Luft trocknen, oder räuchern, so läßt man ihn vorher drey Tag lang in Pöckel liegen. — Von der Hechtgalle kann man eine gute gelbbräunliche Mahlerfarbe bereiten.

Der Karpfen, Cyprinus carpio.

Das Geschlecht dieses unter uns bekannten und beliebten Fisches ist sehr zahlreich, und besteht aus etlichen dreyßig Gattungen. Man nennt sie auch Weißfische, wegen der weißen, glänzenden Schuppen womit ihr Körper größtentheils bedeckt ist. Sie haben keine Zähne im Maule, sondern weiterhin im Schlunde sitzen kleine rauhe Knochen zum Festhalten, wo sich auch gleich der Darmkanal anfängt, der bis an den After geht, und ihnen statt des Magens dient. Auch finden sich bey verschiedenen Gattungen unter den Kiemen zwey mit Zähnen besetzte Kinnladen. Einige sind länglicht, schmal und etwas dick, andere

breit, kurz und dünne; jene haben große und diese kleine Köpfe. Sie nähren sich von fetter Erde, Mist, allerley Theilen aus dem Gewächsreich, Insekten und zum Theil auch von kleinen Fischen.

Das Vaterland des gemeinen Karpfen ist eigentlich das südliche Europa, wo er in langsam fließenden Ströhmen, in Seen und Teichen und andern stehenden Wassern lebt. Durchs Versetzen hat man ihn nunmehr auch in die nördlichen Gegenden verbreitet, wiewohl er an Größe abnimmt, je weiter er nach Norden kommt. In Rücksicht auf die Bedeckung des Körpers unterscheidet sich von ihm der Spiegelkarpfen (Karpfenkönig) und der Lederkarpfen. Jener hat seinen Nahmen von den außerordentlich großen Schuppen, welche die vom gemeinen Karpfen an Größe drey bis viermahl übertreffen; sie gehen aber nicht über den ganzen Leib, sondern man sieht an mehrern Stellen des Unterleibes eine bloße gelbliche Haut. Uebrigens gleicht er in der Gestalt und Lebensart dem gemeinen Karpfen, wird auch eben so wie dieser, gefangen, und an vielen Orten Teutschlands, besonders in Sachsen, gehegt; sein Fleisch soll aber noch schmackhafter seyn. Der Lederkarpfen hat gar keine Schuppen, sondern nur eine braune lederartige Haut. In Schlesien ist er nicht selten.

Die Nahrung der Karpfen besteht in Würmern, Insekten, Kräutern, Schlamm und allerley Unreinigkeit, besonders lieben sie den Schaafmist, wovon sie bald fett werden. Man nennt sie in diesem Betracht die Schweine unter den Fischen. Im vierten Jahre pflanzen sie sich fort, und da ihre Laichzeit in den May oder Junius fällt, so sind sie um die Zeit nicht gut zu essen. Die Strohmkarpfen steigen alsdann in ruhige Gewässer, um den Laich abzusetzen, und wenn dieß geschehen ist, kehren sie wieder zu-

rück. Treffen sie auf ihrem Wege ein Hinderniß an, so suchen sie, wie die Lachse, durch fünf bis sechs Fuß hohe Sprünge hinüber zu kommen. Sie wachsen bis zu einer ansehnlichen Größe, und werden sehr alt. Man hat im Anfange dieses Jahrhunderts bey Frankfurt an der Oder einen gefangen, der zwey und drey Viertel Ellen lang, eine Elle breit und siebzig Pfund schwer war. Auch im Dniester findet man sie zuweilen drittehalb Ellen lang. Indeß sind die mittelmäßigen von einem bessern Geschmack. Ihr Alter bringen sie über hundert Jahr, und in Teichen werden bejahrte mit bemoosten Köpfen angetroffen.

Zur Besetzung der Teiche zieht man die Karpfen, weil sie so fruchtbar und leicht zu unterhalten sind, allen andern Fischen vor, und hält die Karpfenteiche für die einträglichsten. Wenn man künstliche Teiche anlegen will, so nimmt man dazu unbrauchbare mit Schilf bewachsne Moräste, oder sumpfige Wiesen, die man nicht wohl anders benutzen kann, und läßt sie ausgraben: Ueberhaupt müssen Karpfenteiche einen fetten lehmigten oder thonigten Boden haben. Bäume in der Nähe derselben sind nicht gut, theils weil sie die Sonnenwärme abhalten, theils weil das herabfallende Laub und Holzwerk, vornehmlich der Eichen und Erlen, das Wasser zu einer schädlichen Lauge macht. Auch dürfen keine Frösche, Enten und Raubfische darin geduldet werden. Hingegen bringt man von Zeit zu Zeit Mistjauche, Schaafmist mit Lehm zusammengeknetet, Bohnen, Erbsen, zerschnittne Kartoffeln, Rüben, Oelkuchen und dergleichen hinein. Vornehmlich rühmt man als eine gute Mastung für Fische, wenn man Kürbisse halb durchschneidet, sie etwas aushöhlt, mit Lehm beschwert und dann in den Teich hinabsenkt.

Die Karpfen werden so kirre, daß man sie mit einer Glocke zum Futter versammlen kann, wie man Hühner und andre Hausthiere zusammenruft. Bey guter Nahrung wiegen sie nach sechs Jahren gegen vier Pfund, zuweilen noch schwerer. Im Winter, wenn das Wasser zufriert, wühlen sie sich dicht neben einander in den Schlamm, und leben meist ohne Nahrung, da sie denn auch etwas von ihrem Gewicht verlieren. Um ihnen Luft unter dem Eise zu verschaffen, ist es besser, das Wasser etwas abzulassen, als Löcher (Wuhnen) hineinzuhauen. Wenn der Blitz in den Teich schlägt, muß man ebenfalls das Wasser schleunig ablassen und frisches hineinleiten, sonst sterben sie. Eben dies thut man, wenn sie krank werden, woran gemeiniglich das faule Wasser schuld ist. Sie bekommen nähmlich zuweilen eine Art Pocken, oder auch auf dem Kopf und Rücken Moosähnliche Gewächse.

In Holland mästet man Karpfen im Keller, indem man sie in feuchtes Moos schlägt, sie dicht unter das Gewölbe aufhängt, und ihnen Semmelkrumen in Milch geweicht in das Maul stopft. Andere halten sie im Keller in Cisternen, und futtern sie mit Brodt, Sallat und dergleichen, um sie auch im Winter fett zu haben. Wenn man sie in dieser Jahrszeit lebendig verschicken will, packt man sie in Schnee ein, und gibt ihnen ein Stückchen in Brandwein getrunktes Brod ins Maul.

Die Teichkarpfen haben keinen so reinen und angenehmen Geschmack, als die Flußkarpfen, man kann ihn aber verbessern, wenn man sie etliche Tage vorher, ehe man sie essen will, in Flußwasser setzt. Vom Herbst bis zum Frühjahr sind sie am besten zu genießen. Die großen und fetten pflegt man, wie den Lachs, zu mariniren, d. i. man bratet sie in Schmalz oder Butter, und legt sie mit

Gewürz in Essig und Baumöhl. Außer dem Fleisch derselben benutzt man auch in einigen Gegenden den Rogen zum Caviar, besonders für die Juden in Pohlen und in der Türkey, weil kein Jude den eigentlichen Caviar vom Hausen und Stöhr essen darf, denn diese haben keine Schuppen, und die Jüdischen Gesetze erlauben nur den Genuß von schuppigten Fischen. Ferner dient die Galle zum Färben des türkischen Papiers, so wie überhaupt den Mahlern zum Saftgrün.

Es folgen nun die bekanntesten Gattungen dieses Geschlechts, wovon einige ebenfalls in Teichen gezogen werden, vornehmlich der Bley, die Karausche und die Giebel.

Bley nennt man an verschiednen Orten verschiedne Arten von Fischen, die einen breiten und platten Körper haben; der eigentliche Bley aber, der auch Brassen, Brachsen, Braden u. s. w. heißt, ist der bekannteste und vornehmste darunter. Er erreicht neben einer ansehnlichen Breite eine Länge von zwey bis drittehalb Fuß und ein Gewicht von zehn bis zwanzig Pfund. Der gebogne Rücken sieht schwärzlich aus, die Seiten sind gelb, weiß und schwarz gemischt. Einige haben vorzüglich helle und glänzende Farben, und werden beständig von einer Menge gemeiner Bleye begleitet. Diese nennen die Fischer Leit-Bleye; sie stellen ihnen nicht nach, und wenn sie von ohngefähr einen fangen, setzen sie ihn wieder ins Wasser, weil er ihnen viele andre zuführt. Der Aufenthalt der Bleye überhaupt ist in der Tiefe großer Landseen und langsam strohmender Flüsse, wo sie von Kräutern, Würmern und fetter Erde leben. Im April und May kommen sie in die Höhe, und lassen den Laich an dem mit Gewächsen besetzten Ufer unter starkem Geplätscher von sich. Allein, durch das geringste Geräusch werden sie in

diesem Geschäft gestört, sie gehen dann plötzlich wieder in die Tiefe, und sterben meistens an dem verhaltnen Laich. Daher ist an mehrern Orten in Schweden, wo der Fang dieser Fische ein beträchtliches Gewerbe ausmacht, sogar das Läuten an Sonn- und Festtagen während dieser Zeit verboten. Indeß verursacht ein kalter Wind eben diesen Unfall, das Zurücktreten der laichenden Fische und ihren Tod. Bey den Männchen finden sich zur Laichzeit kleine Knötchen auf dem Leibe, wie Linsen, woran sich die Weibchen reiben, wenn sie laichen wollen. Nachher verschwinden diese Auswüchse wieder.

Man kann diese Fische leicht versetzen und mit Nutzen in kleinen Seen halten, die einen lehmigten, mit Kräutern bewachsnen Grund haben. Sie wachsen aber langsam. In Pommern, Melkenburg und andern Provinzen des nördlichen Teutschlands, wo große Seen sind, werden sie in erstaunlicher Menge gefangen.

Die Karausche hat viel Aehnlichkeit, besonders in der Lebensart, mit dem Karpfen. Sie wird nur eine Spanne lang und eine gute Hand breit, der Rücken ist gewölbt und mit ziemlich großen goldfärbigen oder dunkelgrünnen Schuppen bedeckt, der Bauch gelblich. Das Gewicht beträgt selten über ein halb Pfund, meistens darunter. Die Karausche lebt in Teichen und kleinen Landseen von Schlamm, Kräutern und Würmern, und läßt sich auch leicht in Fischhältern erziehen. Ihre Laichzeit ist im May und Junius. In Karpfenteichen sieht man sie nicht gern in großer Anzahl, denn da sie geschwinder sind als die Karpfen, nehmen sie diesen das nöthige Futter weg; auch vermehren sie sich ungemein stark. Sie sollen mit denselben Bastarte erzeugen, die man Karauschkarpfen nennt, die nicht nur größer, soudern auch wohlschmeckender sind, als die gemeinen Ka-

rauschen. Will man sie absichtlich in Teichen halten, so behandelt man sie eben so, wie die Karpfen, und mästet sie mit Schaafmist, Bohnen, Erbsen u. s. w. Als Futterfische sind sie in Hecht-Teichen gut zu gebrauchen.

Das Fleisch steckt zwar voller Gräten, wird aber doch gern gegessen.

Die Giebel (Gieben, Giblichen) unterscheiden sich durch die mondförmige, rund ausgeschnittne Schwanzflosse von der Karausche, der sie sonst in Gestalt und Sitten ziemlich gleicht, und deshalb auch Steinkarausche genannt wird. Der ebenfalls bogenförmige Rücken ist blau, die Seiten und der Bauch fallen ins Gelbliche. Zuweilen sieht man einige über den ganzen Leib schwärzlich. Sie werden höchstens acht bis zehn Zoll lang, und etwas über ein halb Pfund schwer. Stehende Wasser, sogar Sümpfe, Pfützen und Viehtränke sind ein gedeihlicher Aufenthalt für sie, ohne daß sie einen so modrigen Geschmack darin annehmen, als die Karpfen. Sie können daher ohne sonderliche Mühe auch vom gemeinen Landmann mit Nutzen gehalten werden. Wenn im Sommer nur noch ein wenig Wasser in dem Sumpf bleibt, so schadet ihnen die größte Hitze nichts (aber Krähen und andre Raubthiere holen sie dann leicht heraus) und im Winter dauern sie auch unter dem Eise, denn sie wühlen sich tief in den Schlamm ein. Ihre Fruchtbarkeit ist noch größer als die der Karauschen; sie laichen vom May bis Julius, die ältern früher, die jüngern später. Futtert man sie noch besonders, wie die Karpfen und Karauschen, so nehmen sie in kurzer Zeit zu, und werden ungewöhnlich groß und fett. Man trifft sie in Teutschland an mehrern Orten an.

Die

Die Schleye ist ein bekannter Schlammfisch, schlüpfrig wie ein Aal und mit dickem Schleim bedeckt. Der Rücken sieht schwarzgrün aus, die Seiten schillern grün und gelblich, der Bauch ist weiß. Die dicken undurchsichtigen Flossen scheinen violet. Die Schuppen sitzen sehr fest auf der schwarzen Haut, und sind so klein, daß man sie mit bloßen Augen kaum unterscheiden kann, wenn auch der Schleim schon abgenommen ist. In Ansehung des Aufenthalts und der Nahrung gleicht die Schleye dem vorhergehenden Fisch, denn sie hält sich in modrigten Graben und andern stillstehenden Wassern auf, und wühlt gern im Schlamm, worin sie auch den Winter größtentheils ohne Bewegung zubringt. Im Junius setzt sie ihren Laich an den Wasserpflanzen ab. Sie wird nicht leicht über Ein bis zwey Pfund schwer, bey vorzüglich guter Nahrung aber wohl sieben bis acht. In Karpfenteichen dürfen die Schleyen kaum den dritten Theil der vorhandenen Fische ausmachen, worauf man bey ihrer starken Vermehrung fleißig Acht zu geben hat; sonst entziehen sie den Karpfen zu viel Nahrung. Ihr Fleisch halten Einige für nicht recht gesund, dennoch wird es in einigen Gegenden, z. B. in England, sehr geschätzt. Die Männchen sollen fetter und von angenehmern Geschmack seyn, als die Weibchen.

Eine Abänderung davon, über deren Körper ein matter Goldglanz ausgebreitet ist, heißt die Goldschleye, die ohnstreitig zu den schönsten Fischen in Europa gehört. Sie findet sich besonders in Schlesien und Böhmen. In der Lebensart kommt sie mit der gemeinen Schleye überein.

Die Barbe (Barme, Steinbarken, Rothbart) hat einen weit hervorstehenden Oberkiefer und vier Bartfasern, die wie ein Knebelbart herunterhängen, und ihr vermuthlich Werkzeuge eines feinern Gefühls

sind, wie die Fühlfäden der Würmer. Den Kopf ausgenommen, ist dieser Fisch in der Gestalt dem Hecht ähnlich; der runde Rücken sieht olivenfarbig aus, die Seiten oberwärts bläulich, unten weißlich ins Grüne spielend. Sie lieben schnellfließendes Wasser mit kiesigtem Grunde, und verbergen sich gern in holen Ufern und unter großen Steinen. Im Winter drängen sich mehrere zwischen Steinen, Wasserpfählen, Brückenpfeilern u. s. w. zusammen. Ihre Nahrung sind allerley Gewürme und kleine Fische, die sie mit ihren Bartfasern spielend an sich locken sollen, auch freßen sie Aas und sind, vorzüglich nach Menschenfleisch lüstern. Den ins Wasser gelegten Flachs, welcher andern Fischen zuwider und schädlich ist, suchen sie begierig auf, und mästen sich mit dem Abgang desselben. Die Fischer pflegen sie häufig dabey zu fangen. In Teutschland werden sie zwey bis drey Fuß lang und acht bis zwölf Pfund schwer; in England sollen sie noch größer werden. Die Laichzeit fällt in den May oder Junius, wo sie den Laich an Steinen in der Tiefe, jedoch im schnellsten Strom, absetzen und dann ein blutiges ekelhaftes Ansehen haben. Kurz vorher sind sie am fettesten; man fängt sie aber fast das ganze Jahr. Zum Köder bedient man sich einer Masse aus Käse, Eyerdotter und etwas Kampfer, welches in ein leinenes Säckchen genähet wird. Sonst kann man sie auch mit Blut-Igeln fangen, die man auf Vorrath sammlet, trocknet und zum Gebrauch wieder aufweicht. Sie sind ganz gute gemeine Speisefische. Den Rogen hielt man sonst für giftig, er ist aber durch mehrere Versuche unschädlich befunden worden.

Der Raapfen (Rappe, Krummkiefer, Schied, Raubalet) wird wohl gegen zwölf Pfund schwer. Der Rücken ist schwärzlich, die Seiten sind braunlichweiß. Er liebt Flüsse, die kein schnell-

fließendes Wasser, aber einen reinen Grund haben, lebt in der Tiefe und nährt sich nicht nur, wie die andern Fische dieser Familie, von Kräutern, Insekten und Würmern, sondern frißt auch kleine Fische. Sein Fleisch ist voller Gräten, doch wohlschmeckend und pflegt beym Kochen zu zerfallen.

Der Aland (Göse, Bratfisch, Jentling, Giebel, Bengling) wird im März und April zur Laichzeit, welche nur wenige Tage dauert, häufig gefangen. Er hält sich da am liebsten auf, wo ein schneller Wasserzug ist, z. B. bey Mühlen u. s. w. Zuweilen fängt man ihn zwey Fuß lang und gegen acht Pfund schwer. Sein Fleisch kocht sich gelblich.

Die Plötze (der Weißfisch), welche über ein Pfund schwer, zehn bis zwölf Zoll lang und drey bis vier Zoll breit wird. Der bräunliche Rücken spielt ins Dunkelgrüne, der übrige Leib ist meist silberfarben. Sie lebt in Seen und Flüssen mit sandigem Grunde, laicht im April und May, vermehrt sich ungemein stark, und wird deshalb in Hecht- und Forellenteichen zur Nahrung eingesetzt. Ihr Fleisch schmeckt angenehm, ist aber sehr grätig.

Das Rothauge (der Rothflosser, die Rothfeder) unterscheidet sich von der Plötze, mit der es sonst viel Aehnlichkeit hat, durch den mehr gewölbten spitzigen Rücken, den breitern und dickern Kopf und die größern Schuppen. Auch sind die Augenringe, die Flossen und der Schwanz bey diesem Fisch roth; die Plötze hingegen hat mehrentheils gelbe Augenringe und bräunliche Flossen. In der Größe und Schwere sind beyde einander ziemlich gleich; aber das Fleisch des Rothauge ist geringer.

Der Nasenfisch (Oesling, Schneiderfisch, Schreiber, Schwarzbauch, Schnäper) hat jenen Nahmen von dem stumpfen und rückwärts gebognen Oberkiefer. Der Rücken sieht schwärzlich, die Seiten und der Bauch glänzend weiß aus. Inwendig ist der Bauch schwarz, und sowohl dieserhalb, als auch wegen seines schlechten und grätigen Fleisches überhaupt wird er fast gar nicht geachtet. Seine Schwere beträgt anderthalb bis zwey Pfund.

Der Döbel (Häßling, Hasel, Mausebeisser, Tabarre, Schnottfisch) mit grünlichem Rücken und bläulichweißen Seiten und Bauch. Man findet ihn in den Flüssen Teutschlands häufig. Er kann auch zur Nahrung der Hechte und Forellen in Teiche gesetzt werden. Er erreicht ein Gewicht von anderthalb Pfund.

Die Zärthe (Wimba) ist ein Zugfisch, und steigt um Johannis aus der Ostsee in die Oder, Ihna und Warthe, um zu laichen. Auch lebt sie in Rußland in Flüssen und stehenden Seen. Der Leib ist oberwärts bläulich, uuterwärts weiß. Sie wird einen Fuß lang und anderthalb Pfund schwer. Unter den bishergenannten hält man diesen für den schmackhaftesten Fisch, der sogar marinirt weit und breit versendet wird.

Der Lauben (Weißfisch, Langele) wird einen bis anderthalb Fuß lang, ist aber nicht sonderlich beliebt.

Die Zope (Schwope, Breitling) mit bläulichtem Rücken, gelblichen braunpunktirten Seiten und silberfarbnen Bauch. Ihr Gewicht beträgt höchstens anderthalb Pfund und die Länge zwölf bis dreyzehn Zoll.

Die Güster (Bleier, Blicke, Büchstern) lebt in allen europäischen Landseen und langsam strömenden Flüssen mit sandigem Grunde. Sie wird gegen zwölf Zoll lang.

Der Kühling (Spitzflosser, Nerfling, Erfling) hält sich in großen Seen auf, aus welchen er zur Laichzeit in die Flüsse tritt. Er wird ziemlich so groß wie die Barbe.

Die Ziege (Sichling, Dünnbauch) ist sehr mager und dünn, welches man auch mit jenem Nahmen hat ausdrücken wollen. Der Rücken sieht dunkelgrau, der Bauch silberfarben aus, und ist scharf wie eine Schneide. Sie erreicht die Länge einer halben Elle und drüber. Im sogenannten curischen und frischen Haf werden sie häufig gefangen.

Die Alandbecke, ein kleines buntes Fischchen, vier bis fünf Zoll lang, kommt nur in schnellfließenden Wassern mit kiesigtem Grunde fort, und kann also wegen seiner starken Vermehrung zur Nahrung der Forellen gehalten werden. Sie wird unter andern in der Weser in großer Menge gefangen, und ohngeachtet ihrer Kleinheit und vielen Gräten doch gern gegessen.

Der Uekelei (Weißfisch, kleine Albling, Nestling) hat außer den angeführten noch eine Menge andrer Nahmen, und wird im System Cyprinus Alburnus genannt. Es ist ein sehr gemeiner Fisch, vier bis sechs Zoll lang, der sich in allen Flüssen und Seen Teutschlands findet, und nicht nur gegessen, sondern auch zum Köder für die Raubfische gebraucht wird. In Frankreich benutzt man seine Schuppen zu den unächten Perlen (S. die Technologie).

Der Gründling (Greßling) hat einen runden etwas gefleckten Körper, und in jedem Win-

kel des Mundes eine Bartfaser. Die Hauptfarbe ist oberhalb schwarzblau, unterwärts weiß und gelblich. Seine Länge beträgt sechs bis acht Zoll. Er hält sich gern auf einem reinen sandigen Grunde (daher sein Nahme), und geht den Würmern und der Fischbrut nach. Mit Ochsengehirn kann man ihn ködern. Im Frühjahr begibt er sich aus den Landseen in die Flüsse dem Strom entgegen, und setzt im May den Laich an den Steinen ab. Gegen den Herbst tritt er wieder in die Seen zurück und wird dann in erstannlicher Menge gefangen. Unter diesen geringern Karpfenarten gehört er zu der bessern Sorte.

Die Elritze (Ellering) ist dem Gründling ähnlich, aber noch etwas kleiner und schöner gefleckt. Sie sucht auch nicht die Tiefe wie jener, sondern schwimmt mehr an der Oberfläche des Wassers. Man findet sie in kleinen mit Ellern besetzten Flüssen, wo sie sich gern zwischen den Wurzeln dieser Bäume aufhält, weil sie den Samen derselben liebt. Wahrscheinlich hat sie jenen Nahmen davon bekommen. Die Niederländer nennen sie Bierchen. In der Wupper, im Herzogthum Berg, werden sie in Menge gefangen, mit Salz und Essig abgesotten und pfundweise verkauft. Der Fang ist für eine ansehnliche Summe verpachtet.

Der Spierling (Moderließken, Schneiderkarpfen), auch ein gründelartiges Fischchen von zwey bis vier Zoll.

Der Bitterling (die schuppichte Lambele), der kleinste dieser Gattung, wird etwa zwey Zoll lang, allein über einen halben Zoll breit und ist so dünn, daß man ihn durchsehen kann. Sein Fleisch schmeckt bitter.

Die Schmerle, Cobitis barbatula.

Dieß Fischchen hat in vielen Stücken Aehnlichkeit mit dem Gründling, dessen unter den Karpfengattungen gedacht ist. Er führt auch denselben Nahmen, oder mit einiger Veränderung, Bartgrundel, desgleichen Schmerling. Man zählt es zu der Gattung der Hochschauer, d. i. der Fische, bey welchen die Angen oben auf dem Kopf sehr hervorragen. An jeder Seite des Mauls hat die Schmerle drey Bartfasern, die sie willkührlich bewegen und (fast wie die Schnecken ihre Fühlhörner) etwas einziehen und wieder hervorstecken kann. Der ganze Körper ist grau und weiß marmorirt. Sie lebt in kleinen Bächen mit kiesigtem Grunde, besonders in bergigten Gegenden, frißt Würmer und Wasser-Insekten, und wird vier bis sechs Zoll lang. Ihre Fruchtbarkeit ist sehr groß, sie hat aber ein zartes Leben, und stirbt in einem Gefäß mit Wasser, wenn es nicht beständig bewegt wird, gar bald ab. Das Fleisch dieser Fische wird von Einigen, in Ansehung des feinen Geschmacks, über alle andere erhoben. Vom November bis May schmecken sie am besten. Sie werden auch, wie die Neun-augen, marinirt. Sonst läßt man sie wohl in Wein oder Milch absterben, kocht sie in Salzwasser mit Weineßig u. s. w.

Man hat sie wegen ihres Wohlgeschmacks mit gutem Erfolg in besondern Gruben gezogen. Zu einer solchen Schmerlgrube wählt man einen Bach mit steinigtem Grunde, schließt eine Stelle desselben mit einer hölzernen Einfassung ein, die etwa acht Fuß lang, vier Fuß breit und drittehalb Fuß tief ist. Der Boden muß drey bis vier Zoll hoch Kies und etliche große Steine zum Laichen haben. In der hölzernen Einfassung macht man ober- und unterhalb ein

Gitter von Blech, damit der Strom gerade durchfließen könne und das Wasser also beständig in Bewegung sey. Man pflegt zur Futterung derselben Leinkuchen, Mohnsamen, Schaafmist und dergleichen hineinzuwerfen; sie haben aber in reinem Wasser einen weit beßern Geschmack. Zum Versetzen ist die beste Zeit um Martini. Man kann auch noch eine besondere Grube zum Mästen anlegen.

Die Steinschmerle (der Steinbeisser, Steingründel) eine andre Art von Schmerlen, mit grauem etwas gelb und schwarzgeflecktem Rücken, wird nur zwey bis drey Zoll lang, und ist wegen ihres zähen Fleisches gar nicht zu genießen.

Der Baarsch, Perca.

Der Unterschied dieses Geschlechts von den übrigen besteht hauptsächlich in einem sägeförmig gezähnelten Kiemendeckel und einigen stachlichten Flossen. Es soll an vierzig Gattungen geben, welche sich größtentheils alle vom Raube nähren. Wir bemerken davon vornehmlich den Flußbaarsch (Perca fluviatilis), den Sandbaarsch (Perca lucioperca) und den Käulbaarsch (Perca cernua).

Der Flußbaarsch (Stockbaarsch, Pärsch, Berschling) ist einer der schönsten inländischen Fische. Die grüngelbe Goldfarbe des Rückens wird durch dunkle Queerstreifen unterbrochen, die von demselben nach dem Bauch zu laufen. Die Flossen sind roth, die Schuppen klein und hart, und sitzen so fest, daß man sie an manchen Orten mit einem platten Reib-Eisen abschabet, wenn man den Fisch zurichten will. Er lebt

in stehenden und fließenden Wassern in ganz Europa, nährt sich hauptsächlich von kleinen Fischen, auch von Fischlaich und Insekten, und wird über einen Fuß lang und vier Pfund schwer; in nördlichen Ländern aber noch größer. Im April und May laicht er, indem er sich an scharfen, spitzigen Steinen u. s. w. reibt. Die Eyer sind in einer netzförmigen, gemeiniglich drey Ellen langen und zwey Zoll breiten Haut eingeschlossen, welcher Eyersack von Aalen und andern Fischen oft ganz verschluckt wird. Das Fleisch von diesem Fisch ist wohlschmeckend und gesund. Zu gewissen Stunden des Tages kommt er in die Höhe, und wer diese Zeit beobachtet, kann einen guten Fang thun. Man kann ihn auch in Teichen halten, nur nicht bey guten Fischen, die man hegen will. Von seiner Haut machen die Lappländer einen Leim wie Hausenblase.

Der Sandbarsch (Sander, Zander, Schil, Hechtbärschling) gleicht in der Bildung des Kopfes einem Hecht, auch ist er länglicher als der Flußbaarsch, hat keinen so hochgewölbten Rücken und einen platten und breiten Bauch. Der Rücken sieht schwarzblau aus, mit röthlichen Flecken, die Seiten sind silberfarben, der Bauch weiß. Er hält sich in Flüßen und tiefen Seen mit reinem Wasser und sandigem Boden auf (daher Sandbaarsch), wird zwey Fuß lang und drüber und in manchen Gegenden etliche zwanzig Pfund schwer. Zur Laichzeit kommt er aus der Tiefe und setzt den Laich an Steinen und andern harten Körpern ab. Er läßt sich ebenfalls mit Vortheil in eignen Teichen halten, wo man ihm Stinte, Gründlinge u. s. w. zur Nahrung einsetzt.

Der Kaulbaarsch (Schroll, Rotzwolf, Goldbaarsch) hat einen rundlichen, mit Schleim überzogenen Körper, und einen ziemlich dicken Kopf — Kaulig heißt so viel als rund, gleichsam kuglicht — Der Rücken ist schwärzlich, die Farbe an den Sei-

ten ein Gemisch von Gelb, Grün und Braun, die Flossen sind alle gelblich. Dieser Fisch wird ohngefähr sechs bis acht Zoll lang, lebt hauptsächlich in nördlichen Gegenden, und nährt sich von Würmern, Insekten und Fischbrut. Im Frühjahr geht er aus großen Seen in die Flüsse zum Laichen. Er kann auch in Teiche, die reines Wasser und einen sandigen Boden haben, versetzt werden. Er vermehrt sich sehr stark, und wird in einigen Gegenden in großer Menge gefangen.

Im südlichen Teutschland werden auch noch der Zingel (Zindel), der zwey bis drey Pfund schwer wird, und der Streber (Pfeiferle) von der Große des Kaulbaarsch, gefunden und vor andern geschätzt.

Der Stachelbaarsch, Gasterosteus.

Der Aehnlichkeit wegen führt dieser Fisch einen gemeinschaftlichen Nahmen mit dem vorhergehenden, er macht aber doch ein eigenes Geschlecht, das an den einzelnen Stacheln auf dem Rücken und dem mit knöchernen Platten (Schildern) bedeckten Bauch kenntlich ist. Man nennt ihn auch Stichling. Es soll zwölf Gattungen davon geben, die sich theils im Meere, theils in Flüßen aufhalten und sich von Würmern, Insekten und Fischbrut nähren. Jene heißen See-stichlinge. In der Nord- und Ostsee und einigen damit verbundenen Landseen lebt der kleine Seestichling, der nur anderthalb Zoll lang wird. Der sogenannte große Seestichling, dessen Länge doch nicht über sieben Zoll be-

trägt, bleibt stets im Meere, und wird häufig bey Holland und Lübeck mit Netzen gefangen.

Der Stichling (Stachelfisch, Wolf, Steckbüttel, Gasterosteus aculeatus), welcher sich bey uns in stehenden und fliessenden Wassern findet, sieht auf dem Rücken etwas grünlich, am übrigen Leibe silberfarben aus, und wird zwey bis drey Zoll lang. Wegen ihrer scharfen Stacheln werden die Stichlinge nicht leicht von Raubfischen angefallen, und wenn es geschieht, büßen diese oft das Leben dabey ein, wie dieß unter andern dem Flußbarsch zuweilen begegnen soll. Auch dem Menschen sind sie wenig nütze. An einigen Orten, wo man sie in großer Menge haben, kann, z. B. bey Danzig, wird Thran aus ihnen gebrannt, und nachher das Uibrige davon auf die Aecker zum Düngen verfahren, oder man futtert die Schweine, Enten u. s. w. damit. Der einzige dieser Gattung, den man als einen schmackhaften Fisch rühmt, ist der Bootsmann oder der gleitende Stichling, der Haufenweise die Hayfische begleitet und hinter ihnen herschwimmt, um sich von dem, was diese übrig lassen, zu nähren. Er wird beynahe einen halben Fuß lang, und ist in der Gestalt dem Flußbarsch ähnlich.

Der Aal, Muraena anguilla.

Das erste allgemeine Kennzeichen der Aale ist der Mangel an Bauchflossen, weßhalb sie im Systeme Kahlbäuche genannt werden. Sie zeichnen sich aber überdieß noch durch ihren platten Kopf und den länglichrunden, schlüpfrigen, fast schlangenförmigen Leib von andern Fischen merklich aus. Man zählt

sieben bis acht Gattungen zu diesem Geschlecht, die wiederum ihre besondern Kennzeichen haben. So gehört z. B. der berühmte elektrische Aal, welchen wir die Rückenflossen fehlen; ferner der Sandaal (Sandfisch, Tobiasfisch, Sandspierling, die Schmelte, Ammodytes Tobianus) macht ein eigenes Geschlecht. in der dritten Ordnung aufführen werden, zu den welchen sogenannten Kahlrücken, d. i. zu den Aalen. Er lebt in der Nord- und Ostsee, wird zu den Degenfischen gerechnet, die einen dünnen spitzigzulaufenden Körper mit einem rüsselförmigen Kopf haben, wird eines Fingers, höchstens eine Spanne lang, und gräbt sich gewöhnlich nicht weit vom Ufer einen halben Fuß tief in den Sand ein, um mit seinem Rüssel die Würmer aufzusuchen. Bey schönem Wetter findet man ihn nur mit dem Kopfe im Sande stecken, der übrige Theil des Leibes ist zirkelförmig, wie eine Schlange, zusammengewunden. An den Küsten von England und Holland wird er häufig gefangen, indem man mit einer Art von Rechen den Sand aufwühlt. Die größern dienen zur Speise, die kleinern zum Köder beym Fischfang.

Der Meeraal unterscheidet sich von dem gemeinen Aal durch seine ansehnliche Größe und durch eine weißpunktirte Linie an der Seite. Seine Länge beträgt oft vier bis fünf Ellen, der Umfang anderthalb Fuß und die Schwere funfzig bis sechzig Pfund. In der Nordsee soll er noch größer werden. Wenn er Junge setzen will, welches in der Fischersprache laufen heißt, begibt er sich in die Mündungen der Flüße, daher wird unter andern in der Saverne in England eine erstaunliche Menge junger Meeraale angetroffen. Sein Fleisch ist süß und wohlschmeckend, aber wegen des vielen Fettes schwer zu verdauen. Von diesem weicht in der Bildung und Farbe die Meerschlange (der bunte Aal, Seeserpent) etwas ab. Sie hat dunk-

le Flecken auf einem weißen Grunde, nähert sich in der Gestalt noch mehr den Schlangen, als der Meeraal, und erreicht ziemlich die Größe desselben. Sie findet sich in Ostindien und in den Europäischen Meeren, wird aber nicht gegessen, weil sie unschmackhaft und ungesund ist. Am merkwürdigsten ist jedoch von diesen ausländischen Gattungen die Muräne (Muraena Helena), welche im ost- und westindischen Meere und vornehmlich in der Gegend von Sardinien sich aufhält. Sie wurde ihres delikaten Geschmacks wegen schon in alten Zeiten ausnehmend hochgeschätzt. Ihre Farbe ist verschieden, meistes aber braun gefleckt. Die gewöhnliche Länge beträgt drey Fuß. Man mästet sie auch in Fischbehältern mit Aas und Blut.

Der gemeine Aal, der bey uns in Flüssen, Teichen und Seen, die einen schlammigten Boden haben, gefunden wird, verdient vor andern näher betrachtet zu werden. Sein Kopf ist im Verhältniß mit dem Körper klein, vorn platt, hinterwärts mehr zugerundet. Die untere Kinnlade steht vor der obern etwas hervor. An der Spitze der Schnauze befinden sich zwey Löcher und weiterhin gerade vor den Augen noch zwey dergleichen, welches vermuthlich die Nasenlöcher sind. Die kleinen, runden Augen sind mit einer ziemlich dicken Haut bedeckt. Der Schleim, womit der ganze Körper überzogen ist, verbirgt die feinen Schuppen, die nur an einer getrockneten Aalhaut sichtbar werden. Die Farbe des Rückens, der Seiten und Flossen fällt aus dem Grauen ins Schwärzliche; bey einigen aber, besonders fetten Aalen, mehr ins Grünliche; der Bauch ist blaßgelb. Diejenigen, welche einen weißen Bauch und Schwanz haben, nennen die Engländer Silberaale. Die Rückenflosse fängt sich ziemlich weit vom Kopfe an, und läuft über den gan-

zen Leib um den Schwanz herum bis zum After, der näher am Kopf als am Schwanz ist.

Wie sich die Aale begatten, ob nach Art der Schlangen, oder anders, weiß man nicht gewiß. Man wird auch schwerlich jemahls sichere Erfahrungen darüber machen, da sie sich fast immer in der Tiefe aufhalten, und vermuthlich dann am meisten, wann sie mit der Fortpflanzung beschäftigt sind. Einige wollen sogar versichern, daß sie sich, wie Zwitter, ohne Begattung fortpflanzen. Daran zweifelt man nicht mehr, daß sie lebendige Junge gebähren: denn man hat sie selbst im Leibe der Alten gefunden. Auch sollen die Jungen nicht im Meere, sondern in süßen Wassern, welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt sind, absetzen; wiewohl man auch dieß nicht allgemein annimmt. Denn sie pflegen im Frühjahre nicht nur in salzige Seen, die aus dem Meere ihren Ursprung haben, sondern auch in das Meer selbst überzutreten, welches das einzige bekannte Beyspiel von einem Fische ist, der in süßen Wassern lebt.

Die Nahrung der Aale besteht in kleinen Fischen, Fröschen, Insekten, Schnecken und andern Würmern; auch fressen sie Krebse zur Zeit der Mause, wenn sie ihre Schaale abgeworfen haben. Sie gehen nur des Nachts ihren Geschäften nach, und verbergen sich am Tage im Schlamm, worin sie sich ein gutes Lager mit zwey Oeffnungen machen. Im Winter findet man mehrere beyeinander im Schlam ruhen, welches vermuthlich eine Art von Winterschlaf ist. Zur Frühlingszeit begeben sich die Aale zuweilen ans Land, wenn sie junge Saaten in der Nähe merken und weiden sich an den zarten Blättern derselben, besonders der jungen Erbsen. Sie recken um die Zeit des Abends die Köpfe aus dem Wasser empor, und riechen, wie die Fischer sagen, wo die Saat

steht. Auf dem bethaueten Grase wird es ihnen leicht, fortzuschlüpfen, und noch vor Sonnen-aufgang kehren sie gemeiniglich ins Wasser zurück; zuweilen verbergen sie sich auch in schlammigten Graben. Ueberhaupt sollen sie bey feuchter Witterung etliche Tage außer dem Wasser leben können. Wenn man aber queer über den grasigten Weg, den sie gekommen sind, früh Morgens mit dem Pflug etliche Furchen zieht, oder Asche streut: so sind sie gefangen, denn über trocknes Erdreich können sie nicht hinüber.

Da die Aale ein ungemein fettes und schmackhaftes Fleisch haben: so stehen sie allgemein in vorzüglichem Werthe. Man hält sie daher mit Vortheil in Seen, die einen sandigen, hin und wieder etwas modrigen Boden haben. Auch werden sie mit Angeln, woran man Gründlinge zum Köder steckt, mit Netzen, Reusen, Aalflösen und bey Mühlengerinnen in einem sogenannten Schwetterich gefangen. Ein ausgewässerter Häring oder altes Schmeer in ein Tuch gebunden, ist eine gute Lockspeise. Vom April bis Junius sind sie am besten. Dergleichen Anstalten heißen Aalfänge, die gewöhnlich verpachtet sind. In trüben Wassern bey schwüler Witterung, bey Blitz und Donner ist der reichste Fang. In Jütland gibt es Aalfänge, wo man zuweilen etliche tausend Stücke auf einmahl fängt, und die Stadt Aalburg soll von dem Handel mit geräucherten und marinirten Aalen ihren Nahmen bekommen haben. Man fängt sie zwey bis drey Ellen lang, und von der Dicke eines Mannsarms. Aus Workum in Frießland werden jährlich an hunderttausend Pfund nach England geführt, ob sie gleich daselbst ebenfalls nicht selten und von ansehnlicher Größe, funfzehn bis zwanzig Pfund schwer gefunden werden. Auch im Rhein, in der Oder,

in der Spree und in Schlesien sind viele berühmte Aalfänge.

Diese Fische haben ein hartes Leben, nur Kälte vertragen sie nicht gern. Sonst kann man sie in einem Gefäß mit frischem Gras und Erde lange lebendig erhalten und weit und breit verschicken. Auch wenn man sie in Stücken zerschnitten hat, behalten die einzelnen Stücke noch etliche Stunden Reizbarkeit und Bewegung. Sie pflegen den Köchinnen, die sie schlachten wollen, viel zu schaffen zu machen; allein sobald man sie mit einem Messer oder einem andern Eisen berührt, werden sie ruhig. Hieraus dürfte man fast schließen, daß sie etwas von der magnetischen oder elektrischen Kraft an sich haben

Außer dem Fleisch wird zuweilen das Fett noch besonders in der Medicin und Oekonomie benutzt. Die abgezogene Haut brauchen einige tartarische Nationen statt der Fensterscheiben, und unsere Landleute befestigen, wie bekannt, die Dreschflegel damit, da sie dauerhafter als Leder seyn soll.

Die Aalraupe, Gadus lota.

Eigentlich gehört zwar dieser Fisch nicht zunächst zur Familie der Aale, wir fügen ihn aber hier wegen einiger Aehnlichkeit in der Bildung des Körpers, die auch schon sein Nahme anzeigt, mit bey. Außer jener Benennung führt er auch die Nahmen: Quappe, Trusche, Aalrutte, Aalquappe.

pe. Er hat ein sonderbares Ansehen; denn der Kopf gleicht dem Kopf eines Frosches, der übrige Theil des Leibes aber einem Aal. Auch in der Bewegung ist er dem Aal ähnlich. Die schlüpfrige glatte Haut ist oberwärts grau mit schwarzen und gelblichen Flecken gesprengt, am Bauche weiß. Seine Länge beträgt wohl zwey bis drey Fuß, und die Schwere gegen zwölf Pfund. Diese großen nennt man Quappenkönige. Sonst werden unsre gemeinen Quappen, die sich in schlammigten Wassern aufhalten, selten über anderthalb Pfund schwer. Man findet die Aalraupe in den Flüssen und Seen von ganz Europa, wo sie in der Tiefe unter Steinen und in Höhlen auf vorbeyschwimmende Fische lauert. Sie ist außerordentlich gefräßig, und verschlingt ausser den Thieren, deren sie mächtig werden kann, auch Schlamm, faules Holz u. s. w. Zur Laichzeit im December und Januar kommt sie aus der Tiefe hervor an flache Oerter. Ihre Vermehrung ist unglaublich stark; die Fischer nennen sie schlechthin den Laichfisch. Das gräßliche Ansehen derselben schreckt Manche ab sie zu genießen; ihr Fleisch ist aber fett und wohlschmeckend und kurz vor der Laichzeit am besten. Die große, blaßrothe Leber wird von Leckermäulern noch weit höher geachtet als Hechtleber, und man peitscht auch wohl unnöthiger Weise den lebendigen Fisch mit Ruthen, in der Meinung, daß die Leber dadurch größer werde. Eben so hält man den Milch für sehr delikat, den Rogen aber für giftig. In Fischbehältern können diese Fische mit Rinderherzen und dergleichen gemästet werden.

Die Meerquappe, die auch einen aalförmigen Körper hat, wird nur anderthalb Fuß lang, und ohngefähr zwey Pfund schwer. Sie lebt im Mittelländischen und im Nordmeere, und ist eßbar. Von beyden muß man noch die Aalmutter (Blennius vi-

viparus) unterscheiden, welche sowohl auf dem Rücken als unter dem Bauch eine in Eins fortlaufende Flosse hat. Man trifft sie vorzüglich in der Nordsee. Ihrer häßlichen Gestalt wegen verabscheuet man sie.

Die Kaulquappe, Cottus gobio.

Diejenigen Fische, deren Kopf breiter und größer als der ganze übrige Leib ist, nennt man Groppfische, Breitköpfe oder Knorrhähne, und zu diesen wird auch die Kaulquappe (der Kaulkopf, Gropp, Rotzkolbe, Müller) gerechnet. Der unförmlich große Kopf und der an den Seiten etwas zusammengedrückte, schlüpfrige Rumpf, der sich in einen dünnen Schwanz endigt, gibt ihr einige Aehnlichkeit mit den kleinen Kaulpadden, aus welchen sich die Frösche entwickeln. Oberwärts sieht sie braun und schwarz gefleckt, unten weiß aus; bey den Männchen hat der Bauch ebenfalls schwarze Flecken. Sie lebt in klaren Bächen mit steinigtem Grunde in verschiedenen Gegenden Teutschlands, auch in andern europäischen Ländern. Ihre Länge beträgt vier bis sieben Zoll. Sie nährt sich von Wasserinsekten und Fischbrut, und schießt wie ein Pfeil von einem Ort zum andern. Im März und April laicht sie, wozu sie sich unter großen Steinen besondere Gruben im Sande macht. Einige sagen sogar, sie brüte über dem Laich.

Das Fleisch kocht sich roth, und ist ganz gut zu essen.

Die Pricke, Petromyzion fluviatilis.

Verschiedene Abweichungen von der Bildung des Körpers der übrigen Fische, die man bey den Pricken und noch einigen andern Gattungen fand, bewogen mehrere Naturforscher, diese Geschöpfe ganz aus der Klasse der Fische zu verweisen und sie zu den Amphibien zu zählen. Man nannte sie also schwimmende Amphibien, auch Knorpelfische. Der Unterschied besteht hauptsächlich in den Werkzeugen des Athemhohlens, welche bey den Knorpelfischen weder wirkliche Kiemen, noch solche Lungen sind, wie man bey den Amphibien und den beyden ersten Thierklassen findet; sie haben vielmehr eine besondre Art Lungen und röhrenförmige Luftlöcher: Auch sollen sie sich wie die Schlangen begatten, und theils lebendige Junge gebähren, theils aneinander hängende Eyer legen. Indeß sind sie doch, im Ganzen genommen, mehr den wahren Fischen ähnlich, als den Amphibien, von welchen sie sich unter andern auch durch die Flossen — ein wesentliches Kennzeichen dieser vierten Thierklasse — so wie durch ihre Lebensart überhaupt hinlänglich auszeichnen. Sie behaupten daher, nach dem Urtheile einiger neuern Naturkenner, ihren Platz mit größerm Recht unter den Fischen.

Was nun die Pricken insbesondere betrifft, so gleichen sie in der Gestalt den Aalen, jedoch haben sie gar keine Schuppen; sondern eine glatte mit Schleim überzogene Haut. Der Kopf ist dünner als der Körper, das Maul ist fast zirkelrund. Statt der Kiemen haben sie auf jeder Seite sieben lungenähnliche Säcke und eben so viel Oeffnungen am Halse. Durch eine andere Oeffnung im Genicke sprützen sie das eingesogene Wasser wieder aus. Jene

sieben Löcher zählte man ehemahls mit dem Auge auf Einer Seite und dem Sprützloche im Genicke zusammen, und nannte sie dann uneigentlich Neunaugen. Vermittelst der mit Klappen versehenen Lippen können sie sich sehr fest an Steine und andere Körper ansaugen: daher haben sie auch den Nahmen Steinsauger. Sie nähren sich von Würmern, Insekten, kleinen Fischen und fetter Erde. Man rechnet zu diesem Geschlechte:

Den Kiefernwurm (Querder, Steinbeisser, Uhlen, Potromyzon branchialis) dessen Körper geringelt und an beyden Enden wie beym Spuhlwurm zugespitzt ist. Sein Nahme deutet darauf, daß er sich an die Kiefer andrer Fische anzusaugen pflegt. Er lebt in kleinen Flüssen und Bächen, die einen schlammigten Boden haben, und wird etwa eine Spanne lang. In Teutschland ist er nicht selten. Man braucht ihn meistens nur zum Köder für Fische, doch kann er auch gegessen werden. Etwas größer, sonst aber den Kieferwurm ähnlich, ist das kleine Neunauge von olivengrüner Farbe, das man in Thüringen häufig findet.

Höher als jene beyden schätzt man die Flußpricke, die gemeiniglich Neunauge heißt, und zwölf bis funfzehn Zoll lang und daumensdick wird. Sie sieht oberwärts schwarzgrün, oder silberfarben, an den Seiten gelblich, am Bauche schutzigweiß aus. Man trifft sie häufig in den Europäischen Flüssen an, wo sie sich von Würmern, Fischbrut und Aas nähren. Im März und April, wenn ihre Laichzeit fällt, legen sie am Rande der Flüsse zwischen Steinen ihre Eyer ab. Den Sommer über halten sie sich in der Tiefe von steinigtem Boden; man fängt sie aber in dieser Jahrszeit nicht gern, weil sie unschmackhaft, zähe und gewöhnlich mit einer Art von Räude behaftet sind. Im Winter werden sie mit Reusen und

Netzen, auch wohl mit der Angel gefangen. Da sie sich fest an die Steine ansaugen, so kann man sie zuweilen mit den Händen greifen. Die Fischer umwickeln zu dem Ende die Hand mit einem Tuche, indem sie dieselben sonst wegen der Schlüpfrigkeit nicht fest genug packen können. Auch hauet man Löcher in das Eis, und steckt frische Birkenreiser ins Wasser, da sie sich denn ebenfalls ansaugen, und mit denselben hervorgezogen werden. In England fängt man sie in so großer Menge, daß jährlich eine halbe Million nach Holland zum Kabeljaufang verkauft werden kann. Auch in Teutschland ist der Handel mit diesen Fischen an mehrern Orten sehr ansehnlich. Besonders sind die Bremer und Lüneburger Pricken beliebt. Sie lassen sich leicht lebendig verschicken, weil sie etliche Tage außer dem Wasser dauern. Am gewöhnlichsten aber werden sie marinirt. Man röstet sie nähmlich gelinde über Kohlen, kocht sie dann ab, läßt sie kalt werden, packt sie dann mit Lorbeerblättern und Englischem Gewürz in Fässer und gißt Weinessig darüber Frisch werden sie auch auf mancherley Art zubereitet und verspeiset. Ihr Fleisch ist etwas schwer zu verdauen, besonders wenn man den knorplichten Rückgrad mit ißt.

Die köstlichste unter den Pricken ist endlich die Lamprete (Petromizon marinus), welche vorzüglich in der Nordsee lebt, und im Frühjahr in die Elbe, Saale, Mulde und andere Flüsse zum Laichen eintritt. Man fängt sie zuweilen über drey Fuß lang, wie ein Arm dick und an sechs Pfund schwer. Der Rücken und die Seiten sind grünlich und blau marmorirt, der Bauch weiß. Uibrigens gleicht sie in der Lebensart und den Eigenschaften größtentheils der gemeinen Flußpricke; sie wird auch eben so zubereitet. Freylich ist sie aber der Seltenheit wegen theurer, und man soll in England zuweilen das Stück mit einer Guinee bezahlen. Den

Nahmen leitet man von den lateinischen Worten lambens petras her, welches soviel heißt, als Steinlecker oder Steinsauger. Sie hängen so fest an den Steinen, daß man schon eine dreypfündige Lamprete mit einem Stein von zwölf Pfunden aus dem Wasser gezogen hat.

Der Wels, Silurus glanis.

Der Wels, zu dessen Geschlecht etliche zwanzig Gattungen gehören, ist nebst dem Hausen der größte Fisch der süssen Gewässer; denn er wird über acht Ellen lang, an drey Zentner schwer und so dick, daß ihn ein Mensch nicht umklafftern kann. In der Bildung des Körpers gleicht er der Aalraupe. Der Kopf ist groß und breit, von oben nach unten zusammengedrückt, der Bauch kurz und dick, der ganze Leib gestreckt und mit einer schleimigen, schuppenlosen Haut bekleidet. Auf dem Rücken hat er nur eine Flosse, und am Maule stehen secks Bartfasern, welches ein besonderes Kennzeichen dieser Art ist. Der obere Theil des Leibes sieht schwarzlich grün, der untere lichtgrau aus, und überall finden sich dunkle Flecken oder Wölkchen.

Dieser Fisch ist in den meisten Europäischen Ländern einheimisch, er lebt aber gewöhnlich in süssen Wassern, selten in der See. In der Donau, Elbe und Weichsel wird er oft gefangen. Seinen Aufenthalt hat er in der Tiefe, jedoch steigt er bey schwüler Gewitterluft an die Oberfläche empor. Wegen der kleinen Flossen und des dicken Körpers kann er nur langsam schwimmen. Er legt sich gern im Hinterhalte unter einen großen versunkenen Baum und derdleichen, und lauert auf die vorbeyschwimmenden Fische. Auch spielt er zu dem Ende

mit den langen Bartfasern, da denn die Fischchen, in der Meinung Würmer zu erhaschen, sich ihm nähern. Gänsen, Enten und andern Wasserthieren stellt er eben sowohl nach, als den Fischen; ja man hat sogar schon Theile von menschlichen Körpern in seinem Magen gefunden. Bey denen von der größten Art ist der Rachen soweit, daß ein kleiner Knabe hineinkriechen kann.

Man fängt dieß für die Fischerey höchst schädliche Raubthier mit starken Angeln, seltner mit Netzen; oder man erlegt es mit Speeren, oder durch einen Schuß. Sein weißes, fettes, süßliches Fleisch wird wie Lachs zugerichtet, und von vielen diesem fast gleicht geschätzt, es ist aber schwerer zu verdauen. Von den alten und großen kann man es fast gar nicht geniessen. Die Haut, die Blase und die Gräten geben vermuthlich einen guten Leim.

Der Lachs, Salmo.

Das Geschlecht der Lachse ist überaus zahlreich, denn man kennt mehr als dreyßig Gattungen davon. Ein unterscheidendes Merkmahl dieser Gattung gibt unter andern die hinterste Rückenflosse, welche ohne Gräten ist, und gleichsam nur aus Fett besteht.

Der gemeine Lachs (Salm Salmo salar), hat nach seiner verschiednen Beschaffenheit, Größe, Alter und Aufenthalt verschiedne Benennungen. Wenn er ein Jahr alt ist, heißt er Sälmling; im besten Alter und fett; Weißlachs; mager uud schlecht, Graulachs; zur Laichzeit, Kupferlachs; der in der See gefangene, Rothlachs. Eben so hört

man auch Breitlachse, Schmallachse, Meerlachse u. s. w. nennen. Unter den Teutschen wird der Rhein- und Elb-lachs vorzüglich geschätzt. Bey Grönland fängt man den sogenanuten Berglachs, und bey Norwegen und England den grauen Lachs (den man mit dem Namen Graulachs nicht verwechseln muß) von graugefleckter Farbe und sehr angenehmen Geschmack.

Der Kopf und Rücken des gemeinen Lachses sind schwärzlich, die Seiten bläulich und nach dem Bauch zu silberfarben; der Bauch selbst und die Kehle sehen gelbröthlich aus. Im Verhältniß mit dem langen Körper ist der Kopf klein. In Schottland und Schweden soll er eine Länge von fünf bis sechs Fuß erreichen, und über fünfzig Pfund schwer werden. Sein eigentlicher Aufenthalt sind die Nordischen Meere nnd Flüße, denn er lebt im Sommer in den Flüßen und im Winter in der See, und ist also halb Fluß- und halb Seefisch. Doch werden in Preußen und noch in andern nördlichen Gegenden auch des Winters Lachse in Flüßen gefangen, die zurückbleiben müssen, wenn die Ströhme zu zeitig zufrieren. Kleine Fische, Insekten und Würmer sind seine Nahrung. Er wächst schnell, und soll im sechsten Jahre schon neun bis zwölf Pfund wiegen.

Sobald an den Küsten das Eis aufgeht, treten die Lachse iu die Mündungen der Flüße und Ströhme, die ein schnellfliessendes Wasser und einen kiesigten Grund haben. In die südlichen Gegenden von Europa gehen sie schon im Februar und März, in die nördlichen hingegen etwas später. Diese Reise machen sie in Gesellschaft zusammen, indem dreyßig, vierzig und mehrere sich in zwey Linien stellen, welche die Seiten eines Dreyecks bilden. An der Spitze schwimmt der größte, gemeiniglich ein Rogner, nach ihm folgen die übrigen paarweise, einer von

dem andern etwan eine Elle weit entfernt; die kleinen Milchner machen den Beschluß. Wird diese Ordnung durch einen Holzstoß oder ein andres Hinderniß unterbrochen, so stellen sie dieselbe gleich wieder her, wenn sie hinüber sind. Bey stürmischen oder heissem Wetter ziehen sie in der Tiefe weg, sonst aber nahe an der Oberfläche des Wassers, da man denn das Geräusch von weitem hören kann. Stoßen sie auf ein Netz, so suchen sie unten oder an den Seiten durchzukommen; bisweilen ist aber der Haufe so stark, daß sie das Netz mit Gewalt zerreissen. Kommen sie an Wasserfälle und dergleichen, so springen sie darüber weg. Der Lachs springt vom Wasser auf, wie eine gebogne Stahlfeder, die gegen den Boden geschnellt wird, in die Höhe springt. Er nimmt nähmlich den Schwanz ins Maul, krümmt den Leib zirkelrund zusammen, und läßt dann den fest angezognen Schwanz plötzlich fahren, daß derselbe gegen die Fläche des Wassers anprallt, und der Körper in die Luft geworfen wird. In tiefen Wassern können sie höher springen, als in flachen, — gewöhnlich vier bis sechs Fuß hoch — ja, nahe an der See bey Irrland, wo eine ansehnliche Lachsfischerey ist, sollen sie an zwanzig Fuß hohe Sprünge machen, welches kaum glaublich scheint. Beym Herunterfallen halten sie den Kopf hoch, und fallen allemahl auf die Seite. Wenn der Anführer erst glücklich hinüber ist, so folgen die audern bald nach. Anfangs gehen sie den schnellsten Ströhmen entgegen, um, wie man sagt, sich gewisser Würmer dadurch zu entledigen, die an den Kiemen sitzen, und sie um die Zeit heftig plagen. Sie springen daher auch öfters vor Unruhe und Schmerz über dem Wasser auf. Später hin suchen sie etwas ruhigere Stellen zum Laichen. In südlichen Gegenden fällt die Laichzeit im May, in nördlichen aber erst im Julius. Um die Zeit findet man vornehmlich bey dem Männ-

chen braune und gelbliche Flecken, weshalb sie Kupferlachse heißen. Die Weibchen machen dann mit den Schwänzen Gruben im Sande, legen den Laich darin ab, und bedecken ihn wieder mit Sand. Sie kommen alle Jahre wieder an den Ort, wo sie einmal gelaicht haben, so wie die meisten Zugvögel ihr Nest wieder aufsuchen. Man hat die Erfahrung davon gemacht, indem man einigen laichenden Lachsen, die man gefangen hatte, kupferne Ringe umlegte, sie dann ins Wasser setzte, und drey Jahre hinter einander sie an der nähmlichen Stelle wieder fing.

Gegen den Herbst kehren sie in die See zurück. Die erst ausgekommenen Jungen bleiben den Winter über in den Flüßen, und begeben sich im nächsten Frühjahr in die See, bey welcher Gelegenheit sie haufig gefangen werden, z. B. im Rhein bey Basel und Strasburg *). Der Lachsfang überhaupt ist in verschiednen Ländern von großer Wichtigkeit. In England sollen einige Lachsfischereyen jährlich mehrere tausend Pfund Sterling eintragen; auch in Preußen sind sie beträchtlich. Man fängt sie vornehmlich mit starken Netzen und in Gitterkasten, welche hinter den Mündungen kleiner Flüße und über Wasserfällen angebracht sind.

Das Fleisch der Lachse ist, wie bekannt, von sehr angenehmen Geschmack, erfordert aber eine gute Verdauungskraft, besonders wenn er geräuchert ist. Mit eingesalznen Lachsen treibt hauptsächlich Rußland

*) Einige behaupten jedoch, daß dieses eine von den Lachsen verschiedene Gattung sey, die in dasigen Gegenden den Nahmen Sälmling führe.

und Schweden, mit marinirten und geräucherten, Hamburg, Bremen, Pommern und Sachsen einen vortheilhaften Handel.

Von den übrigen Gattungen dieses Geschlechts sind noch folgende zu bemerken:

Der Rheinanken, welchen man von der Lachsforelle, die auch diesen Nahmen führt, unterscheiden muß, kommt fast in allen Stücken mit dem Lachs überein; nur hält er sich nicht im Meere auf. Man nennt ihn sonst noch Illanken oder Grundförn. Oberwärts sieht er dunkelblau, an den Seiten hellblau, nach dem Schwanz zu schwarzgefleckt, am Bauche weiß aus. Er wird zuweilen vierzig bis fünfzig Pfund schwer. Im Winter lebt er in der Tiefe des Bodensees und nährt sich von Fischen, Insekten, Würmern und vom Aase. Im April oder May tritt er in den Rhein, und wird alsdann bey Rheinegg und Rheinthal in Menge gefangen. Den Laich, der in einem langen Sack eingeschlossen ist, setzt er da ab, wo der Strom am schnellsten ist und einen kiesigten Grund hat, welcher sich besonders in der Gegend bey Feldkirch in dem Fluß Ill findet. Ihre Vermehrung ist nicht sonderlich stark, weil der Laich von vielen andern Fischen begierig aufgesucht wird. Im September und Oktober gehen sie wieder in den Bodensee zurück. So hoch auch ihr Fleisch geschätzt wird — denn es steht mit dem Lachs in gleichem Preise — so sehen sie doch die Fischer nicht recht gern, da sie außerordentlich gefräßig sind, und in den Gewässern viel Schaden thun.

Die Maräne, ein sehr wohlschmeckender, beliebter Fisch, mit schwärzlichem Rücken und übrigens silberfarbnem Leibe, muß nicht mit der Muräne, die zum Geschlecht der Aale gehört; verwech-

felt werden. Sie wird nur in der der Madue (dem Maduiser See) in Hinterpommern angetroffen. Die Fische, welche man an andern Orten mit diesem Nahmen bezeichnet, sollen jenen zwar etwas ähnlich, aber nicht gleich seyn. Die eigentliche Maräne hat ziemlich die Gestalt des Karpfen, nur ist der Rücken dünner. Gewöhnlich erreichen sie eine Länge von zwey Fuß, und werden über sechs Pfund schwer; zuweilen aber werden sie auch größer nnd sollen gar zehn bis zwölf Pfund wiegen. Sie laichen im Herbst, und man fängt sie um diese Zeit, wo sie am fettesten sind, und im Anfange des Winters unter dem Eise. Sie werden geräuchert, marinirt und als eine Delikatesse weit und breit verschickt. Frisch schmecken sie wie Forellen. Die kleine Maräne oder Moräne wird nur sechs bis acht Zoll lang und fünf Loth schwer, nnd hat viel Aehnlichkeit mit dem Uekelei. Sie ist sehr häufig in Teutschland, lebt gleichfalls in tiefen Seen mit sandigen Boden, nnd kommt zur Laichzeit in die Höhe. In Ansehung der Lebensart und Benutzung gilt von dieser größtentheils das, was von der vorigen gesagt ist.

Die Aesche (Asche, der Ascher), heißt in der Schweitz im ersten Jahre Kreßling, im zweyten Iser, dann Aescherling, und endlich Aesche. Sie gleicht der Forelle ziemlich, und liebt auch wie diese, frische, schattichte und steinigte Wasser. Die Schuppen sind groß nnd hart, der etwas gebogne Rücken schwarzgrün, die Seiten aschgrau (daher der Nahme Aesche und Asche), der Bauch weiß und dicker wie bey den Forellen. Ihre Länge beträgt ein, zuweilen zwey Fuß, und im letztern Fall das Gewicht über drey Pfund. In kalten Bächen, die aus gebirgigten Gegenden kommen, hält sie sich gern, und nährt sich von Schneecken, Insekten, kleinen Fischen und besonders vom Rogen der Forelle und des Lachses. Einige versichern, daß sie

auch aus der Nord- und Ostsee zum Laichen in die Flüsse herabsteige, und im Herbst wieder dahin zurückkehre. Im April und May setzt sie den Laich an Ste..ten ab, und wird alsdann am leichtesten gefangen; außer der Zeit seltner, weil sie sehr flüchtig ist. Allein, im Herbst und im Winter ist ihr Fleisch am fettesten und wohlschmeckendsten, und steht in verschiedenen Gegenden in einem so hohen Werth, daß dieser Fisch nur für die Landesherrschaft gefangen werden darf. Sie soll einen angenehmen Geruch, fast wie Thymian, von sich geben, welches aber wenigstens nicht allgemein seyn muß, da es Verschiedne läugnen. Man findet sie in Preußen, Pommern, Schlesien und außer Teutschland in nördlichen Ländern, doch vermehrt sie sich nicht stark.

Die sogenannte breite Aesche wird nur für eine Abänderung des Schnäpels gehalten.

Der Salbling (Salvelin, Schwarzreuterl) ist in den Seen des südlichen Teutschlands, z. B. in Bayern, einheimisch, und wird gewöhnlich zwey bis drey, zuweilen auch wohl sechs bis zehn Pfund schwer Der Kopf und Rücken sind braun, die Seiten weiß und gelbgefleckt, der Bauch gelblich. Er laicht vom Oktober bis December. Sein wohlschmeckendes Fleisch wird geräuchert und wie Lachs verkauft.

Der Schnäpel (Weißfisch, Sick, Lavaret, Gangfisch, Adelfisch, Blauling) wird acht bis zwölf Zoll lang, lebt in der Tiefe der Nord- und Ostsee, und begibt sich ebenfalls zur Laichzeit in die Flüsse. Der Oberkiefer steht in Gestalt einer Nase hervor. Der Kopf ist kurz und stumpf, der Bauch spitz, der Rücken sieht dunkelblau ins Grüne spielend, der Unterleib weiß aus. Er liebt besonders den Laich der

Häringe, und folgt daher diesen auf ihrem Zuge nach. Vom August bis Oktober ziehen sie selbst schaarenweise an die Küsten und Mündungen der Flüsse, wo der Strohm schnell und der Boden kiesigt ist, um die Eyer abzulegen. Sie beobachten fast dieselbe Ordnung, wie die Lachse, indem sie unter einem Anführer in zwey Reihen, die vorn einen Winkel machen, schwimmen. Wenn ein starker Wind wehet, kehren sie wieder um, ein jeder sucht sich dann in der Tiefe so gut zu verbergen, als er kann; sobald aber das Wasser ruhig ist, setzen sie ihren Zug in der gehörigen Ordnung fort. Nach dem Laichen gehen sie in die See zurück. Die Jungen bleiben in den Flüssen, bis sie etliche Zoll groß sind. Man fängt sie in mehrern Gegenden, z. B. in der Elbe, salzt sie ein oder räuchert sie, und versendet sie Tonnenweise. Sie lassen sich auch in tiefe Seen mit sandigem Boden versetzen.

Der Stint (Eperlan, Spiring, Smelt, Alander), ein schönes, zwey bis drey Zoll langes Fischchen mit dünnen, silberfarbnen Schuppen, die auf dem Rücken ins Graue, an den Seiten ins Grüne und Blaue, und am Bauch ins Röthliche spielen. Sein Körper ist so durchsichtig, daß man im Kopfe die Theile des Gehirns, und im Leibe den Rogen sehen kann. Er verbreitet aber einen unangenehmen Geruch, und heißt deshalb auch an einigen Orten Stinkfisch. In Teutschland und andern Europäischen Ländern findet er sich in Landseen und den Mündungen der Flüsse mit sandigem Boden, und wird im März zur Laichzeit, in großer Menge gefangen, denn außer der Zeit lebt er in der Tiefe, wo ihm nicht wohl beyzukommen ist. Wenn man ihn essen will, muß er vorher mit kochendem Wasser stark gebrühet werden, um ihm den üblen Geruch zu benehmen; er ist aber doch nur eine gemeine

Speise. In England und Schweden werden große Haufen auf dem Markt zusammengeschüttet und um ein Spottgeld verkauft. Sonst braucht man sie auch, wegen ihrer ungemein starken Vermehrung, zu Futterfischen in Forellenteichen. Der Seestint ist in der Gestalt diesem kleinen ähnlich, hat aber keinen so widrigen Geruch, und wird auch größer und dicker. Seine Länge beträgt zwölf bis dreyzehn Zoll, und die Schwere ein halbes Pfund. Er wohnt in den Tiefen der Nord- und Ostsee, tritt gegen das Frühjahr in die Flüsse um seinen Laich abzusetzen, und wird dann ebenfalls häufig gefangen. Man schätzt ihn viel höher als den kleinen Stint. In Preussen trocknet man ihn an der Luft, packt ihn in Fässer und verkauft ihn nach Pohlen, und in England ißt man getrocknete Scheiben von Seestint zum Frühstück.

Ende des ersten Bandes.

p. 22. 29. 161. 1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp, / Blaschke, János, / Gerstner, Joseph,

Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften

Bd.: 1

Wien und Prag 1800

H.nat. 181-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075705-1
VD18 90177681